Eric Fricke



Roman

Dem Verfall unterworfen
sind alle zusammengesetzten Dinge
(Buddha)

Es war schon fast ein Luxus, eine Brücke als Dach über dem Kopf zu haben, auch wenn es sich nur um eine kleine Fußgängerbrücke handelte, die über den Fluss führte. Immerhin, sie war noch recht neu – keine zehn Jahre alt – und machte daher nicht den Eindruck, als wäre sie unsicher. Natürlich lagen auch hier die rostigen Armierungen frei. Das Geländer fehlte, aber die eigentliche Bausubstanz hielt. Noch.

Die Zeitungen, die als zusätzliche Isolierschicht in den Schlafsack gestopft worden waren, wärmten, aber sie würden nicht mehr lange halten. Das Papier wurde zuerst gelb, dann brüchig, nach ein paar Tagen zerriss es bei jeder kleinen Bewegung. Nachschub war nicht mehr zu bekommen, da keine Zeitungen mehr erschienen. Roland hatte es sich bald angewöhnt, möglichst bewegungslos zu schlafen, der Preis waren jedoch Muskelschmerzen und steife Gelenke, wenn er mühsam aufstand.

Er spürte einen ekligen, fauligen Geschmack im Mund. Er langte in seinen Rucksack und fischte einen Plastikbeutel heraus. Der Tabak war trocken und würde vermutlich brennen wie Zunder, aber das Papier war echtes Zigarettenpapier, holzfrei und hielt deshalb länger als das Zeitungspapier. Es war wertvoll, weil es immer seltener wurde.

Roland drehte die Zigarette sorgfältig über dem offenen Tabakbeutel, um nur keinen der kostbaren Krümel zu vergeuden. Dass die gummierte Klebefläche indes ihren Zweck nicht erfüllte, war zu erwarten.

Der Tabak hatte sein Aroma längst verloren, ebenso wie der Fusel, mit dem sich Roland am Vorabend die nötige Ruhe zum Einschlafen verpasst hatte; wahrscheinlicher noch hatte er noch nie eines besessen. Die Dinge hatten sich im Laufe der letzten Jahre geändert. Es war ein Wunder, dass überhaupt noch etwas funktionierte.

Es war ein Wunder, dass man überhaupt noch lebte.

Die schwachen Funken entzündeten das reaktionsträge Gas erst nach einigen Versuchen. Roland schirmte das Feuerzeug mit der linken Hand ab, während er es mit der rechten zum Mund führte. Der Tabak brannte knisternd, und Roland, der gründlich gelernt hatte, möglichst nichts zu verschwenden, inhalierte den beißenden Rauch schon beim ersten Zug. Das Schwindelgefühl war stärker als sonst bei der ersten Zigarette; die Mahlzeit war gestern nicht allzu üppig gewesen.

Roland lehnte sich zurück an die nachtkühle Betonwand. Das Gewicht seines Körpers zu spüren, gab ihm wenigstens die Gewissheit, dass die Schwerkraft noch funktionierte. Als die Zigarette seine Fingerspitzen ansengte, löschte Roland die Glut, zupfte den restlichen Tabak aus der knapp zentimeterlangen Kippe und steckte ihn wieder in den Beutel zurück. Das Schwindelgefühl war verflogen. Roland starrte auf den trägen Fluss.

Es hatte einmal eine Zeit gegeben, in der die Welt Sicherheit gegeben hatte. Trotzdem schienen die Menschen in der festen Gewissheit zu leben, dass jederzeit das Ende in Form eines nuklearen Holocaust hereinbrechen konnte. Tatsächlich hatte es, damals in den Sechzigern, genügend Anlässe gegeben, die die Ängste entsprechend schürten: die Kuba-Krise beispielsweise, der Mauerbau in Berlin oder der Einmarsch der Sowjets in die Tschechoslowakei.

Es war die Zeit von Rolands Kindheit. Die Sechziger prägten ihn, ohne dass er sich dessen bewusst war, was um ihn herum geschah. Er war vier Jahre alt, als eine Band aus Liverpool ein paar Konzerte in Deutschland gab. Eine große Jugendzeitschrift sponserte das ganze Unternehmen, das folglich „Bravo-Beatles-Blitztournee” hieß; für die jungen Engländer wohl eine hinreichende Revanche für den „Blitzkrieg”, den die Väter ihres Publikums über zwanzig Jahre zuvor führen wollten. Der „Blitzkrieg” hatte fast sechs Jahre gedauert, aber glücklicherweise, hatte sich Hitlers Zeitkalkulation

beim Tausendjährigen Reich als ebenso miserabel erwiesen. Aber auch wenn er um 988 Jahre danebenlag, hatte der *Gröfaz* – der „größte Feldherr aller Zeiten” – genug Spuren hinterlassen, um Roland für den Rest seines Lebens ebenfalls zu beeinflussen.

Geboren wurde er 17 Jahre, nachdem die letzten Schüsse gefallen waren. Die Kampfhandlungen waren beendet worden, der Krieg offiziell nicht. Zwischen den Alliierten und Deutschland gab es lediglich einen Waffenstillstand; eine Tatsache, die Roland als Kind stets fasziniert hatte. Der Krieg zwischen Osten und Westen, der Kalte Krieg, der danach ausbrach, wurde mit anderen Mitteln geführt: mit Spionage, Sabotage und Boykotten.

Die Beatles lernte Roland bei seiner Tante kennen. Sie besaß eine gewaltige Musiktruhe. In der rechten Hälfte befand sich ein Radio mit zwei Drehknöpfen und etlichen Stationstasten, die Roland immer mit Zähnen assoziierte. Nach dem Einschalten brannte ein Licht hinter der getönten Glassscheibe mit den aufgedruckten Frequenzen. Die wichtigsten Sender waren auf dem Glas mit Namen angegeben: Deutschlandfunk, RIAS, Sender Freies Berlin. Eine Weile geschah dann weiter nichts. Doch schließlich, zunächst sehr leise, dann immer lauter, wenn die Röhren endlich warm wurden, tönte Musik oder ein Sprecher aus den drei ovalen, hinter einem Korbgitter versteckten Lautsprechern. Rolands Tante schloss die hölzerne Schiebetür vor dem Radio und öffnete die auf der linken Seite. Eine Glühbirne, vom Türschalter in Gang gesetzt, erleuchtete einen federgelagerten Plattenwechsler.

„Gefällt Dir das?” fragte die Tante, als die ersten Takte von *She loves you* erklangen, und Roland verspürte zum ersten Mal das Kribbeln, das ihn die nächsten Jahrzehnte begleiten sollte, wenn er guten Rock’n’Roll hörte. Seine Tante begann zu tanzen und im Takt mit den Fingern zu schnippen, und ein vierjähriger Junge, der noch nicht wusste, dass er 14 Jahre später um John Lennon weinen würde, hüpfte lachend zum treibenden Rhythmus der Musik im Zimmer herum.

Das Haus, in dem Rolands Eltern zur Miete wohnten, stand am Stadtrand. Hinter den Kartoffeläckern und Maisfeldern begann der Wald, nach dem die Stadt aber bereits ihre Fühler auszustrecken begann. Die ersten Kräne erhoben sich aus einer Lichtung über die Baumwipfel und bewegten die Betonfertigteile der künftigen Trabantenstadt, die die allgemeine Wohnungsnot lindern sollte.

Gegenüber, auf der anderen Seite der damals noch wenig befahrenen Colmarer Straße – wegen seiner Straßennamen nannten manche das Viertel auch „Klein-Elsass“–, lag eine Wiese, die oft als Schafweide genutzt wurde, dahinter trennten ein dichter Baumbestand und dornige Büsche den Stadtteil in zwei Hälften. Lange Zeit hatte auf dem verwilderten Grundstück ein Häuschen gestanden, dessen Bewohner mittlerweile in eine der Trabantenstädte gezogen waren, und das nun zusehends verfiel. Es war ein Dschungel, ein gefährlicher Urwald für Roland und seine Freunde gewesen, ein Ort, der fast unerreichbar gewesen war für jene seltsamen, immerzu besorgten Wesen namens „Erwachsene”. Die letzten Erwachsenen, die hier gewesen waren, hatten wohl keine Baumhäuser gebaut. Ihre Hinterlassenschaften bestanden aus Patronenhülsen und verrosteten, leeren Ölfässern.

Die Patronenhülsen waren begehrte Sammlerobjekte für die Kinder (die damals noch nicht *Kids* hießen), wurden aber vor den Eltern stets versteckt. Nicht zu Unrecht befürchteten sie, nicht mehr in ihrem Urwald spielen zu dürfen, wenn die Eltern damit rechnen mussten, dass auf dem Grundstück womöglich scharfe Munition läge. Tatsächlich fand man dann, Jahre später, als das Kind Roland bereits ein Teenager geworden war, bei Bauarbeiten eine britische Fliegerbombe, einen Blindgänger mit rostigem, aber gleichwohl funktionsfähigem Zünder.

Gut zwei Jahrzehnte, nach dem das Grundstück im Westen der Stadt ein nie in die Geschichte eingegangener Kriegsschauplatz gewesen war, wurde es zum Kampfplatz kriegspielender Kinder. Ob manche Orte dazu tendieren, dass Ereignisse sich in der einen oder anderen Form an ihnen wiederholen – wenn auch in diesem Falle in deutlich abgeschwächter Form –, darüber mochte man spekulieren.

Wahrscheinlicher waren die Einflüsse von Eltern und Großeltern, für die rund zwanzig, fünfundzwanzig Jahre Zeit genug gewesen waren, die Schrecken des Dritten Reiches zu verdrängen. Zeit genug auch, an der Front gefallene oder bei der Bombardierung von Städten ums Leben gekommene Verwandte und Freunde zu Märtyrern zu stilisieren. „Kameradschaft” war eines der Schlagworte, die manche Eltern ihren Kindern als Geleit fürs Leben mitzugeben versuchten. Nicht Rolands Eltern, die erst kurz vor dem Krieg geboren wurden, dennoch konnte dieser sich dem Einfluss seiner Spielkameraden kaum entziehen.

Tatsächlich gehörten zur verbreitetsten Lektüre von Rolands Freunden die Landser-Hefte, die nur so strotzten von ebenso helden- wie tugendhaften deutschen „Wehrmachtsrittern“. Beliebt waren auch Spielzeugmodelle von deutschen Panzern, vor allem des „Königstigers“.

Wohl die Krönung war das komplett aufgebaute Schlachtfeld, das bei Uwe, dem Sohn von Hausbesitzer Nolte, im Keller stand. Auf einer Sperrholzplatte formierten sich zentimetergroße Plastiksoldaten – *„Made in Hongkong“* – hinter Wällen aus eingefärbtem Sägemehl; links die deutsche Wehrmacht in Gestalt von Rommels Wüstenfüchsen, die allerdings nicht vor El Alamein, sondern – welch Hinweis auf Uwes Geschichtsbewusstsein (oder besser, das seines Vaters) – der japanischen Armee gegenüberstanden. Das waren die „Japser“. Außer den Japsern gab es noch die Itaker, die, laut Uwe, zwar nicht so heroisch waren wie die ruhmreichen Deutschen, aber fast ebenso gute Panzer besaßen. Weder Uwe noch Roland hatten auch nur eine leise Ahnung davon, was „heroisch“ hieß, und keiner von beiden wagte es, jemanden danach zu fragen.

Nicht zu vergessen natürlich der Erbfeind, der Franzmann, der auch in einer reichhaltigen Kollektion vertreten war – leider allerdings in einer Ausgabe des ersten Weltkrieges *(authentic World War I soldiers, made in Hongkong)*, was jedoch für Uwe kein Hinderungsgrund war, diese Soldaten auf jenem reichlich verworrenen Schlachtfeld gegen die Wehrmacht in Stellung zu bringen.

Liebevoll war dünner Draht zwischen den Frontlinien aufgerollt worden, es waren Stacheldrahtverhaue für maßstabsgerechte und detailgetreue Granatwerferstellungen. Hier durfte nun Roland mit dem einige Jahre älteren Uwe den zweiten Weltkrieg nachspielen, den die Deutschen jedoch stets zu gewinnen hatten.

„Eigentlich“, meinte Uwe, „haben wir ja auch immer gewonnen. Außer ganz am Schluss.“

Dem konnte der fünfjährige Roland wenig entgegensetzen. Uwe übernahm die Führung der deutschen Wehrmacht „wie der Hitler“, und Roland setzte die „Erbser“ in Bewegung, wie er die kaiserliche Armee aufgrund eines akustischen Missverständnisses bezeichnete – unter dem schallenden Gelächter Uwes.

Das Spiel verlief stets gleich: Die Jungen schoben die Panzer und Figuren durch das Sägemehl, wobei Uwe verblüffend echte Geräuschimitate von Granatfeuer und Maschinengewehrbeschuss von sich gab: „Die Deutschen erobern die Flanke – piuuuuuu… wumm… t-t-t-t-t… iaooouuuu… wumm!“ Schließlich orderte er Luftverstärkung: „Jetzt kommen die Stukas… sie fliegen gegen schweres Flakfeuer an… wumm, wumm… wiiiiiiiiiiiiiiii… wumm! Wumm! WUMM!“

Reihenweise fielen die Japser, kippten die Panzer, verschwanden Flakstellungen unter grünem Sägemehl. Dann war das Spiel aus, der Krieg für Volk, Reich und Führer gewonnen.

Manchmal kam auch Uwes Vater hinzu. „Ich war ja damals in der HJ. Weißt du, Roland,“ – hier machte er eine entschuldigende Handbewegung – „es war ja nicht alles gut, was der Hitler damals gemacht hatte. Aber in der HJ gab es Kameradschaft, und man lernte was fürs Leben. Na ja, und außerdem musste man ja hin. So wie meine Frau auch. Die war beim BDM. Das war für die Mädchen das, was die HJ für uns Hitlerjungen war.“

„Das waren dann die Hitlermädchen?“ spekulierte Roland. Nolte lachte und klopfte Roland kameradschaftlich auf die Schulter – wie eben Erwachsene Kindern kameradschaftlich auf die Schulter klopfen. „Die haben wenigstens Männer aus uns gemacht, damals in der Hitlerjugend. Nicht so, wie das heute so abläuft, mit den ganzen Gammlern und so.“ Er sah Roland fest in die Augen. *Mit ehernem Blick* hätte Nolte das vermutlich genannt, aber meistens hatten seine Augen einen verdächtigen Glanz, wenn sein Atem nach Alkohol roch. „Versprich mir, dass du nie so ein Gammler wirst, gell? Du bist doch ein feiner Kerl!“

Der unausgesprochene Rest des Satzes hieß: „…auch wenn Dein Vater immer SPD wählt.“ Aber das wusste Roland natürlich nicht.

Rolands Vorstellungen von Hitlerjugend und BDM waren ähnlich vage wie die von Gammlern. Daher beschränkte er sich auf ein Nicken und ein braves „Ja, Herr Nolte.“

Aber nur bei schlechtem Wetter fand der Krieg im Saale statt. Uwe hatte sich mit Rudi und Jürgen auf dem verwilderten Grundstück auf der anderen Straßenseite getroffen. Mit dem bei Zehnjährigen zuweilen anzutreffenden Großmut akzeptierten sie die Anwesenheit des „Kleinen“.

„Hör zu, Roland, dass aber eines klar ist: Gespielt wird, was wir sagen. Und wehe, du machst hier den Spielverderber – dann darfst du künftig nicht mehr mitmachen!“

Das war in Rolands Augen eine ziemlich üble Drohung – schließlich wollte er ja seine fast erwachsenen Freunde nicht verlieren, die mit Streichhölzern herumliefen, um Lagerfeuer anzuzünden, und, was noch wichtiger war, ein Fahrtenmesser besaßen. Kein gewöhnliches Taschenmesser, wohlgemerkt. Uwe war der erste gewesen, der von seinem Vater ein Fahrtenmesser bekommen hatte, Rudi und Jürgen hatten ihre Eltern anschließend eine ganze Weile bearbeiten müssen. Besonders bei Rudi war es nicht so einfach gewesen.

Rudi hätte natürlich längst im Bett liegen sollen, als er das abendliche Gespräch seiner Eltern belauschte. Die Wohnzimmertür war nur angelehnt. Ein bleistiftdünner Lichtstrahl schien durch den Spalt, dicker und dünner werdend mit der leichten Zugluft, die die Tür bewegte. Sein Vater rauchte eine Reval, deren kräftiges Aroma mit dem Zug durch den Türspalt wogte. Rudi war gerade auf dem Weg zum Klo gewesen, und er wäre eigentlich gar nicht stehengeblieben. Seine Eltern hatten sich gerade über die Anschaffung eines gebrauchten VW 1200 unterhalten, der beim Händler in der Vogesenstraße stand.

„Recht wenige Kilometer auf dem Tacho, das ist schon ein Argument.“ hörte Rudi die tiefe Stimme seines Vaters brummeln. „Aber bevor wir uns den anschaffen, muss ich erst mal ausführlich Probe fahren. Zweieinhalbtausend Mark ist halt doch ganz schön Geld.

Aber sag mal, was ganz anderes, bevor ich’s wieder vergesse – was war denn das jetzt mit dem Rudi und diesem Messer?“

Das war das Stichwort, bei dem Rudi stehenblieb.

„Na, das kannst du dir doch denken, wer hier in der Straße mit einem Fahrtenmesser rumläuft. Der kleine Nolte natürlich.“

„Fahrtenmesser – wenn ich das schon höre! Und als nächstes? Wird dann das Horst-Wessel-Lied angestimmt?“

„Na, Klaus, ich weiß nicht, ob man das gleich so sehen darf. Der Nolte ist natürlich ein bißchen konservativ, aber man muss ihm ja nicht gleich unterstellen, er sei ein Nazi.“

„Ein bißchen konservativ ist gut. Wenn er einen intus hat – und das ist ja oft genug der Fall –, erzählt er doch jedem, der’s wissen will oder auch nicht, wie er als 15-jähriger mit der Panzerfaust durch die Gegend gerobbt ist. Der hat das doch noch 1945 mit Pfadfinderromantik verwechselt.“

„Freilich. Aber du hattest doch mit zehn auch ein Taschenmesser. Das gehört doch bei einem Jungen einfach mit dazu, denke ich, oder?“

„Na ja, ein Taschenmesser, ein harmloses, ziviles Taschenmesser. Aber so einen Nazi-Ehrendolch für Arme… aber warte mal, es zieht hier wie Hechtsuppe.“ Rudi hörte, wie sein Vater sich aus dem Sessel erhob. Leise huschte er in sein Zimmer. Die Wohnzimmertüre schloss sich mit leisem Klicken. Rudi atmete auf und schlich wieder zur Tür. Leider hörte er die Stimmen seiner Eltern jetzt nur noch undeutlich. Seufzend ging Rudi aufs Klo und hoffte auf einen positiven Ausgang des Gesprächs. Er kam tatsächlich, fünf Wochen später, an seinem Geburtstag. Nun besaß Rudi ein echtes Fahrtenmesser, wenngleich mit einigen Abstrichen. Der Griff war aus Plastik, das Imitat eines Stücks Hirschgeweih, und auch die Klinge wirkte harmlos gegen Uwes Dolch. Aber es genügte, dass sich Rudi nun als Mann fühlte.

Roland hatte natürlich kein Fahrtenmesser, und er ahnte, dass es wohl noch dauern würde, bis er eines bekäme. Aber 1967 brauchte ein Kind nur ein Stück Holz, das sich in alles verwandeln konnte. Wie zu allen Zeiten, für alle Kinder, war es auch für Roland eine Waffe, meistens ein Gewehr, eine Pistole – oder eben manchmal ein Fahrtenmesser.

Krieg bedeutete für die Kinder Austoben, den Körper spüren, Mutproben und manchmal auch Verwundungen in Form eines verschrammten Knies. Der Boden des verwilderten Grundstücks hatte vor 22 Jahren schon mehr Blut aufgesaugt. Am Rand wurde schon gebaut, der Abraum wurde zum Feldherrnhügel, den es zu erstürmen galt.

Roland, Jürgen, Uwe und Rudi erwiesen sich als wahre Virtuosen, wenn es um die Nachahmung von Waffengeräuschen ging. Ein Brummton, zerhackt durch pumpendes Spannen und Entspannen des Zwerchfells, während man die Luft zwischen den Zähnen hervorzischen ließ, ergab eine perfekte Maschinenpistole.

Rennen, Anstürmen, Sperrfeuer, Schreie, fallenlassen. Hochgerissene Arme, ein Stück Dachlatte –

der Wehrmachtskarabiner –, das den Händen entfiel. Der fallende Kämpfer im spanischen Bürgerkrieg, dessen Foto zu einem der Symbole der Friedensbewegung wurde, im Kleinformat.

Schließlich lehnten sich die Jungen erschöpft an die verrosteten Ölfässer. Uwe zog eine Zigarettenschachtel hervor und zündete sich mit großspuriger Geste eine HB an, wobei er allerdings Lungenzüge tunlichst vermied, um sich nicht zu blamieren. „Mensch, darfst du rauchen?“ fragte Roland erstaunt.

„Kleiner,“ höhnte Uwe, wobei er seine gesamte Missbilligung in das Wort legte, „mein Vater würde mich windelweich dreschen, wenn er es wüsste. Also halt die Klappe.“

„Aber dein Papa raucht doch auch?“ wagte Roland einzuwenden.

„Kinder!“ schnaubte Uwe verächtlich und verdrehte die Augen.

Rudi und Jürgen fürchteten schon, dass ihnen Uwe auch Zigaretten anbieten würde – ihre Erfahrungen waren bislang nicht so toll gewesen, und keiner hatte Lust, seinem Anführer vor die Füße zu kotzen – und drängten auf Themenwechsel.

„Sag mal, was machen wir eigentlich noch? Es ist erst kurz vor Vier.“ Natürlich hatte Uwe, wie meistens, eine Idee: „Jetzt, wo wir den Krieg gewonnen haben, müssen wir eine Parade machen. Der Weg neben dem Schutthaufen ist die Paradestraße. Wir holen unsere Fahrräder, das sind die Panzer. Und einer muss auf dem Hügel stehen, die Parade abnehmen.“

Wer das war, war leicht zu entscheiden, denn der kleine Roland besaß kein Fahrrad, abgesehen davon konnte er auch noch nicht Rad fahren. Allerdings tendierte auch seine Erfahrung im Abnehmen von Paraden gegen Null, so dass Uwe geduldig Instruktionen gab.

Nach ein paar Minuten holperten die Älteren mit ihren Rädern über den schmalen, lehmigen Trampelpfad, kehrten am Gestrüpp, wo der Weg endete, um und defilierten erneut an Roland vorbei, wobei sie jedesmal den rechten Arm ausstreckten und „Heil Hitler“ riefen. Roland hob dann weisungsgemäß ebenfalls den rechten Arm zum Führergruß. Sagen musste er nichts, hatte Uwe erklärt. „Der Hitler hat ja zu sich selbst schließlich nicht ‚Heil Hitler‘ gesagt.“ Bald schon wurde Roland das Spiel zu öde: „Ich gehe jetzt heim!“

„Spielverderber!“ schimpfte Rudi.

„Kleinkind!“ höhnte Jürgen. Nur Uwe hatte das passende Vokabular parat: „Kameradensau! Du kommst vors Kriegsgericht!“

Aber selbst diese furchtbare Drohung konnte Roland nicht dazu bewegen, wieder „Heil Hitler“ zu spielen.

Immer öfter bemerkte Roland auch Leute, die nicht so aussahen, als würden sie „Heil Hitler“ spielen, sofern Erwachsene überhaupt spielten, was Roland ohnehin stark bezweifelte. Vermutlich träumten sie nicht einmal. Roland hielt dies für ein Privileg der Kinder.

Er sah Frauen in bunten Kleidern und Männer mit langen Haaren, die seltsame Zigaretten rauchten, die so völlig anders rochen und aussahen als Papas Kurmark.

Irgendwo, in einem fernen Land im Osten, herrschte Krieg.

„Was ist da los?“ fragte Roland, irgendwann um 1968. Auf dem kleinen Schwarzweiß-Bildschirm sah man rennende Menschen, die von anderen verfolgt wurden. Große Autos, aus denen Wasser spritzte. Plakate und Transparente.

„Das sind Demonstranten.“ sagte sein Vater. „Nennen sich APO und machen Krawall, statt zu studieren.“

Fasziniert starrte Roland auf den Fernseher. „Aber warum machen die das, Papa? Ich meine, die Apos, die schlagen ja die Leute mit Stöcken!“

„Herrgott, Junge, die mit den Stöcken, das sind doch Polizisten!“ Rolands Vater schüttelte den Kopf.

Dies war einer der ersten Brüche in Rolands Weltbild. Ein Polizist, so hatten ihn seine Eltern gelehrt, war ein freundlicher Mann, zu dem man als Kind gehen konnte, wenn man sich verlaufen hatte. Oder der Einbrecher jagte und ins Gefängnis steckte. Aber die Polizisten im Fernsehen beschützten die Leute nicht, sie schlugen mit Stöcken auf sie ein oder ritten mit kaum zu bändigenden Pferden mitten in die Menschenmenge hinein. Sie fuhren mit Autos, die wie Panzer aussahen, vor und spritzten mit Wasser und Tränengas. Es sah aus wie im Krieg, wie die Bilder aus dem frem-

den Land, die anschließend in der Tagesschau kamen. Und die Polizisten sahen auch gar nicht so aus wie der übergewichtige, etwas kurzatmige Herr Dürr am Ende der Straße, dessen Uniformknöpfe gefährlich spannten.

Von diesem Tag an hatte Roland endgültig keine Lust mehr aufs „Heil-Hitler"-Spielen, jetzt spielte er „Polizist und Demonstrant". Meistens allein, denn Uwe wollte keinen „Gammler" spielen, und Rudi und Jürgen hörten schließlich auf Uwe.

In jenem Jahrzehnt gewann Roland den Eindruck, dass der Krieg tatsächlich das beherrschende, zentrale Thema der Erwachsenen war. Keiner schien ihn zu wollen – außer Herrn Nolte, wenn er betrunken war („Wir müssen unser Land im Osten wieder zurückholen. Nicht nur die Ostzone, sondern auch das, worauf jetzt die Polacken sitzen!" –, aber er war allgegenwärtig. Meistens war er weiter weg – in Jahren: Das war der zweite Weltkrieg, der selbst Ende der Sechziger noch Spuren zeigte; auf der anderen Seite von Rolands Urwald existierte noch ein Trümmergrundstück. Oder er fand am anderen Ende der Welt statt, jedoch in der Gegenwart, in Vietnam.

Zuweilen schien der Krieg aber in Zeit und Raum näherzurücken. Wie 1968, als die Erwachsenen – trotz der Badeordnung, die dies verbot – Transistorradios mit ins Schwimmbad nahmen. Aber kein Bademeister forderte die Leute auf, die Geräte abzustellen. Die Stimmung war gedrückt, und immer wieder vernahmen die Kinder leise Befürchtungen: „Es wird doch keinen Krieg geben?" Sowjetische Panzer rollten durch Prag, und Roland und seine Freunde begannen darüber zu fachsimpeln, wie der Krieg denn aussehen würde.

„Man hat einen Helm auf, und die ganze Zeit heulen Sirenen!"

„Und Flugzeuge kommen und werfen Bomben auf die Häuser."

Die Aufregung war groß, nur Uwe sah die Situation gelassener:

„Dann bekomme ich endlich ein richtiges Gewehr!"

1969 begann für Roland das, was die Erwachsenen den „Ernst des Lebens" nannte. Es war ein aufregendes Jahr. Im Fernsehen konnte man Männer auf dem Mond herumlaufen sehen. An Hausfassaden erschienen merkwürdige Graffiti wie „Verbeatet Beethoven". Und Roland, der nie im Kindergarten gewesen war, weil er sich tränenreich dagegen gewehrt hatte, hatte sich nun in jene heterogene Gemeinschaft namens „Schulklasse" einzufügen. Es fiel ihm dennoch erstaunlich leicht, ebenso wie das Lernen, aber tief in seinem Inneren drängte sich ein seltsames Gefühl auf, das mit den Jahren immer stärker wurde: Roland trieb unaufhörlich auf jene fremde Welt zu, in der die Menschen groß waren, nie Zeit hatten, die den ganzen Tag aus unerfindlichen Gründen nicht zu Hause waren und denen es offenbar ziemlich schlecht ging, denn einer der wesentlichen Kernsätze im Sprachschatz dieser seltsamen Wesen namens „Erwachsene" lautete: Unseren Kindern soll es einmal besser gehen.

Für Walter Nolte, der es immer noch nicht verwunden hatte, dass trotz seines Einsatzes der Krieg für Deutschland verloren gegangen war, war 1969 ein schlechtes Jahr. Die Gammler schienen sich unaufhaltsam zu vermehren. In den USA hatten sie eine dieser Negermusikorgien veranstaltet, bei denen in aller Öffentlichkeit gebumst wurde. Eine halbe Million Leute waren da. Da hätten sie das Pack so schön auf einem Haufen gehabt, aber statt einer Ladung Napalm wurden Lebensmittel abgeworfen. Er verstand die Welt nicht mehr. Man musste sich nur einmal klarmachen, was da an Drogen konsumiert wurde! Walter Nolte seufzte und schenkte sich noch einen Schnaps ein.

Roland indes ahnte nicht, was ihm entging, er bedauerte es erst viel später, Woodstock verpasst zu haben. Das aufregendste Ereignis für ihn und seine Altersgenossen war zu jener Zeit die Mondlandung. Täglich wurden vor der Schule die technischen Daten der Apollo-Rakete und des Landegefährts „Eagle" ausgetauscht.

Die Legende von Woodstock überlebte Nolte, der 1986 an Leberzirrhose sterben sollte, aber ihr Einfluss auf Roland kam erst Jahre später, in den Siebzigern, jener Gnadenfrist, die dem Geist der Sechziger – oder was Rolands Generation dafür hielt – noch vergönnt war.

Sorgfältig packte Roland seine Habseligkeiten zusammen. Der Schlafsack hielt kaum noch die Herbstkühle ab. Nicht nur die Dinge zerfielen, es zerfielen auch ihre Eigenschaften. Es zerfiel der Glaube: an Gott, an die Wissenschaft, an das Sein.

Die Stadt erwachte.

Mit geschlossenen Augen hätte man es kaum bemerkt. Es lag nicht daran, dass der Uferdamm die Geräusche gedämpft hätte; sie waren einfach nicht vorhanden. Es fehlte der Lärm, die Motoren, die Straßenbahnklingeln. Es waren nur wenige Autos auf der Straße; die paar, die überhaupt noch fuhren, waren meistens Militärlaster. Motoren und Getriebe verschlissen in Zeitraffer. Gleichzeitig kroch der Rost in jede Ritze der Karosserien, eine Verzinkung gewährte nur wenig Aufschub. Leistung gaben die Kolben ohnehin kaum noch an die Kurbelwelle weiter; ob Benzin, ob Diesel, die Zündkraft ließ mehr und mehr nach.

Roland schulterte seinen Rucksack und erklomm die Böschung zur Straße. Das Gras war feucht und er hatte Mühe, nicht auszurutschen. Niemand beachtete ihn, als er den Gehweg erreichte. Ein Mercedes bog mit rasselndem Atem, nachdem er in der Höhe von Roland etwas langsamer geworden war, in die Seitenstraße ein, dichte blaue Ölschwaden zurücklassend. Die Müllabfuhr war lange nicht mehr gekommen. Entweder gab es niemanden mehr, der arbeitete, oder es waren inzwischen endgültig sämtliche städtischen Lkws zusammengebrochen. Vermutlich war beides der Fall.

Roland machte einen weiten Bogen um die Mülleimer, denen ein grauenhafter Gestank entstieg. Nicht nur, dass die Tonnen schon seit langem vergeblich auf die Leerung warteten, es zerfiel überhaupt alles so schnell, dass es schon nach kürzester Zeit zu stinken begann. Roland würgte ein paarmal und hoffte, dass ihn niemand ansah, aber nur wenige Leute huschten vorbei, die Blicke auf den Asphalt geheftet, als verspräche er Solidität, den sprichwörtlichen festen Boden unter den Füßen. Mit den ersten Zügen an einer weiteren bröseligen Zigarette hörte die Übelkeit auf. Roland war ausnahmsweise froh, dass er noch nichts gegessen hatte, er hätte sonst gekotzt.

Es war knapp zwei Monate her, und trotz dass die charakteristischen Merkmale der Jahreszeiten immer mehr verblassten, war es recht warm gewesen – was man halt so Sommer nannte. Die Jahreszeiten waren unzuverlässig geworden, seit der Neigungswinkel der Erdachse sich ständig änderte. Dennoch hatte der letzte Sommer seinen Namen wenigstens teilweise verdient gehabt.

Mehr und mehr Leute waren auf der Straße gelandet – diejenigen, die den Einsturz ihrer Häuser überlebt hatten. Auch das war schlimmer geworden.

Roland und Conny hatten in einer geräumigen Drei-Zimmer-Wohnung in einem zweistöckigen Haus aus den 1890ern gelebt, das am Rand der Innenstadt in der Kaiserstraße stand. Die Decken waren hoch, was das Heizen zwar nicht unbedingt billig machte, aber der Stuck, der sämtlichen Einrichtungstrends getrotzt hatte, entschädigte für vieles. Das Haus hatte den zweiten Weltkrieg überstanden. Beim großen Luftangriff im November 1944 hatten die Dachstühle mehrerer Nachbarhäuser gebrannt, das Haus Kaiserstraße 18 hatte das Bombardement – von zerborstenen Fenstern und einem teilweise abgedeckten Dach abgesehen – schadlos überstanden. Roland und Conny wohnten im ersten Obergeschoss, im zweiten Stock, wie die Badener sagten. Gegenüber wohnte Marion. Trotz dass sie schon einige Zeit Nachbarn waren, erfuhr man so gut wie nichts über sie. Sie lebte allein in der großen Vier-Zimmer-Wohnung, und soweit Roland und Conny wussten, hatte sie auch noch nie Besuch gehabt.

„Vielleicht ist sie ja lesbisch.“ spekulierte Conny.

„Wäre ja direkt schade!“ entgegnete Roland und lachte – vielleicht eine Spur zu laut. Wenn ihm Marion in ihrer üblichen knallengen Jeans im Treppenhaus begegnete, schweiften seine Gedanken schon mal in eine entsprechende Richtung ab. Er musste sich schon mal zusammenreißen, um ihr nicht zwischen die Beine zu starren, wo sich ihre Muschi detailliert durch den Stoff abzeichnete. Marion sah vielleicht nicht einmal so gut aus wie Conny – zumindest war sie ein ganz anderer Typ –, aber ihre erotische Ausstrahlung war enorm. Conny war blond und recht schlank, Marion hingegen dunkel und etwas mollig. Nicht, dass Roland ernsthaft in Betracht zog, nachzuprüfen, ob Marion tatsächlich von der anderen Fakultät war, aber Anlass zu gelegentlichen Tagträumereien bot sie schon. Bernd, mit Ende Zwanzig jünger als seine Nachbarn über ihm, wohnte im Erdgeschoss neben dem ältesten Bewohner, Rainer Kunzmann.

Schon vor ein paar Wochen waren die Setzrisse im Haus breiter geworden, fiel der Putz im Treppenhaus von der Decke. Der Eigentümer war schon seit einem Monat verschwunden und der Hausverwalter ließ sich ebenfalls nicht blicken, so dass die Bewohner zur Eigeninitiative griffen. Wenigstens schien es auch keinen zu interessieren, dass bereits seit geraumer Zeit keine Miete mehr bezahlt wurde.

Da nicht mehr gebaut wurde – jegliche Bautätigkeit wäre ein sinnloses Wettrennen gegen den Zerfall gewesen –, planten die Mieter, auf einer verwaisten Baustelle herumliegendes Material zu klauen. Auf diese Idee waren natürlich schon andere gekommen, weswegen es eine Baustelle sein musste, die etwas außerhalb lag und daher nicht so gut zu erreichen war – was aber wiederum ein Auto erforderlich machte –, und die Arbeiten durften vor noch nicht zu langer Zeit eingestellt worden sein. Der alte Kunzmann aus dem Erdgeschoss hatte seine Ohren überall, er kannte jeden Tratsch, jedes Gerücht und beherrschte zugleich die in diesem Zusammenhang seltene Fähigkeit, oftmals herauszuhören, was nun tatsächlich wahr, Übertreibung oder Lüge war.

Diebstahl wurde in der Regel als Plünderung ausgelegt, das hieß, man durfte keiner Polizeistreife in die Arme laufen. Da auch Gefängniszellen knapper wurden, gleichzeitig aber die Kriminalität zunahm – nicht selten aus reiner Not –, hatte es kaum noch Konsequenzen, wenn ein Beamter zur Dienstwaffe griff. Die Begründung „Notwehr“ griff fast immer, selbst wenn es sich – wie erst vor wenigen Tagen – um einen Zehnjährigen handelte, der in einem teilweise eingestürzten Lebensmittelgeschäft nach etwas Essbarem suchte. Angeblich hatte er die beiden Polizisten mit Ziegelsteinen beworfen, worauf sie Warnschüsse abgaben. Der eine „Warnschuss“ traf den Jungen zwischen den Schulterblättern, die Kugel trat auf der rechten Brustseite wieder aus. Die andere Kugel war in den Hinterkopf eingedrungen und hatte beim Austritt die Stirn zerfetzt. Niemand – einschließlich des Staatsanwaltes – schien es verdächtig zu finden, dass die Haare am Hinterkopf des Jungen versengt waren und dass die Uniform des einen Beamten Blutspritzer aufwies.

Roland und seine Nachbarn beschlossen also, ein paar Stützen einzuziehen. Der Altbau vis-à-vis hielt auf diese Weise auch schon seit fast einem halben Jahr. Kunzmann aus dem Erdgeschoss erwies sich wieder einmal als unübertroffenes Organisationstalent, indem er das traurige Wrack eines VW-Busses auftrieb. Es war einer der letzten, die noch gebaut worden waren, drei Jahre alt, mit verblichenem Lack, blinden Scheinwerferreflektoren und rostzerfressenen Radkästen. Der Motor lief nur noch auf drei Zylindern und das Reifenprofil war nicht der Rede wert. Aber der Wagen lief immerhin, und Roland übernahm das Steuer. Kunzmann wäre gerne mitgekommen, aber man konnte ihm in seinem Alter die Aufregung nicht mehr zumuten. Sein Herz war nicht mehr das beste, und der röchelnde Husten, den er von Zeit zu Zeit von sich gab, trug auch nicht gerade zur Sicherheit der Aktion bei. Seine rechte Hand zitterte, seit es keine Medikamente gegen Parkinson mehr gab. Immerhin war Kunzmann, trotz seiner geistigen Regheit, ein Greis. Er war im März 59 geworden.

Der VW bewegte sich erstaunlich leise durch die Nacht. Er hatte einen Auspuff aus Edelstahl, der zwar mürbe war, aber noch einigermaßen hielt – zumindest dämpfte er das asthmatische Geräusch des Dieselmotors geringfügig. Roland, Marion und Bernd rauchten schweigend. Conny war daheimgeblieben, um sich um Kunzmann zu kümmern. Er war furchtbar nervös gewesen, und Conny, die ursprünglich mitfahren wollte, entschied sich dafür, bei ihrem Nachbarn zu bleiben.

„Fahrt ihr nur mal. Ich möchte den Alten wirklich nicht gerne allein lassen. Er zittert heute mehr denn je, und auch wenn er‘s nicht zugibt: So, wie er durch sein Zimmer tigert, geht ihm der Arsch auf Grundeis.“

„Ist besser so.“ meinte Roland. „Hoffen wir, dass er deine Hilfe nicht braucht. Es ist eh kaum ein Arzt zu kriegen. Na ja, und irgendwie ist es mir auch so lieber, wenn du aus der Schusslinie bist.“

„Macho. Pass‘ auf dich auf.“ Sie gab ihm einen Kuss. „Ich liebe dich.“

Gedankenverloren sah Conny dem kleiner werdenden, noch funktionsfähigen Rücklicht nach. Sie erschrak daher furchtbar, als es hinter ihr laut knallte. Es war wieder ein großes Stück Putz von der Decke gefallen.

Nicht nur Altbauten wurden ihren Bewohnern gefährlich. Mehrere Häuser aus Stahlbetonfertigteilen waren schon zusammengebrochen, viele nicht älter als zwanzig Jahre. Manche Armierungen waren teilweise so vom Rost zerfressen, dass sie sich mit etwas Kraftaufwand mit den bloßen Händen

durchbrechen ließen. In den Achtzigern waren bei etlichen Betongebäuden Sanierungen durchgeführt worden, aber das verzögerte das Verrosten des Stahls kaum.

Nur wenige Straßenlaternen beleuchteten den Weg des VW-Busses. Die Stromversorgung war nicht sehr zuverlässig, meistens waren ganze Stadtteile ohne Energieversorgung. Fließendes Wasser hatte ebenfalls Seltenheitswert, wenn welches kam, füllte man sämtliche Behältnisse, die sich auftreiben ließen. Dafür bekam man häufig genug das Abwasser kaum noch los, weil die Kanalisation zusammenbrach. An was es daher nicht mangelte, waren Ratten. Die Biester wurden immer mehr zur Plage. Zwar starben sie auch immer früher – an Krebs, an Immunschwäche, oder weil der Körper einfach schon nach kurzer Zeit verbraucht und ausgelaugt war –, aber die übrigen wurden immer frecher. Oft stiegen sie durch die Abflussrohre in die Häuser und kletterten aus den Toiletten. Man gewöhnte es sich recht schnell an, stets den Deckel zuzuklappen und einen schweren Gegenstand draufzulegen.

Die Bäume, die der bleiche Vollmond beschien, waren überwiegend kahl. Bald würden auch die letzten tot sein, und dann spielte es auch keine Rolle mehr, wenn sie in Nacht-und-Nebel-Aktionen umgesägt wurden, um baufälligen Häusern als Stützmaterial zu dienen.

Der rechte Scheinwerfer des Lieferwagens wurde für ein paar Sekunden heller, um dann zu erlöschen. Bernd hatte seine Zigarette zu Ende geraucht und kurbelte das Seitenfenster herunter, um die Kippe hinauszuwerfen. Als er es wieder hochdrehen wollte, hatte er plötzlich die Kurbel in der Hand.

„Scheiße!“ meinte er, „Die Kiste zerfällt uns noch unterm Arsch.“

Marion lachte.

Roland nahm an Kreuzungen nur kurz den Fuß vom Gas. Mit Querverkehr musste man kaum rechnen. Der verbliebene Scheinwerfer jagte Schatten über die Straße, die vor wenigen Jahren noch die Hauptschlagader einer Großstadt gewesen war. Vor den Kreuzungen häuften sich die Schlaglöcher. Roland fuhr meistens in der Straßenmitte, da, wo der Asphaltbelag noch in etwas besserem Zustand war. Am Südring, der von Altbauten gesäumt war, war es in der Mitte ohnehin sicherer. Hier erinnerte das Straßenbild an Nachkriegsdeutschland. Zur Stadtmitte hin lag immer häufiger Schutt auf der Straße, aber das Trio bog schon vorher nach rechts auf die Schnellstraße ab. Auf der gegenüberliegenden Fahrbahn begegnete ihnen zum ersten Mal auf ihrem Weg ein anderes Fahrzeug, ein Vespa-Roller, dessen Geknatter und der Gestank des Zweitaktgemischs bis zu ihnen ins Auto drang.

„Gar nicht schlecht, so ein Roller.“ meinte Bernd. „Zweitakter haben wenige bewegliche Teile im Motor, da kann nicht so viel verrecken. Ihr werdet lachen, aber vor einiger Zeit habe ich mal einen Trabi gesehen, der stand noch echt gut da.“

„Na, stehen ist ja keine Kunst. Fuhr die Kiste denn noch?“

„Na ja, keine Ahnung, der stand da halt am Straßenrand. Aber der sah echt noch ganz gut aus.“

„Logisch. Plastik verrottet halt nicht so schnell. Aber die Karre ist doch bestimmt keinen Meter mehr vom Fleck gekommen.“

„Na, ja, keine Ahnung.“

Vom Industriegebiet auf der linken Seite kam ein heller Lichtschein. Einige Firmen versuchten mit allen Mitteln, die Produktion aufrechtzuerhalten. Aus alter Gewohnheit betätigte Roland den Blinkerschalter, als er die Beschleunigungsspur verließ, der Blinker indes rührte sich nicht. Dafür ließ sich der Hebel anschließend nicht mehr zurückbewegen und gab bei stärkeren Lenkeinschlägen ein heftiges Knacken von sich. Mühsam beschleunigte der VW auf sechzig Stundenkilometer; mehr gab der Motor nicht her, mehr wäre aber ohnehin auch gefährlich gewesen. Auf der Fahrbahn lagen Steine und Fahrzeugteile, die man in der Dunkelheit erst spät sah. Auf der Standspur stand ein Sattelzug. Vor ein paar Tagen war er liegengeblieben, inzwischen war er ausgebrannt, vermutlich von streunenden Kindern angezündet. Auf den wenigen Kilometern bis zur Ausfahrt zum Neubaugebiet standen noch acht weitere Wracks an den Leitplanken, deren bröckelnder Rost sich mit dem der Karosserien vermischte.

Der Wegweiser an der Ausfahrt war nicht mehr zu entziffern, aber die Aufschrift *Neubaugebiet Eibenwald* wäre sowieso ein Euphemismus gewesen. Hier war nichts neu, es wurde nicht gebaut und der Eibenwald war noch nie der Rede wert gewesen. Roland trat auf das Bremspedal, das einen erschreckend großen Leerweg aufwies, und lenkte vorsichtig gegen, als das schwere Fahrzeug mit einseitiger Bremswirkung nach links zog. Roland hatte den leisen Verdacht, dass der Pedalweg bei

jedem Bremsen etwas größer wurde. Vermutlich verlor der Wagen Bremsflüssigkeit.

Hier draußen am Stadtrand gab es überhaupt keine Straßenbeleuchtung; man war wohl der – durchaus zutreffenden – Ansicht, dass sich niemand bei Nacht hier heraus verirren würde. Sicher waren schon einige andere auf die Idee gekommen, sich auf der Großbaustelle Eibenwald zu bedienen, aber sie war so abgelegen, dass man ein Auto brauchte, um sich mit allem Notwendigen einzudecken. Folglich musste sich noch genug Material finden lassen.

Das Bauvorhaben war erst vor ein paar Wochen von der Stadtverwaltung aufgegeben worden, still und heimlich, um den Unmut in der Bevölkerung nicht noch größer werden zu lassen.

„Die spekulieren drauf, dass wir alle verreckt sind, bevor die letzten Häuser auf der Straße liegen!“ hatte sich Kunzmann aufgeregt und wieder sein rasselndes Husten von sich gegeben. Die Arbeiten waren Gerüchten zufolge immer schleppender vorangegangen, es hatten sich wohl auch einige Unfälle ereignet, weil weder Werkzeug noch Material mehr etwas taugten. Dann, hieß es, sei das Geld ausgegangen, und die Stadt habe sich nicht in der Lage gesehen, die anstelle dafür verlangten Naturalien – Lebensmittel und Kleidung – bereitzustellen. In dem brüchigen, gefalteten Papierbogen, der sich Zeitung nannte, war darüber natürlich nichts zu finden. „Schiefer Turm von Pisa umgestürzt“, hatte eine der Schlagzeilen irgendwann in den letzten Monaten gelautet. Na und? Vor knapp zwei Monaten war das Freiburger Münster, trotz aller Sicherungsmaßnahmen, eingestürzt. Der Turm hatte eine gut hundertzwanzig Meter lange Schneise in die Altstadt geschlagen. Nicht, dass dort noch viel zu verwüsten gewesen wäre.

Roland wollte eigentlich in die Hauptzufahrt zur Baustelle Eibenwald einbiegen, aber hier war der Weg versperrt: Ein Baukran war umgekippt. Er lag nicht auf der Straße, weil eine auf der anderen Seite stehende Linde ihn aufgefangen hatte, aber das rostige Eisen ragte genau in der Höhe der Windschutzscheibe des VW-Busses über die Fahrbahn. Ein Pkw hätte untendurch gepasst, aber mit dem Lieferwagen gab es keine Möglichkeit.

„Scheiße. Wie kommen wir hier sonst noch rein?“ fluchte Roland.

„Weiter vorne ist doch noch ein Weg links abgegangen.“ überlegte Marion. Mit einem knirschenden Geräusch schob Roland den Schalthebel nach hinten. Die Außenspiegel waren fast blind, aber Roland glaubte nicht, dass er allzusehr den Verkehr gefährden würde. Mit heulendem Getriebe schob sich der VW widerstrebend rückwärts.

„Stimmt – da drüben geht‘s rein!“ meinte Bernd. Seine Nervosität wuchs. Als er sich eine Zigarette anzündete, stellte er fest, dass seine Hände zitterten. Marion spürte Gänsehaut an ihren Armen, trotz der Wärme der Nacht. Roland bog ab. Rechts von ihnen erhob sich ein schiefer und morscher Bauzaun. Immer wieder fehlten Teile, aber eine Zufahrt zur Baustelle war nirgends zu sehen.

„Da!“ Bernd hatte die Einfahrt zuerst entdeckt. Roland bremste. Das Pedal sackte wieder ein Stückchen tiefer als vorher. Der Weg bestand aus relativ festem Schlamm, der die Räder fast nicht einsinken ließ. Der Lieferwagen ächzte, und Roland hoffte, dass die Stoßdämpfer hielten. Er parkte das Auto hinter einem verfallenen Bauwagen.

Allzuweit waren die Arbeiten bis zur ihrer Einstellung noch nicht gediehen, das große Gelände bestand im Wesentlichen aus drei Rohbauten, jeweils fünf Stockwerke hoch, und vier Baugruben, in der größten hätte eine Tiefgarage entstehen sollen. Der größte Teil des Grundstücks lag ungenutzt brach, hier war der Aushub aufgeschüttet worden, auf dem ein paar robuste und genügsame Pflanzen vorsichtig Fuß gefasst hatten. Survival of the fittest.

„Erst mal die Lage peilen. Das meiste Material wird ohnehin hier in der Gegend liegen. Da vorne“ – er zeigte ins Dunkel, wo sich schemenhaft Mauern erhoben – „bei den Rohbauten sollten wir vorsichtig sein. Ich vermute mal, dass da Leute drin sind. Und ich habe keine Ahnung, ob die das nicht in den falschen Hals kriegen, wenn wir hier Material abschleppen. Die meinen vielleicht, die haben so etwas wie einen Besitzanspruch.“

„Die können doch genausogut rauskommen und uns hier eine auf die Schnauze hauen.“ meinte Bernd.

„Möglich. Aber die wissen nicht, ob wir nicht ’ne Knarre haben. Oder die rechnen damit, dass Verstärkung kommt. Wenn sie uns nicht überhaupt gleich für Bullen halten. Außer denen fährt doch eh keiner mehr mit dem Auto durch die Gegend.“ entgegnete Roland. Es schien sich aber nichts zu rühren, und so begann das Trio, die nähere Umgebung zu erkunden.

„Ne Taschenlampe wäre fein.“ sagte Marion.

„Klar.“ entgegnete Bernd. „Und nach fünf Minuten sind die Batterien leer. Und dann?“

„Geht halt nichts über den guten, alten Tastsinn, gell, Marion?“ Roland setzte ein anzügliches Grinsen auf.

„Idiot!“ Aber trotz der Dunkelheit war es nicht zu übersehen, dass Marion ebenfalls grinste.

Eine Plastikplane erregte die Aufmerksamkeit der drei. Bernd lupfte eine Ecke an und spähte darunter.

„Gib mir mal das Feuerzeug… hey! Volltreffer! Genau auf die Zwölf!“

Die beiden anderen schauten ebenfalls unter die Plane.

„Mensch, haben wir ein Schwein!“ freute sich Roland.

„Lang lebe der Kunststoff!“ ergänzte Marion. „Was haben wir früher über das Zeug geflucht!“ Unter der Plane lagen, sorgfältig auf zwei Paletten gestapelt, verstellbare Metallstützen. Die Paletten waren natürlich schon verfault und die unteren paar Lagen der Teleskopstützen durch den Rost unbrauchbar geworden, aber die meisten der oben liegenden waren noch in gutem Zustand – rostig zwar, aber noch nicht durchgerostet. Sie waren knapp zwei Meter lang, mit breiten Standfüßen. Die Löcher zur Verstellung der beiden Rohre hatten einen Abstand von zehn Zentimetern, der Sicherungsstift zur Arretierung war mit einer Kette befestigt.

Roland, Bernd und Marion zogen sich lederne Arbeitshandschuhe an. Seit Arztpraxen und Impfstoffe immer seltener geworden waren, riskierte niemand mehr gerne eine Blutvergiftung. Die Stützen waren schwer, gut zwanzig Kilo, so dass sie eine nach der anderen zum Auto tragen mussten. Es war eine schweißtreibende Angelegenheit. Roland legte die letzte Stütze in den Laderaum und schloss die Heckklappe. „Grenzt ja an ein Wunder, dass der Fahrzeugboden hält. Gute deutsche Wertarbeit.“

„Eigentlich haben wir doch jetzt alles, was wir brauchen, oder?“ meinte Bernd schnaufend.

„Eigentlich schon,“ entgegnete Roland, „aber es wäre ja jammerschade, wenn hier noch brauchbares Zeugs rumläge, das nur verschimmelt, wenn’s liegenbleibt. Zumal uns ja auch keiner stört. Wenn dort drüben im Rohbau wer ist, pennt er oder er hat Schiss.“

„Okay,“ stimmte Bernd zu. „aber erst muss ich mal um die Ecke biegen, dann mag ich noch eine rauchen. Dann können wir von mir aus noch ’ne Runde schleppen. Äh, hat zufällig jemand ein Stück Papier?“

„Im Fahrerhaus neben der Handbremse liegt, glaube ich, ein Stück Zeitung.“

„Nichts Weicheres für meinen zarten Hintern?“

Die drei lachten. Bernd kramte das Stück Papier zwischen den Sitzen hervor, knallte die Tür zu und verschwand in Richtung der Baugrube.

Nachdem das trübe Rücklicht verschwunden war, ging Conny ins Haus zurück, in die Wohnung von Kunzmann.

„Setz dich, Conny.“ sagte er und wies auf den Sessel bei der Stehlampe, deren 40-Watt-Birne einen trüben Kreis auf den fadenscheinigen, aber sauberen Teppich warf. Er selbst nahm auf dem Sofa Platz, das unter seinem Gewicht bedenklich nachgab. „In der Küche hab’ ich noch ein paar Flaschen Bier. Lass mich noch einen Moment verschnaufen, dann hole ich sie uns.“

„Ach was,“ entgegnete Conny, „ich gehe schon. Im Kühlschrank?“

„Kühlschrank kannst du vergessen. Der hat schon lange den Geist aufgegeben. Unter der Spüle, das ist der kühlste Ort in der Küche.“

Conny stand auf und ging in die Küche. Der Lichtschalter gab ein Klicken von sich, aber es blieb dunkel. Das gleiche wie überall: Das Elektrizitätswerk lieferte zwar mal ausnahmsweise wieder Strom, die Sicherungen waren in Ordnung, aber ganz willkürlich brannte das Licht im einen Raum, im anderen nicht. Conny tastete sich zur Spüle und öffnete die Tür. Sie ertastete die charakteristische Form einer Spülmittelflasche. Ein Karton, wohl ein Waschmittel, leer oder zumindest fast leer, so leicht, wie er sich zur Seite schieben ließ. Da – Glas, ein paar Flaschen mit Kronkorken. Sie nahm zwei Flaschen an sich und tastete sich wieder zum trüben Lichtschein im Wohnzimmer zurück.

„Hast du auch einen Flaschenöffner, Rainer?“

„In der rechten Schublade da.“ Kunzmann hustete wieder. Das Bier ließ jedes Geräusch missen, als Conny den Flaschenöffner ansetzte. Ein paar verlorene Kohlensäureblasen stiegen träge den Flaschenhals hoch. Sie tranken das Bier aus der Flasche. Kunzmann hielt seine prüfend gegen das Licht und kniff ein Auge zu.

„Schmeckt nicht mehr so wie früher, was? Ist aber ganz frisch abgefüllt.“

„Wo hast du’s denn aufgetrieben? Ich habe seit Wochen kein Bier mehr organisieren können.“

„Beziehungen, du weißt ja. Solange man noch was zum Tauschen hat… Scheiße, was soll’s, ich kann den Krempel hier“ – er machte eine halbkreisförmige Bewegung mit der Bierflasche – „eh nicht mitnehmen. Versaufen wir das Mobiliar lieber. Mal ganz ehrlich: Glaubst du, dass ich noch viel Zeit habe?“

Conny war schockiert – vor allem, weil ihr dieser Gedanke selbst schon einige Male gekommen war.

„Nein – keine Widerrede!“ Er hob abwehrend die Hand. „Die Menschen sterben wie die Fliegen. Es gibt in der ganzen Straße keinen, der älter ist als ich. Vielleicht nicht mal in der ganzen Stadt. Die Leute bekommen Krebs, so wie man früher Schnupfen bekam. Junge Leute, zwanzig, fünfundzwanzig Jahre alt. Nie eine Zigarette angefasst. Kein Alkohol. Und? Lungenkrebs. Leber im Arsch. Die Leute verfallen so schnell, dass du dabei zuschauen kannst. Wir haben Glück. Vielleicht noch ein besseres Immunsystem als bei den Jüngeren. Aber es wird auch bei uns schlechter. Kleine Krankheiten legen einen flach. Und das um so mehr, je verbrauchter der Körper ist. Wir sind baufällig wie die Häuser, in denen wir wohnen.“

Wieder der Husten. Conny schwieg und starrte die Bierflasche an, als wolle sie sie hypnotisieren. Sie wagte es nicht, Kunzmann in die Augen zu sehen, obwohl sein Gesicht im Licht der Funzel sowieso kaum zu sehen war.

„Ich habe Angst um die drei.“ Kunzmanns Stimme war zu einem Flüstern geworden. „Ich meine, ich habe die Geschichte angezettelt.“

„Ich habe auch Angst. Das Warten ist schlimm.“

Kunzmann nickte und nahm einen Schluck des faden Biers, das zu wenig Kohlensäure enthielt, um auf der Zunge zu kribbeln. Ein Ächzen ging durch die Mauern. Das Licht flackerte. Conny schaute nach oben. Sie blinzelte, als ihr feiner alkalischer Staub in die Augen geriet. An der Stuckdecke erschien ein neuer, breiter Riss.

„Sieht so aus, als bekämen wir mehr zu tun, als geplant.“

Kunzmanns rechte Hand, am stärksten von Parkinson geschüttelt, schien noch stärker zu zittern, wie stets, wenn er angespannt war.

„Uns zerfällt die ganze Welt unterm Arsch.“ sagte er mit leiser Stimme. „Als meine Frau vor einem dreiviertel Jahr starb, sagte der Arzt, ihr körperlicher Zustand sei der einer Achtzigjährigen gewesen. Scheiße, Conny, sie war zweiundfünfzig!“

Feinste Gipspartikel tanzten um die Lampe.

„Ist es nicht sogar irgendwie enttäuschend? Jahrzehntelang haben wir fest damit gerechnet, dass sich die Menschen selbst von diesem Planeten pusten. Anlass gab‘s genug. Im zweiten Weltkrieg bestand der Holocaust noch aus einer Unmenge Handarbeit. Die wesentlichen Fortschritte nach 1945 bestanden hauptsächlich darin, das Töten noch effizienter zu gestalten. Und was ist passiert? Wir verabschieden uns nicht mit einem großen Knall, wie wir‘s alle gedacht haben. Kein grandioses Finale, kein gigantisches Schlussfeuerwerk.

Wissen wir überhaupt, was da um uns herum geschieht? Was liest du in diesen Fetzen, die sie Zeitung nennen? Hier ein Kulturdenkmal eingestürzt, dort ein Wohnblock zusammengefallen. Todesanzeigen in mikroskopisch kleiner Schrift, damit sie alle auf eine halbe Seite passen. Oh, man könnte ja auch eine ganze Seite nehmen, die Schrift etwas größer, damit‘s die trauernden Anverwandten noch entziffern können. Aber nein, man braucht ja den Platz für irgendwelche amtlichen Verlautbarungen, damit man weiß, dass es noch so was wie gewählte Volksvertreter gibt. Ein paar sollten ja wohl noch am Leben sein, jedenfalls hab’ ich bis jetzt noch nicht gehört, dass der Bundestag eingestürzt wäre. Na, und wenn nicht gerade neue, drakonische Strafen für neue Straftaten angekündigt werden, wird der Platz – man glaubt es kaum – für Werbung gebraucht. Man kann es wirklich kaum fassen!“

Kunzmann schüttelte den Kopf.

„Ich habe gelesen, dass sich der Mond von der Erde entfernen soll, und dass deswegen die Erdachse taumelt und das Wetter so verrückt spielt.“ sagte Conny. Kunzmann nahm wieder einen tiefen Schluck aus der Bierflasche, was ihn zu beruhigen schien. Die Furchen in seiner Stirn erschienen weniger tief, die Züge des von erstaunlich fülligem, grauen Haar umrahmten Gesichts wurden weicher.

„Hm, ja, mag sein. Jeder fühlt sich bemüßigt, irgendwelche Theorien aufzustellen. Und hat irgendwer eine Lösung? Wenn das hier, wie manche behaupten, ein Problem ist, das das ganze Weltall betrifft, haben wir ohnehin keine Chance. Was nützte uns da die Flucht zu anderen Welten, wie sie von anderen Spinnern propagiert wird? Wie sollte das überhaupt funktionieren? Die Technik zerfällt, der Wert des Geldes ebenso.“

Er schwieg etliche Sekunden, und Conny wagte es nicht, die Stille zu durchbrechen. Das einzige Geräusch war das stete leise Knistern und Rieseln im Mauerwerk. Wieder das trockene, rasselnde Husten tief aus Kunzmanns Lunge. Er spie in ein fleckiges, kariertes Taschentuch, das er aus der Hosentasche zog.

„Weißt du, Conny, wir Menschen haben es immer perfekt beherrscht, an Symptomen herumzudoktern, selbst dann, wenn die Ursachen völlig klar auf der Hand lagen. Und jetzt bleibt tatsächlich nichts anderes zu tun, als herumzulaborieren, herumzupfuschen und zuzusehen, wie die Resultate unserer Bemühungen in kürzester Zeit zunichte gemacht werden. Die Menschheit als kollektiver Sisyphus. Aber sollten wir nicht alle glücklich sein? Vorbei die Zeiten des so-tun-als-ob. Jetzt können wir perfektionieren, was wir am besten beherrschen: Das Herumpfuschen an Symptomen! Und wir brauchen nicht einmal so zu tun, als erfüllten wir eine große Aufgabe!

Ja, sind wir nicht zum ersten Mal in der Menschheitsgeschichte wirklich frei? War nicht alles, was wir getan haben in all den Jahrtausenden unserer sogenannten Zivilisation, umsonst? Vorgeschoben? Vorgetäuscht? War nicht alles Schwindel, gigantischer Selbstbetrug, um unserer erbärmlichen Existenz einen Sinn zu geben? Irgendwann im Laufe unserer Existenz stellen wir fest, dass wir nur geboren werden, um das Leben zu erhalten. Wir geben unser Erbgut weiter, von Generation zu Generation, aber unsere Existenz ist untergeordnet, wir sind nur Ausführende eines sinnlosen Plans, Sklaven unserer Gene. In irgendeinem längst verschwundenen Meer entstand das Leben auf der Erde, und wir Menschen dürfen es – ist das nicht nett? – auch mal ein bißchen weitergeben, der Vielfalt zuliebe. Und wenn alles Leben vergeht, vergeht auch der Sinn unseres kleinen Beitrags dazu.

Macht überhaupt etwas Sinn, wenn es nicht ewig ist? Was soll dieses Almosen von Leben, die paar Jahre, die uns zugestanden werden? Wenn es nichts Ewiges gibt, ist dann nicht überhaupt alles sinnlos?“

„Und Gott?“

„Gott?“ Kunzmann stieß ein heiseres Lachen aus. „Worin besteht denn der Sinn von Gott, so er denn überhaupt existiert? Besteht seine Existenzberechtigung darin, dass er ewig ist? Was haben wir davon? Ein Gott, der lediglich dazu da ist, dass es einen Gott gibt? Was für eine erbärmliche Existenz!

Nein, wenn es ihn tatsächlich gibt, dann bezieht er seine Daseinsberechtigung nur aus unserer Anwesenheit. Wir Menschen sind es, die Gott einen Sinn geben. Was soll Gott ohne Menschen? Oder, mehr noch: Ist ein Gott ohne Menschen überhaupt denkbar? Wenn nicht, kann er uns letztlich auch nicht erschaffen haben – dann waren es wir Menschen, die ihn erschufen! Wenn wir sterben, stirbt Gott mit uns!“ Ein lautes Poltern aus den oberen Stockwerken ließ die beiden zusammenzucken. Conny glaubte, ein Zittern des Fußbodens zu spüren.

„Wofür ist Jesus gestorben?“

„Der gleiche Selbstbetrug. Ein Mann geht mit gutem Beispiel voran, macht ein wenig Tamtam mit Gottes Sohn undsoweiter, und wird zum Märtyrer, weil er glaubte, er könne die Menschheit ändern. Alle Menschen werden Brüder – von wegen. Der gleiche Pöbel, vor dem Messias, nach dem Messias. Er hätte die Menschen selbst ändern müssen, anstatt Wasser in Wein zu verwandeln. Oder Gott hätte die Menschen perfekt erschaffen müssen. Aber offenbar ist er selbst nicht perfekt, also kann er nicht allmächtig sein. Wenn man der Kirche glauben darf, hat er ja sogar seinen eigenen Sohn im Stich gelassen.“

„Ist das nicht sehr hart formuliert?“

„Nein, Conny, nichts im Zuammenhang mit Gott oder Religionen hat jemals Sinn gemacht. Das erste Mal kam mir dieser Gedanke – unausgereift, unformuliert, ja, vermutlich nicht einmal bewusst –, als mein Vater aus dem Krieg zurückkam. Er kam 1948 aus der Gefangenschaft. Ich war fünf Jahre alt und hatte ihn noch nie gesehen. Er hatte Briefe geschrieben aus Russland. Meine Mutter wusste also, was geschehen war. Na ja, ich weiß nicht, ob sie mir tatsächlich die ganze Wahrheit gesagt hatte. Vielleicht glaubte sie es, vielleicht meinte sie, ihren kleinen Jungen schonen zu müssen – als wäre das noch nötig gewesen.

Herrgott, seit meinem zweiten Lebensjahr bin ich auf dem rechten Ohr fast taub, weil auf dem Spielplatz in unserer Straße eine Fliegerbombe explodierte. Eine deutsche Fliegerbombe, Conny! Die Jungs hatten sich verflogen, und statt auf irgendein französisches Industriegebiet warfen sie das Zeug auf einen deutschen Spielplatz. Die Propaganda hat das natürlich ausgeschlachtet und den Briten in die Schuhe geschoben.

Glaubst du, so ein kleines Kind hat keine Erinnerungen? Die Schreie meiner Spielkameraden, die überlebt hatten, die höre ich heute noch. Ich habe tatsächlich ein Bild vor Augen. Meine Mutter hatte nie mit mir über die Sache geredet, das wurde alles verdrängt. Ich habe sie sehr viel später, als junger Mann, danach gefragt, sie hat es mir bestätigt, es ist also keine nachträglich entstandene Erinnerung.“ Er schluckte. „Direkt neben mir stand ein brennender Kinderwagen.“ Wieder langes Schweigen. „Meine Mutter war ein paar Meter von mir entfernt auf einer Bank gesessen. Der Luftdruck hatte uns beide in das Gebüsch neben dem Sandkasten geworfen. Sonst kaum ein Kratzer, ein paar blaue Flecken, das Hemd zerrissen. Ich bin wohl, scheint‘s, aufgestanden und habe aus Leibeskräften gebrüllt. Aus meinem rechten Ohr lief Blut. Monatelang habe ich gefragt, warum der Fritz nicht mehr zum Spielen kommt. Aber den Fritz gab‘s nicht mehr – und das kannst du wörtlich nehmen. Man hat Arme und Beine gefunden, manche hundert Meter von der Einschlagstelle entfernt. Ja, Conny, vielleicht waren ja auch die vom kleinen Fritz dabei. Ich weiß es nicht. Aber meine Mutter wollte mich schonen. Und so war ich einigermaßen unvorbereitet auf das, was kam.“ Er nahm wieder einen Schluck des schalen Biers.

„Es war noch vor der Währungsreform. Meine Mutter war weg, beim Organisieren, wie sie es nannte. Ich war allein zu Hause. Es war früher Nachmittag, als es an der Tür klopfte. Ich war, wie die meisten Kinder jener Zeit, recht selbständig und öffnete daher ohne Bedenken. Ich dachte vielleicht, die Nachbarin käme oder so. Ich machte auf, sah hinaus, brüllte wie am Spieß und knallte die Tür wieder zu.“

„Was war passiert?“ fragte Conny, obwohl sie schon eine leise Ahnung hatte.

„An allen Fronten begann die glorreiche deutsche Wehrmacht zu zerbröckeln. Mein Vater war Major. Kein Nazi, aber überzeugter Soldat. Seine Einheit war versprengt, und er war dabei, sich mit ein paar Leuten Richtung Westen durchzuschlagen. Unterwegs gerieten sie in ein Gefecht zwischen einer anderen deutschen und einer russischen Einheit. Mein Vater befahl, in Deckung zu bleiben und sich ruhig zu verhalten, aber einer oder mehrere seiner Leute – so genau weiß ich das nicht – eröffneten ebenfalls das Feuer und machten so auf sich aufmerksam. Die Russen schossen natürlich zurück, das

kannst du dir denken. Die haben sich dann aber nicht begnügt, ein paar Kugeln rüberzuballern, es flogen gleich noch ein paar Handgranaten hinterher. Eine landete ganz in der Nähe von meinem Vater, der sich platt auf die Erde warf. Er fiel in eine flache Vertiefung, so einen kleinen Bach, oder mehr ein Rinnsal. Das bisschen Wasser, das es enthielt, war gefroren, und die Senke war gerade tief genug, um seinen Körper zu decken. Du kennst das Geräusch vom Boule-Spiel, wenn eine hoch geworfene Kugel auf dem Boden aufschlägt. Das war das Geräusch, das mein Vater hörte. So lag er also etliche Sekunden, den Körper an den Boden gepresst, als wolle er mit ihm verschmelzen.

Nichts passierte. Blindgänger, dachte er. Schwein gehabt. Vorsichtig hob er den Kopf ein paar Zentimeter. Nichts. Noch ein paar Zentimeter. Er spähte nach rechts. Da lag die Granate. Sie glänzte matt zwischen den gelblichen Grashalmen. Selbst aus der Entfernung von mehreren Metern konnte mein Vater ihre Oberfläche deutlich sehen. Das Metall war verschrammt, als hätte die Granate einen langen, beschwerlichen Weg durchgemacht, um endlich an ihren Bestimmungsort zu gelangen. Wie die verirrte Kugel eines Boule-Spieles lag sie da, zu weit vom Spiel abgekommen, abseits der kleinen Holzkugel, bei der sie eigentlich hätte zu liegen kommen sollen.

Spiel verloren. Es war kein Blindgänger, sondern ein Spätzünder. Es war sein Glück – obwohl es mein Vater später als sein Unglück bezeichnete – dass die Granate auch nicht mehr ihre volle Sprengwirkung besaß. So eine Handgranate kann im Umkreis von fünfzig Metern tödlich sein, haben sie uns bei der Bundeswehr damals beigebracht. Sie explodierte keine zehn Meter von meinem Vater entfernt, der gerade den Kopf gehoben hatte."

„Stört es Dich, wenn ich rauche?" fragte Conny mit heiserer Stimme.

„Nein, nein. Schau mal, da, wo der Flaschenöffner lag, sollte auch noch ein Aschenbecher sein."

Conny holte den Ascher aus der Schublade und drehte sich sorgfältig eine Zigarette. Nachdem sie sie angezündet hatte, fuhr Kunzmann fort.

„Du kennst ja die Wehrmachtshelme von Bildern. Das waren saumäßig schwere Teile. Heute hat man Kevlar-Helme, die sind leichter und mindestens genauso sicher, auch wenn man keine Suppe mehr drin kochen kann. Die alten Helme waren auch sehr tief ins Genick, über die Ohren und in die Stirn runtergezogen. Mein Vater verlor das rechte Auge. Die Haut der rechten Kopfseite, die nicht vom Helm geschützt wurde, verbrannte. Ein Splitter zerriss ihm die rechte Wange bis zum Kiefergelenk. Die andere deutsche Einheit, wohl auch nicht mehr allzu kampffähig, ergab sich, und so gerieten auch mein Vater und seine Kameraden in Gefangenschaft. Wie du dir denken kannst, stand es mit der ärztlichen Versorgung in den diversen Kriegsgefangenenlagern, die mein Vater nun kennenlernen durfte, nicht gerade zum Besten. Dass er zu allem hin auch noch einen hohen Dienstgrad innehatte, war da sicher nicht unbedingt von Vorteil. Man flickte ihn soweit zusammen, die Verletzungen an sich waren ja nicht unmittelbar lebensgefährlich. Es kamen aber Infektionen dazu, und die hätten meinen Vater fast das Leben gekostet. Als nach einiger Zeit die Verbände entfernt wurden, wimmelte alles von Maden. Du schaust so entsetzt, aber vermutlich hat ihn das gerettet. Die Viecher hatten das ganze verfaulte Fleisch weggefressen, und so konnten die Verletzungen schließlich verheilen.

Nun, mein Vater war ein recht gutaussehender Mann gewesen. Er hatte auch immer sehr auf seine Erscheinung geachtet. Meine Mutter hatte mich oft auf den Schoß genommen, wenn sie im Familienalbum blätterte.

Aber du ahnst schon, wie er aussah, als er vor seinem fünfjährigen Sohn stand: Die rechte Gesichtshälfte total vernarbt, über der Augenhöhle trug er eine schmutzige Binde. Aber das Schlimmste war die aufgerissene Wange. Du konntest direkt in seinen Mund sehen. Er sagte etwas, das ich aber nicht verstand. Das war kein Wunder; alles, was er fertigbrachte, war eine Art kehliges Lallen. Ich hatte immer Mühe, ihn zu verstehen, und ich glaube, das hat ihm sehr weh getan. Für meine Mutter muss es auch verdammt hart gewesen sein.

Mein Vater wurde noch etliche Male operiert, an Übung in plastischer Chirurgie dürfte es den Ärzten damals sicher nicht gefehlt haben, wohl eher an Verbandsmaterial und Medikamenten. Bei meinem Vater klappte die Sache aber nicht so recht. Es gelang einfach nicht, die Wange richtig zu schließen. Darauf hatte er wohl die ganzen Jahre gehofft. Er zog sich immer mehr zurück. Besuch hatte er schon vorher kaum haben wollen, jetzt wollte er nicht einmal mehr gute Freunde oder Verwandte sehen. Am Schlimmsten war es für ihn aber, wenn ihm jemand beim Essen zusah. Er hielt sich immer eine Serviette vor das Loch und kaute auf der linken Seite. Aber so sehr er sich auch

bemühte, es fiel fast immer etwas heraus, was ihm wahnsinnig peinlich war, selbst vor meiner Mutter. Zum Trinken benutzte er eine Schnabeltasse, wobei er den Kopf zur Seite legte. Aber das war ja nicht alles. Seine Mundschleimhaut war ständig ausgetrocknet, die ungeschützten Zähne und das Zahnfleisch gingen immer mehr kaputt…

Die Ärzte konnten auch nur die Symptome lindern, ansonsten vertrösteten sie ihn. Die Medizin mache ja gerade in letzter Zeit große Fortschritte, halt die üblichen Floskeln, wenn einer nicht weiter weiß. Den Spruch lassen sie ja heute noch los, wenn keine Chance mehr besteht.

Hatte mein Vater die Wohnung bislang ohnehin schon nur selten verlassen – meistens mit einem hochgezogenen Schal und einer Augenklappe –, verließ er sie schließlich überhaupt nicht mehr.

Und? Wo steckt da nun der tiefere Sinn dahinter? Warum lässt Gott so etwas zu? Ich glaube, damals bin ich zum Atheisten geworden. Nicht sofort natürlich, ich war ja noch ein kleiner Junge. Aber hier lagen die Gründe dafür. Einige zumindest."

„Was ist aus ihm geworden?"

Diesmal schwieg Kunzmann noch länger, bevor er weitersprach.

„Er erhängte sich im März 1950 auf dem Dachboden. Meine Mutter fand ihn, als sie die Wäsche abhängen wollte."

„Scheiße." flüsterte Conny.

Das Ächzen und Knacken des Gebäudes, das die beiden fast ununterbrochen begleitet hatte, verwandelte sich schlagartig in ein lautes Krachen, das aus dem oberen Stockwerk oder dem Speicher zu kommen schien. Es folgte ein Rieseln wie von feinem Kies. Conny stieß erschreckt einen Schrei aus.

„Nur keine Panik!" beruhigte Kunzmann, aber auch er sah erschrocken aus. „Weißt du, so ein Haus stürzt praktisch nie auf einen Schlag ein. Außerdem haben wir ja letzte Woche noch alles durchgecheckt."

„Aber diese Woche nicht, hm? Ehrlich, Rainer, mir wär‘s lieber, ich hätte meinen Notfallkoffer hier. Und den von Roland. Nur so, für alle Fälle. Ich gehe mal nach oben."

Kunzmann zuckte mit den Achseln.

„Wenn du dich besser fühlst. Aber ich glaube nicht, dass wir so schnell ein Problem kriegen. Weißt du, wie das Haus, in dem meine Eltern wohnten, nach dem Krieg ausgesehen hat? Da fehlte fast die ganze Rückwand. Da wurden erst provisorisch Bretter hingenagelt, später haben die Hausbewohner mit Trümmersteinen eine neue Mauer hochgezogen. Da war kein einziger Fachmann dabei – und das Haus stand bis vor ein paar Jahren noch!"

„Mag sein. Vermutlich würde ich mich in einem Haus mit Bombenschaden wohler fühlen. Aber das hier ist kein Krieg, Rainer. Das ist vielleicht sogar schlimmer." Conny stand auf und ging zur Wohnungstür.

„Wenn ihr noch 'ne Flasche Wein oben habt, bring sie mit!" rief Kunzmann mit bemüht fröhlicher Stimme.

Im Treppenhaus tastete Conny nach dem Lichtschalter. Sie hatte vorhin noch funktioniert, aber nun schien die Treppenhausbeleuchtung zu streiken. Mit der rechten Hand am Geländer tastete sich Conny nach oben. Als sie auf dem Absatz zwischen den Stockwerken ankam, knirschte es unter ihren Turnschuhen. Sie stieß kleine Mauerbrocken mit dem Fuß an, die mit klackenden Geräuschen die Stufen hinunterpurzelten. Das kleine Fenster zur Straße ließ wegen der fehlenden Straßenbeleuchtung praktisch kein Licht herein, so dass Conny sich auf ihren Tastsinn verlassen musste. Schritt für Schritt ging sie weiter, die rechte Hand am Geländer, die Fingerspitzen der linken auf dem rauen Putz der gegenüberliegenden Wand. Sacht tasteten ihre Finger über kleine Dellen, Umzugsspuren von Kollisionen mit Möbelstücken. Etliche Zentimeter nacktes Mauerwerk, wo der Putz abgefallen war, feiner, glatter als dieser, mit Fugen in regelmäßigen Abständen. Drei Stufen weiter, auf halbem Wege des Treppenabsatzes, wieder Putz, der an den Fingerspitzen schmirgelte. Und dann Leere.

Conny stieß keuchend die Luft aus. Ihre Nackenhaare richteten sich auf. Ihr linker Handballen lag auf dem Putz, ihre Finger ragten ins Leere. Langsam schob sie ihre Hand weiter. Sie berührte nur Luft, wo sich Mauerwerk hätte befinden sollen. Schließlich fanden ihre Finger Widerstand. Sie tastete nun mit beiden Händen. Der Riss war gut zwanzig Zentimeter breit. Kunzmann mochte ihr viel erzählen von ausgebombten Häusern, die noch jahrzehntelang sicheres Obdach boten. Diesem Haus traute sie jedenfalls nicht mehr.

Connys Hände ertasteten das Holz des Türrahmens. Das ganze Haus schien sich verzogen zu haben, denn die Wohnungstür stand offen, aufgesprungen unter dem Druck der sich bewegenden Wände. Wenn nur Roland und die anderen schon wieder hier wären!

Es überraschte sie nicht, dass das Licht in der Wohnung nicht brannte. Auch hier ging sie nicht schneller, obwohl sie sich in ihrer Wohnung blind auskannte – hier lagen ebenfalls, wie auf der Treppe, Mauerstücke auf dem Parkett, den Teppichen und den Möbeln. Im Schlafzimmer trat Conny auf Glassplitter, offensichtlich war der Spiegel von der Wand gefallen. Hier, gleich neben der Tür, standen zwei Rucksäcke, die sie und Roland als „Notfallkoffer“ bezeichneten. Der Begriff stammte von Kunzmann und rührte wohl aus Kriegszeiten her, wo man bei Luftalarm das Notwendigste in einem Koffer verstaut hatte, wenn man in den Keller musste. Es waren zwei robuste Rucksäcke mit kräftigen Nähten, bezeichnenderweise stammten sie aus Bundeswehrbeständen, wo sie ausgemustert und billig verkauft worden waren. Sie waren noch ungebraucht und daher in ausgezeichnetem Zustand, auch wenn das Leder der Gurte bereits rissig und glanzlos war. In jedem Rucksack befanden sich unter anderem ein Daunenschlafsack, Papiere, Kleidung und eine Isomatte. Als Conny die beiden Rucksäcke an den Trageschlaufen hochhob, fühlte sie sich etwas besser.

Ein Ruck ging durch das Haus. Conny wurde durch das Zimmer auf das Bett geschleudert. Die Griffe der Rucksäcke hielt sie immer noch fest umklammert. Das Bersten und Krachen war ohrenbetäubend. Die Luft war mit beißendem Staub erfüllt. Die Fenster barsten und der Boden begann sich zu neigen. Conny hatte das Gefühl, mit einem Fahrstuhl in die Tiefe zu rasen. Mein Gott, wenn es nur nicht so dunkel wäre, war Connys letzter Gedanke, bevor sie von einer noch viel tieferen Dunkelheit umfangen wurde.

Bernd ist wohl die Aufregung in die Gedärme gefahren.“ meinte Roland grinsend. Marion lachte.
„Ist ja auch kein Wunder. Ich habe auf der Herfahrt auch ein wenig Schiss gehabt. Aber jetzt bin ich so gut drauf, ich könnte hier die ganze Baustelle abräumen. He – verdammt! Was ist das?“
„Scheiße!“
Auf der entgegengesetzten Seite des Geländes, wo der Kran die Zufahrt blockiert hatte, tauchten Scheinwerfer auf. Marode Auspuffrohre ließen die Motoren der Fahrzeuge wie den Angriff einer Panzerdivision klingen.
„Bullen!“
Roland versuchte, die in ihm aufsteigende Panik zu unterdrücken. Er schaute sich hektisch um. Der VW fiel in der Dunkelheit hinter dem Bauwagen nicht weiter auf, wenn man nicht zu nahe herankam. Aber wo sollten sie hin? Hinter dem Scheinwerferpaar tauchte noch ein einzelner Scheinwerfer auf, etwas höher als bei einem Pkw; es war wohl ein Mannschaftsbus. Er blieb stehen, als er den Kran erreichte. Die anderen Scheinwerfer kamen näher. Marion packte Roland am Arm.
„Unter den Bauwagen!“
Mit einem Satz waren sie am Boden und krochen unter den Wagen. Roland stieß sich den Kopf, schaffte es aber noch, trotz der gemeinen Schmerzen das niedergedrückte, trockene Gras, das den Bauwagen umwucherte, wieder ein wenig aufzurichten. Der Wagenboden war zwar hoch, aber in der Dunkelheit sollte das Gras ausreichend Deckung bieten. Andererseits sah man fast nicht unter dem Wagen hervor. Roland zog Marion zu sich heran. Sie wagten kaum zu atmen. Das Scheinwerferpaar kam noch ein Stück näher und blieb dann stehen. Das Motorengeräusch verebbte. Türen schlugen. Stimmen wurden laut, Kommandos ertönten.
Unter dem Wagen herrschte modriger Geruch. Hier wuchs praktisch nichts, der fast nackte Erdboden war unangenehm feucht. Die Dunkelheit war nahezu vollkommen; nur gelegentlich fiel der Schein einer Taschenlampe, die wohl von einem großen, unhandlichen Bleiakku, den ein zweiter Mann trug, gespeist wurde, zufällig in ihre Richtung, so dass Roland Marions Silhouette neben sich mehr ahnen als sehen konnte. Für den hinteren Teil des Geländes schienen sich die Polizisten – dafür hielt sie Roland – aber zunächst einmal nicht zu interessieren. Vermutlich stürmten sie – die leiser werdenden Stimmen deuteten darauf hin – eines der Gebäude.
Roland und Marion lagen engumschlungen unter dem morschen Bauwagen, instinktiv jeder Schutz beim anderen suchend. Beide atmeten schwer. Roland hatte das Gefühl, einen Berg erklommmen zu haben; sein Herz, das rasend schnell schlug, schrie nach Sauerstoff, so dass jeder Versuch, flacher zu atmen, vergeblich war. Marion hatte das Gefühl, ihr Atem sei so laut, dass die Polizisten drüben bei den Gebäuden unweigerlich auf sie aufmerksam werden müssten.
Fast eine halbe Stunde lang – eine Ewigkeit für die beiden unter dem Wagen – hörte man die gedämpften Kommandos aus den Häusern. Roland wusste nicht, ob er es war, der dermaßen schwitzte, oder Marion. Nachdem die Geräusche so lange Zeit nicht näher gekommen waren, waren sie etwas ruhiger geworden, aber die Anspannung war immer noch enorm. Entsprechend war der Schock, als ganz in der Nähe eine Stimme brüllte:
„Halt! Stehenbleiben!“
Unmittelbar darauf folgten mehrere Schüsse aus einer Maschinenpistole, die auf Dauerfeuer eingestellt war. Mein Gott, Bernd! Schwere Schritte von Stiefeln.
„He, hierher! Ich hab‘ ihn erwischt!“
Die Stimme schien von links zu kommen. Rechts stand der VW, noch unentdeckt.
„Komm mal mit der Lampe her!“
„Wenigstens einen von den Pennern erwischt. Möchte mal wissen, wer die gewarnt hat!“
„Gestern sollen da noch sämtliche Häuser vollgewesen sein.“
„Glaub ich. So wie das da drüben stinkt, haben die ja alles vollgeschissen.“
Auch die anderen Stimmen kamen von links. Aber wo war Bernd? Er war auch nach links gegangen zum Scheißen. Das Grundstück war zwar groß und unübersichtlich da hinten, aber verdammt…
„He, Schulze, hast du ihn erwischt? He, sag mal was!“
„Komm, lass ihn. Als ich zum ersten Mal einen umgeblasen habe, habe ich mir anschließend auch erst auf die Stiefel gekotzt.“
„Muss er sich halt dran gewöhnen. Scheiße, das hier ist die Bundeswehr und kein Kindergarten!

He, Schulze, das bringt dir bestimmt den Obergefreiten!“

Bundeswehr? Bei diesem Wort zuckte Roland fast noch mehr zusammen als bei den Schüssen. Was, zum Teufel, hatten Bundeswehrsoldaten hier zu suchen?

„Sagt mal, seid ihr blöde oder was? Keine Namen, keine Dienstgrade im Einsatz!“ Eine neue, befehlsgewohnte Stimme. „Zurück zu den Fahrzeugen, aber ein bißchen zack-zack!“

„Und der hier?“

„Mitnehmen, der wird unterwegs entsorgt. Du ziehst ihm den Overall aus. Du hier, Patronenhülsen einsammeln.“ Ein Overall? Dann konnte es nicht Bernd sein. Roland unterdrückte nur mühsam einen Seufzer der Erleichterung. Also war doch noch jemand anders hier gewesen.

Dass die Polizei der Lage nicht mehr Herr wurde, das hatte er schon mitgekriegt. Aber dass jetzt Bundeswehr eingesetzt wurde – war das überhaupt legal? Aber solche Aspekte spielten natürlich keine große Rolle mehr heutzutage. Trotzdem – was ging hier vor?

Stiefel knirschten im Sand, Schritte entfernten sich. Eine leise Stimme:

„Arschloch, blödes. Und wer macht hier die Dreckarbeit?“

„Komm, mach keinen Stunk, am Ende hört er dich noch. Pack lieber mal mit an, wenn du die Hülsen hast. Der Kerl ist schwer wie ein Pferd. Hier, nimm ihn an den Beinen… und hoch!“ Die Stimme klang angestrengter. „Und außerdem, die Drecksarbeit machen wir hier alle. Der Uffz hat ja damit auch genug am Hals. Wenigstens müssen wir bei so was nicht noch Wehrpflichtige mitschleppen“

Die Antwort war unverständliches Gemurmel. Nach wenigen Minuten schlugen wieder Türen, die Motoren sprangen an, einer erst nach langem Orgeln. Die anschließende Stille wirkte fast unnatürlich.

Rolands Stimmung wurde schlagartig fast euphorisch. Wir leben! Mein Gott, wir leben! waren für einen Augenblick seine einzigen Gedanken. Ohne nachzudenken, zog er Marion weiter an sich. Ihre Empfindungen waren wohl ganz ähnlich, denn spontan gab sie ihm einen Kuss auf die Lippen. Nun wurde sich Roland erst so recht der Situation bewusst (glaubst du, sie ist lesbisch?), mit einem mal spürte er Marions Brüste an seinen Körper, ihren Bauch, nur durch wenig Stoff getrennt, an seinem Bauch. Und nur durch den Stoff ihrer und seiner engen Jeans getrennt… mit rotem Kopf – obwohl er eigentlich alles andere als prüde war – stellte Roland fest, dass er eine gewaltige Erektion bekam. Auch wenn er es als völlig natürlich empfand, dass nach überstandener Lebensgefahr der Sexualtrieb zu seinem Recht kommen wollte, war es ihm peinlich, so dass er von Marion etwas abrückte. Marion machte sich allerdings keinerlei Mühe, ihre Triebe zu unterdrücken: Sie rückte kurzerhand nach. Als Roland gleich darauf ihre Lippen auf seinen und ihre Zunge in seinem Mund spürte, gab er auf. Scheiß drauf, wir könnten jetzt tot sein. Sie öffnete seinen Reißverschluss und fasste in seine Hose. Das hektische Ausziehen gestaltete sich etwas mühsam unter dem Wagenboden. Roland streifte seine Turnschuhe ab und zog die Jeans über seinen Hintern, dann streifte er die Hose mit den Füßen herunter. Das rechte Hosenbein blieb am Knöchel hängen. Roland ignorierte es. Marion tat es ihm gleich, sie öffnete ihre Bluse, mehr zogen sie jedoch nicht aus. Das Minimum an Nacktheit musste genügen.

Roland tastete nach Marions Muschi, die er stets nur im Treppenhaus erahnt hatte. Zwischen ihrem dichten Schamhaar spürte er, wie feucht sie war. Soviel zum Thema lesbisch. Er schob sich auf Marion, die ihre Beine spreizte. Der Platz reichte gerade, dass er sich nicht den Kopf anstieß. Mühelos drang er in sie ein. Ihre Hände verkrallten sich in seiner Schulter. Es war alles weit weg. Das Haus. Bernd. Die Soldaten. Die Schüsse.

Oh, und natürlich Conny.

Leben. Leben. Nur noch leben.

Herzklopfen. Lautes Atmen. Aber dieses Mal ohne Angst. In erstaunlichem Gleichmaß, als hätten sie schon oft miteinander geschlafen, bewegten Roland und Marion ihre Hüften. Ihre Gesichter waren aneinandergeschmiegt, um nur jedes bißchen Haut zu fühlen. Marion spürte nicht Rolands Bartstoppeln, und er bekam nicht genug von ihrem Schweißgeruch, denn in all dem Zerfall und Sterben gab es nichts schöneres als einen lebendigen menschlichen Körper.

Keuchend lagen sie dann zusammen, beide von jenem seltsamen Gefühl beherrscht, das man nach erfülltem Sex verspürt; dem Verlangen nach mehr einerseits, andererseits dem Bewusstsein, alles gegeben zu haben. Es war ein Rausch gewesen, während dem er geglaubt hatte, sich bis in alle Ewigkeit in Marions wunderbarer Muschi zu bewegen, aber nun konnte er wieder klar denken. Er glitt

aus ihr heraus, mit einem Kuss auf ihre Lippen seine Eile kaschierend.

Sie zogen ihre Hosen wieder hoch und krochen barfuß, Schuhe und Strümpfe in den Händen, unter dem Bauwagen hervor.

„Na, gut amüsiert?“ ertönte eine Stimme von oben.

„Leck mich am Arsch, hast du mich jetzt erschreckt!“

Bernd grinste die beiden zerzausten Gestalten vor sich an. Marion zog ihre Bluse über die Brüste.

„Ihr solltet künftig vielleicht etwas leiser sein. Seid froh, dass hier so tolerante Nachbarschaft wohnt.“

„Mensch, Bernd, ich hab ’ne Scheißangst um dich gehabt!“

„O ja, hab ich gemerkt. Ich hätte auch lieber Onkel Doktor gespielt, als da hinten im Dreck auf Tauchstation zu gehen. Aber jetzt würde ich erst mal sagen, brechen wir unsere Zelte hier ab, bevor hier noch jemand ne Party veranstaltet.“

„Wo warst du denn?“ Marion hüpfte auf einem Bein, während sie den rechten Schuh anzog.

„Lass uns verschwinden. Ich erzähle unterwegs.“

Das Trio sprang ins Führerhaus des Lieferwagens. Roland drehte den Schlüssel herum. Der Anlasser drehte sich endlos. Als er gerade langsamer wurde, sprang der Motor an. Roland stieß in eine mächtige Rauchwolke zurück. An der Einmündung zur Baustelle war nichts zu sehen. Roland bog rechts ab und nahm Kurs auf die Schnellstraße.

„Also,“ sagte Roland, der über das Lenkrad gebeugt die Straße absuchte. „Rede oder scheiß Buchstaben.“

„Das ist genau das Stichwort. Ich war eben dabei, mir den Hintern abzuwischen, als ich die Motoren hörte.“

„Du warst in der Baugrube?“

„Genau. Mir war gleich klar, wenn da einer die Rübe über den Rand hält, schaue ich mit dem Arsch auf die Uhr. Das war der reinste Präsentierteller. Links von mir standen zwar noch ein paar Schaltafeln rum, aber dahinter hätte mich höchstens ein Blinder übersehen. Um mich da zu verstekken, hätte ich eine Figur wie ein Laternenpfahl gebraucht. Blieb also nur der Aushub, um unterzutauchen. Das hieß aber, bis ich da oben war und auf der anderen Seite wieder runter, war ich ein paar Sekunden voll sichtbar. Das ganze Nachdenken dauerte, glaube ich, keine zwei Sekunden. Hose hochgezogen und losgerannt war eins. Meine Chance bestand nur darin, dass die Jungs sich erst mal in Richtung Gebäude absichern und das offene Gelände erst mal nicht so beachten würden.

Ich lag dann da in so einem verdammten Dornengestrüpp mit aufgekratzten Armen. Scheiße, Mann, sämtliche anständigen Pflanzen machen den Schirm zu, aber solches Zeug ist zäh.

Na ja, als ich gemerkt habe, es kommt keiner näher, hab ich mal den Kopf gehoben. Da kommt doch prompt einer in meine Richtung gerannt, drei Mann hinter ihm her. Ich schätze, der ist vorher hinter den Gerüstdielen gelegen, und der Platz ist ihm zu heiß geworden. Dachte wohl, er würde es schaffen, die Baugrube runter und auf der anderen Seite wieder hoch. Fünf Meter vor der Baugrube haben sie ihn erwischt, gleich voll drauf mit Dauerfeuer, kein Warnschuss. Da war nur ein hellerer Schatten gegen den dunklen Hintergrund und Lichtblitze von der MP. Die Knallerei habt ihr ja viellleicht mitgekriegt.“ Er grinste Marion anzüglich an. Sie ignorierte ihn aber und starrte geradeaus durch die Windschutzscheibe.

„Die Typen, die auf der Baustelle gehaust haben, haben wohl gecheckt, dass sie Besuch bekommen würden.“ sagte Roland. „Und ich hab mich noch gewundert, dass sich von denen keine Sau für uns interessiert. Der, der umgelegt wurde, war wohl so eine Art Nachhut oder Wächter. Aber für den waren wir halt auch in der Überzahl. Hast du die Typen gesehen, die geschossen haben?“

„Nicht so richtig, die Baugrube ist ja doch an die fünfzehn oder zwanzig Meter breit. Allerdings hat da einer mit der Lampe rumgefuchtelt, als sie die Leiche abtransportierten. Und, verdammt, irgendwie sahen die Typen nicht nach Bullen aus. Die trugen Helme und Tarnuniformen. Wohl irgend so ’ne Eliteabteilung.“

„Das waren Bundeswehrsoldaten.“

„Im Ernst? Aber verdammt, ist denn plötzlich das Grundgesetz außer Kraft, ohne dass ich davon weiß?“

„Schon lange, Bernd, schon lange. Die Bullen werden mit der ganzen Sache nicht mehr fertig, also

muss die Bundeswehr ran. Und bei denen ist der kurze Prozess wohl noch kürzer:“

„Das läuft jetzt alles vermutlich noch unter der Hand, solange noch die Möglichkeit besteht, dass es Widerstand in der Bevölkerung geben könnte. Irgendwann werden die Leute in aller Öffentlichkeit umgenietet.“ Das war Marions erster Kommentar auf der Rückfahrt.

„Aber da muss man doch was gegen tun! Es gibt doch so etwas wie ein Recht zum Widerstand!“

„Moralisch gesehen, gibt es da sogar eine Pflicht dazu.“ stimmte Roland zu. „Nur – hast du schon einen Plan?“

„Den ironischen Unterton kannst du ruhig bleiben lassen. Wie wär’s mit dem Aufbau einer Organisation nach dem Zellenprinzip? Wir sind zu dritt, das wäre eine gute Basis.“ sagte Marion.

„Häh?“ Die beiden Männer schauten sie erstaunt an.

„Schon mal was von Baader-Meinhof gehört? Rote Armee Fraktion? Egal, wie die hießen, die waren alle mehr oder weniger auf diese Art organisiert.“

„Und woher weißt du so was?“

Marion schwieg einen Moment. „Lesen bildet.“

Der VW-Bus war inzwischen wieder auf der Schnellstraße angelangt. Bernd schaute in den trüben linken Außenspiegel.

„Und was haben die gemacht, wenn hinter ihnen plötzlich Bullen aufgetaucht sind?“

„Na, die haben… o-oh…“

Der Streifenwagen zog auf der Überholspur vorbei und blinkte rechts. Das Display auf dem Dach schien nicht zu funktionieren, der Beamte auf dem Beifahrersitz winkte daher mit einer Kelle aus dem Seitenfenster. Beide Fahrzeuge hielten im Abstand von rund zehn Metern auf der Standspur.

„Ganz ruhig bleiben. Die kontrollieren vermutlich aus reiner Langeweile.“ Rolands Stimme zitterte leicht. Er stellte, ebenso wie der Polizeiwagen, den Warnblinker an, der erstaunlicherweise sogar funktionierte.

„Solange sie uns nicht aus Langeweile erschießen.“

Zwei Polizisten stiegen aus, jeder mit einer Maschinenpistole in der Hand, die sie sich im Herlaufen mit dem Gurt über die Schultern hängten. Roland kurbelte das Fenster herunter.

„Guten Abend.“

„Fahrzeugpapiere, Führerschein.“ Kein Gruß, kein Bitte, kein Danke. „Personalausweise von den Beifahrern.“

Der andere Polizist war fünf Meter vor dem VW stehengeblieben, breitbeinig, die Waffe im Anschlag. Auf wen der Insassen der Lauf gerichtet war, ließ sich nicht feststellen. Nicht, dass es eine Rolle gespielt hätte. Angeblich war die Durchschlagskraft der Munition erheblich geringer geworden. Aber was spielte das für eine Rolle bei einer solchen Waffe, wenn die Kugeln nicht mehr sieben oder acht Autos durchschlagen konnten, sondern nur noch drei oder vier?

Der Beamte leuchtete mit seiner Lampe ins Wageninnere. Die Batterie hatte schon deutlich nachgelassen.

„Der Wagen ist nicht ihrer?“

„Ausgeliehen, von einem Bekannten.“

Normalerweise hätte der Polizist das Kennzeichen gegenchecken lassen, aber vermutlich gab es keine Funkverbindung, oder es hatten – wie so häufig – wieder etliche Computer den Dienst quittiert. Er gab die Papiere zurück.

„Ok. Ihr Rücklicht ist im Eimer und ein Scheinwerfer. Soll ihr Bekannter mal richten.“

Mängelberichte gab es schon lange nicht mehr, jeder war froh, wenn überhaupt noch Autos fuhren. Das Trio im VW-Bus atmete auf, als die Beamten einstiegen und wieder auf die Fahrbahn bogen.

„So langsam habe ich die Schnauze voll!“ Roland gab Gas. „Und wenn ihr noch mehr Unterhaltung wollt: Das Bremspedal hängt jetzt demnächst auf dem Bodenblech.“

Dann schwiegen alle. Roland hatte ein schlechtes Gewissen. Er überlegte sich, wie er Conny gegenübertreten sollte. Möglichst unbefangen, na klar. Aber das war er eben nicht. Gut, heute Nacht würde sie es für die Nachwirkungen des Stresses halten. Vielleicht würde sie mit ihm schlafen wollen, aber das würde er abbiegen. Nicht heute.

Verdammt, eigentlich war das ja kein richtiges Fremdgehen. Eine völlig normale körperliche Reaktion auf eine extreme psychische Belastung. Aber er wusste natürlich, dass das nur die halbe Wahr-

heit war. Er hatte Marion schon immer scharf gefunden. Er hätte es nicht darauf angelegt, sie ins Bett zu bekommen, aber so eine Situation, in der es sich einfach so ergab… Wie hieß es doch gleich so schön? *Ich würde sie nicht von der Bettkante stoßen*. Oder unterm Bauwagen vorscheuchen.

Ach was, er würde einfach so tun, als wäre nichts geschehen. Ein kleiner Betriebsunfall, nicht der Rede wert. Marion würde ja wohl dichthalten, schließlich war sie ja nicht blöd. Und wenn sich wieder mal so eine Gelegenheit ergab? Nicht auf einer Baustelle. Vielleicht brachte sie ja mal ein geborgtes Buch zurück, wenn er gerade allein war. Oder sie trafen sich zufällig im Keller. Statt den „Betriebsunfall“ zu verdrängen, begann Rolands Phantasie nun allerdings, eine Sonderschicht einzulegen.

„Hallo, ich wollte dir dein Buch zurückgeben.“

„Oh, danke. Möchtest du nicht einen Moment reinkommen?“

„Gern. Und du? Möchtest du nicht auch gerne reinkommen?“

Mit diesen Worten zog sie seinen Reißverschluss auf. Ihre Hand schob sich in seine Hose und umklammerte seinen…

„He, Schlafmütze, willst du hier nicht rausfahren?“

„Oh, sorry, war gerade in Gedanken.“

Roland zog das Auto auf dem letzten Stück der Verzögerungsspur nach rechts. Die Reifen heulten, aber glücklicherweise war die Kurve der Ausfahrt nicht allzu eng.

„Dachte, du könntest Auto fahren?“

„Mensch, Bernd, ich war halt gerade woanders.“

„Hab ich gemerkt. Du hättest fast die Karre auf die Seite gelegt. Zu so was sagte man früher mal ‚Elchtest‘.“

„Lass ihn.“ mischte sich Marion ein. „Wir haben heute eine Menge mitgemacht.“

Allerdings, dachte Roland.

„Ach, übrigens,“ meinte Bernd, „das da hab ich vorhin noch gefunden.“ Er gab Roland ein Stück Metall in die Hand. „Kleines Souvenir.“

„Eine Patronenhülse?“

„Der Typ, der aufräumen musste, war wohl doch nicht so gründlich.“

„Wenn das sein Vorgesetzter wüsste, das gäbe Zunder, au weia!“

Das Fahrzeug näherte sich der Kaiserstraße. Im Osten konnte man schon die Morgenröte ahnen, im Augenblick nicht mehr als ein vager Verdacht.

„Mensch, was ist da los? Sieht so aus, als würde es brennen!“ rief Marion aus.

Es sah tatsächlich wie Rauch aus, was träge aus der Kaiserstraße trieb und über die umliegenden Häuser wogte. In Bernd, Roland und Marion stieg eine böse Vorahnung auf. Roland bog in die Straße ein. Einige Dutzend Menschen standen herum, viele redend und gestikulierend, die meisten hingegen schweigend, resigniert. Roland bremste, die drei stiegen aus. Es war kein Rauch, es war Staub.

„Ist es unser Haus? Verdammt, sag was! Wen hat’s erwischt?“ brüllte Bernd, der einen Mann am Kragen gepackt hatte.

„Mensch, lass los! Ja, zum Teufel, es ist euer Haus!“

Roland und Marion bahnten sich einen Weg durch die Menschen.

„Und warum tut hier keiner was? Was steht ihr rum und gafft? War noch wer im Haus drin?“

Die Leute wandten sich schweigend ab. Heute du, morgen ich.

„Conny! Rainer!“

Die Straße war mit Trümmern übersät, ein vertrauter Anblick. In der Reihe der Gebäude eine Lücke. Der Staub war hier immer noch dicht wie Nebel und gestattete gerade einmal eine Sicht von zehn Metern. Der Steinbruch, der einmal ein Mietshaus gewesen war, war etwa drei Meter hoch, gekrönt von Ziegeln und Dachbalken. Roland stieg hinauf, rutschte ab, warf Steine hinter sich.

„Roland, komm runter! Das ist zu gefährlich!“ Bernd hatte einen Gaffer beiseite gestoßen und folgte Roland bis zum Rand des Schutthaufens.

„Komm lieber rauf und hilf mir! Conny! Conny!“

Bernd wich den Trümmerbrocken aus, die Roland achtlos um sich warf. Er versuchte tatsächlich, mit den bloßen Händen einen Zugang zu schaffen.

„Hat jemand die Feuerwehr gerufen?“ brüllte Marion.

Niemand reagierte. Einige zogen sich wieder in ihre eigenen, baufälligen Häuser zurück, um das

Ganze aus sicherer Distanz zu beobachten. Was an Brauchbarem auf der Straße gelandet war, war inzwischen sowieso weg.

Die Feuerwehr kam fast zwei Stunden später mit einem einzelnen Fahrzeug. Einen Suchhund hatte sie nicht. Die einzig verfügbaren Werkzeuge waren ein paar Spitzhacken und Schaufeln, von denen zwei schon nach kurzer Zeit den Geist aufgaben, weil die Stiele brachen. Es war daher eher Zufall, dass sie Conny eineinhalb Stunden später fanden. Von Kunzmann keine Spur. Wenn er beim Einsturz in seiner Wohnung gewesen war, würde man ihn kaum bergen können, da die Trümmer zu hoch waren. Möglicherweise, spekulierte ein Feuerwehrmann, war er mit dem Fußboden in den Kelller gebrochen, dann waren die Chancen noch geringer, ihn zu finden.

„Ich habe ohnehin keine großen Hoffnungen, dass er noch lebt.“ sagte er mit einem Blick auf den Kunststoffsack, dessen Reißverschluss ein Kollege eben zuzog.

Bernd hatte den Arm auf Rolands Schultern gelegt und ihm eine Zigarette zwischen die Lippen geschoben. Als Marion seine Hand nehmen wollte, hatte er sie brüsk zurückgestoßen. Schweigend saß er auf der Straße und inhalierte mechanisch den Rauch der Selbstgedrehten.

„Hier.“ sagte ein Feuerwehrmann und stellte zwei Rucksäcke vor Roland hin. „Ich vermute, sie wollte noch raus. Sie hatte sie in den Händen.“ Er räusperte sich. „Ich weiß, das ist kein Trost, aber es muss ziemlich schnell gegangen sein.“

Roland nickte mechanisch. Bernd beugte sich hinunter, hilflos stammelnd: „Du, wir können bei meiner Freundin wohnen, gar kein Problem. Die wohnt in einem ziemlich neuen Haus im Westen draußen.“

Roland schüttelte den Kopf. Er stand auf, nahm in jede Hand einen Rucksack und ging los.

„Roland, warte mal! Bleib doch da!“

Roland antwortete nicht. Die Rucksäcke in den Händen, ging er die Straße hinab und hinterließ Schuhabdrücke im Staub, der sich inzwischen gelegt hatte. Marion sah ihm nach, aber sie wagte es nicht, ihn zu rufen.

General Hartmann hatte sich zurückgelehnt. Mit dem Fuß schob er seinen Stuhl ein Stück vom Schreibtisch zurück. Das Spiralkabel des Diensttelefons spannte sich bedenklich. Das Telefon rutschte ihm ein Stück über den Schreibtisch entgegen. Hartmann lauschte angestrengt, und wenn er antwortete, sprach er laut, um die Nebengeräusche zu übertönen.

„Nein, ich will ihnen wirklich nicht widersprechen. Aber erstens ist es fraglich, ob wirklich einer das Ding findet. Und zweitens können wir nicht ewig unter Ausschluss der Öffentlichkeit gegen Plünderer und Asoziale vorgehen. Und… ja. Sicher. Was heißt hier ‚nicht im Sinne des Bundeskanzlers'? Er will doch Härte demonstrieren, denke ich. Das müsste ihm doch reinlaufen. Wie? Ja, die Leitung ist abhörsicher, sagte ich doch. Sind wir doch ehrlich: Es gibt doch schon seit geraumer Zeit keine handlungsfähige Regierung mehr… Nein, ich weise nur darauf hin… Gut. Gut. In Ordnung. Ja… auf Wiederhören, Herr Minister.“

Mit einem Seufzer legte Hartmann auf. Es wurde wirklich Zeit, dass die Bundeswehr ihre Kompetenzen erweiterte in Anbetracht der Situation. Die Regierung war wohl endgültig handlungsunfähig geworden. Und jetzt auch noch diese Mücke, die auf Ministerialebene zum Elefanten aufgeblasen wurde – falls dieser Kerl überhaupt noch im Amt war. Eine Handvoll fähiger Leute und ohne großes Tamtam den Bundeskanzler festgesetzt. Falls es den noch gab, was ja auch nicht so sicher war. Kommunikation war ein rarer Luxus, und kaum funktionierten die Dienstleitungen mal eine halbe Stunde, hatte man so ein Arschloch am Hörer. Wegen einer solchen Bagatelle! Unfassbar!

Der Gefreite Schulze hatte vor der Aktion zwei Magazine für seine Uzi erhalten. Jedes enthielt zweiunddreißig Patronen Kaliber 9 mm. Schulze hatte siebzehn Schuss verballert, also gab er anschließend siebenundvierzig Patronen wieder ab. Und dieser beknackte Uffz Engler ließ den Gefreiten Thoma antanzen, der die Patronenhülsen eingesammelt hatte – und siehe da: Es waren nur sechzehn. Und dann machte dieser Arschkriecher Engler auch noch einen Skandal deswegen, um sich zu profilieren. Dabei mussten in Schussrichtung die Patronen den gesamten Aushub gespickt haben. Dabei hätte man es belassen können. Aber nein. Engler hatte nichts besseres zu tun, als sich zwei Mann zu schnappen, Zivil anzuziehen und mit einem Auto mit Zivilkennzeichen nochmal zur Baustelle zu fahren. Leider waren die illegalen Bewohner der Baustelle noch nicht zurückgekehrt, sonst hätten sie Engler vielleicht Holz im Hintern gesägt, und die Sache wäre erledigt gewesen. Aber es kam noch schlimmer. Stück für Stück leuchtete dieser karrieregeile Uffz mit einer Taschenlampe den Boden ab – man sollte ihm die Batterien vom Sold abziehen! – und er entdeckte tatsächlich frische Reifenspuren. Er folgerte messerscharf, dass es sich um eine große Limousine oder um einen Lieferwagen gehandelt haben musste.

Hartmann schüttelte den Kopf angesichts der Lawine, die Engler losgetreten hatte. Anstatt nun einfach anzunehmen, dass nach der Aktion zufällig jemand auf der Baustelle aufgetaucht sein könnte, um Material mitgehen zu lassen, unterstellte er kurzerhand, dass es Zeugen für die Aktion gegeben hatte. Das wäre zweifellos nicht optimal gewesen. Im Grunde hatte es sich um eine Übung gehandelt, das Gelände war geradezu ideal. Dass die Bewohner ausgeflogen waren, war ausgesprochenes Pech. Hartmann hoffte, dass sie nicht gewarnt worden waren, denn das wäre ein deutlicher Hinweis auf Undichtigkeiten gewesen. Nun, früher oder später würde man ohnehin unter den Augen der Öffentlichkeit agieren müssen. Natürlich war die Aktion eigenmächtig gewesen, aber der Minister sollte bloß nicht so tun, als wüsste er von nichts. Immerhin spekulierte er ebenfalls – wenn auch nicht offen – auf eine Machtübernahme des Militärs. Das sah er wenigstens ein, dass dies unter den gegebenen Umständen – der zunehmenden Anarchie, dem schleichenden Verlust der Kommunikationsmittel, der steigenden Zahl von Verbrechen – das sicherste war.

Dann hatte die Kacke aber erst so richtig zu dampfen begonnen, als Engler bei der Polizei herausbekam, dass tatsächlich zur fraglichen Zeit ein VW-Bus mit drei Insassen gestoppt worden war, der aus der Richtung von Eibenwald kam. Offensichtlich war Engler gar nicht in den Sinn gekommen, wie peinlich es für ihn war, dass möglicherweise keine zehn Meter von ihm entfernt ein fünf Meter langer und zwei Meter hoher Lieferwagen geparkt war, den er nur deshalb nicht sah, weil er hinter einem Bauwagen stand. Nachdem die Rohbauten verlassen vorgefunden worden waren, hatte sich keiner mehr große Mühe gegeben, nach sonstigem Verdächtigen Ausschau zu halten.

Aber Engler hatte keine Ruhe gegeben. Die Personalien hatte der Beamte auf der Schnellstraße ja notiert. Aber Engler wollte auch noch eine genaue Beschreibung. Er bekam sie. Er ließ wirklich keine

Ruhe. Die zuständigen Polizeibeamten wunderten sich und hielten die Klappe. Vorauseilender Gehorsam, noch hatte das Militär ja noch nichts zu sagen. Offiziell wenigstens.

Der Triumph des Unteroffiziers Helmut Engler war der eines blinden Huhns, das ein Korn findet. Mit seiner unsäglichen „Ich-hab's-doch-gewusst"-Miene knallte er Hartmann die Unterlagen auf den Tisch. Alles ging um einen herum kaputt, nur Schulzes Uzi hatte leider tadellos funktioniert.

Die beiden Typen im VW waren eine Bagatelle. Keine große Sache.

Mit der Mieze verhielt es sich allerdings etwas anders. Erstens hieß sie nicht Marion Schindler, sondern Angelika Waldow. Und zweitens war sie eine gesuchte Terroristin.

Bernd hatte den ganzen Tag und die halbe darauffolgende Nacht am Küchentisch gesessen und abwechselnd vor sich hingestarrt und geheult. Reden wollte und konnte er nicht. Der Tod seiner Nachbarn war ein alltäglicher Tod gewesen; vielleicht versuchte er ihn deshalb so sehr zu verdrängen, weil er tief in seinem Inneren wusste, dass es ihn oder Sabine jederzeit auf die gleiche Art und Weise treffen konnte. Sabine, die ahnte, wie es in Bernd aussah, blieb nichts weiter zu tun, als ihm den Kopf zu streicheln und darauf zu achten, dass er nicht zuviel trank.

Gegen Mitternacht legte sich Bernd hin. Er war völlig übermüdet. Sabine betrachtete das Gesicht ihres Freundes, das immer noch angespannt wirkte, im unruhigen Schein einer Kerze. Sie hatte seine Nachbarn nicht näher gekannt – man traf sich gelegentlich mal im Treppenhaus, wenn sie bei Bernd war –, aber sie litt, weil Bernd litt. Er, Roland und diese Frau, deren Namen sie immer vergaß, waren wohl Baumaterial organisieren gegangen. Typisch, dass Bernd vorher nichts davon erzählt hatte; Sabine hatte bei solchen Geschichten immer eine Menge Angst um ihn.

Es war ein Segen, in einem einigermaßen sicheren Haus zu wohnen. Natürlich blätterte auch hier stellenweise der Putz und zogen sich kleinere Risse durch das Mauerwerk, aber die Bausubstanz des zehn Jahre alten Hauses war noch gut.

Es hatte Bernd einige Überwindung gekostet, am nächsten Vormittag zur Ruine des Hauses zu gehen. Sabine hatte darauf bestanden, dass er ein Lebenszeichen hinterließ. Sie trieb sogar ein Blatt Papier auf, das sie sorgfältig halbierte. Während Bernd schrieb, bereitete Sabine einen Schutz für den Zettel vor, den sie aus der Ecke einer Dokumentenhülle schnitt. Auf dem Zettel stand Bernds Name und seine neue Adresse. Fast hätte er – Resultat jahrelanger Gewohnheit – noch Sabines Telefonnummer dazugeschrieben. Er kannte jedoch keinen Privathaushalt mehr, in dem sich noch ein funktionierender Anschluss befand.

Er bestand darauf, alleine hinzugehen, er wollte seine Trauer für sich allein haben. Es fiel Sabine schwer, ihm zuzustimmen, und sie fühlte sich hilflos, als Bernd unten aus der Haustür trat und mit gesenktem Kopf die Straße hinabging. Sie sah ihm aus dem Küchenfenster nach, bis er unten am Ende der Straße um die Ecke bog.

Bernd war der allgemeine Verfall noch nie so gewärtig gewesen wie jetzt, als er durch die sterbende Stadt ging. In jeder Mauer entdeckte er Risse; große, durch die man ins Innere eines Hauses sehen konnte. Haarrisse, unscheinbar, aber in schier unbegrenzter Zahl. Winzige Adern im Beton, die langsam aufeinander zukrochen, sich trafen. Es bildeten sich Inseln im Material, die ihren Platz nur noch eine Weile aus reiner Gewohnheit beibehielten. Irgendwann fielen Brocken, endgültig losgelöst vom Wind, vom Regen oder einem kleinen Erdbeben.

Die Gehwege lagen voll mit solchen Brocken. Es war sicherer, auf der Straße zu laufen. Der fürchterliche Regen vor zwei Wochen hatte einigen Gebäuden den Rest gegeben. Er hatte Schmutz aus den Wolken auf die Städte geworfen, das Wasser war sauer gewesen und hatte in weichem Gestein mancherorts tiefe Spuren hinterlassen. Es sei das Resultat eines Ausbruchs des Vesuv gewesen, wollten die Gerüchte wissen. Zehntausende seien in Neapel umgekommen. Es sei der Ätna gewesen, wollten andere wissen, und wieder andere wollten vom Ausbruch eines neuen Vulkans in den Alpen gehört haben. Irgendetwas in dieser Richtung musste es wohl gewesen sein, zumindest wies die Übereinstimmung im Kern der Gerüchte darauf hin. In der Zeitung war nichts darüber zu finden gewesen, außer einer kleinen Notiz von einem Erdbeben in Norditalien, das ungefähr kurz vor jenem Zeitpunkt stattgefunden hatte, als hier der schwarze Regen herunterprasselte. Gelesen hatte das wohl kaum einer, schließlich wackelte hier der Boden auch einmal in der Woche. Und jede Woche fielen fünf oder sechs Häuser in sich zusammen, Tendenz zunehmend. Wie viele Häuser hatte eigentlich so eine Stadt? Irgendwann musste doch das letzte Gebäude eingestürzt sein, der Platz, der die Stadt getragen hatte, sich in einen riesigen Steinbruch verwandelt haben.

Kinder lungerten herum, saßen auf Autowracks. Verbrauchte Gesichter, leere Blicke. Viele waren verwaist. Diese Welt schien weder Alter noch Jugend zu dulden.

Angesichts der Lumpen, die die Kinder trugen, schämte sich Bernd fast ein wenig für den relativ guten Zustand seiner Kleidung. Er musste ohnehin auf der Hut sein, es war schon einige Male vorgekommen, dass man seiner Kleidung beraubt wurde. Für eine brauchbare Jeans war zwar bislang noch niemand umgebracht worden, aber ausschließen konnte man so etwas nicht. Natürlich achtete man auf seine Kleidung, aber man konnte noch so sehr aufpassen, irgendwann lösten sich die Nähte

auf, wurden Knie und Hosenboden fadenscheinig.

Diejenigen, die Mitte der Fünfziger bis Ende der Sechziger auf die Welt gekommen waren, hatten wenigstens kein beschädigtes Erbgut mitbekommen, zumindest behaupteten das manche Leute. Der erwachsene Körper konnte dem Verfall zumindest eine Weile widerstehen – es sei denn, er war älter als etwa fünfundvierzig. Und bis dahin hatte man mit einer erhöhten Neigung zu Krankheiten, aber auch Knochenbrüchen zu leben. Eine Garantie, einmal zumindest auf vierzig Lebensjahre zurückschauen zu können, gab es keine. Allenfalls eine sinkende Wahrscheinlichkeit.

Warum hielt man dennoch in so einer Welt am Leben fest? Ja, warum brachte man sich nicht einfach um? Das gute, alte Prinzip Hoffnung? Worauf denn? In jeder Zeit gab es Perspektiven, die Aussicht auf ein besseres Leben danach, was immer dieses „danach“ darstellte.

Bernd hatte viel über die Judenverfolgung gelesen. Man lebte als Jude in einer Welt, in der man verfolgt und brutal ermordet wurde. Überall tobte der Krieg. Die Juden als Freiwild, als Rechtlose – und das keinesfalls erst seit 1933, sondern seit Jahrhunderten. Woher hatten diese Menschen ihre Kraft, ihre Hoffnung, um zu überleben?

Eine mögliche Antwort war: Irgendwann musste der Krieg ja mal zu Ende sein, irgendwo auf der Welt musste es doch noch Inseln der Toleranz geben.

Und der Glaube natürlich. Fast jede Religion versprach ein besseres Dasein in einer anderen Welt. Ja, das konnte helfen, selbst jetzt, wo die Zeit ihrem Ende entgegenging.

Nur war Bernd leider nicht sehr religiös.

Wo man nicht den Trümmern aus dem Weg gehen musste, musste man Autowracks ausweichen. Ein Passat, vor nicht allzulanger Zeit noch der Stolz seines Besitzers, stand auf vier platten Reifen, halb auf dem Gehweg, halb auf der Straße. Front- und Heckscheibe waren mit Steinen eingeworfen worden, aber die größte Zerstörung hatte die amoklaufende Natur angerichtet.

Rust never sleeps hatte Neil Young vor vielen Jahren gesungen, und vermutlich hatte er gar nicht geahnt, wie sehr er einmal recht haben würde. *It’s better to burn out than to fade away* – und doch war Letzteres genau das, was hier geschah. Die Welt verblasste, löste sich auf, verschwand. Ein Hyundai, ein Fiat, ein Mercedes. Relikte der Vergangenheit. Der Rost fraß alles, ohne Marken-, ohne Klassenunterschiede.

Bernd fragte sich, wie wohl der Eiffelturm aussah. Seine Gedanken schweiften immer weiter ab, je näher er der Kaiserstraße kam. Die Realität konnte er indes nicht verdrängen. Er bog um die Ecke, und trotz dass er wusste, was ihn erwartete, war der Anblick erneut ein Schock. Langsam ging er auf die Trümmer zu. Seine Hände zitterten.

Meterhoch der Schutt. Die Straße war menschenleer; die Aasgeier in Gestalt der ehemaligen Nachbarn, die die Überreste des Hauses nach Brauchbarem durchsucht hatten, waren längst verschwunden. Bernd zog ein etwa ein Meter langes, zehn Zentimeter breites Brett unter Mauersteinen hervor und klemmte es senkrecht in den Schutt. Mit zwei rostigen Reißzwecken – es war Sabine gewesen, die daran gedacht hatte – befestigte er den in der Plastikfolie steckenden Zettel daran. Nach einer Weile konnte Bernd den Anblick der Ruine nicht mehr ertragen. Er drehte sich um und lief den Weg zurück, den er gekommen war.

Etwa eine halbe Stunde später kam ein Mann von der anderen Straßenseite auf das Grundstück zu. Er ging langsam, ohne jede Eile, auf das improvisierte Schild zu:

Wiesenstraße 17, bei Lohmann

Bernd Förster

stand da in Bernds akkurater Handschrift.

Sorgfältig entfernte der Mann den Zettel. Zuerst schien es so, als wolle er die Reißzwecken wegwerfen, dann besann er sich aber anders und steckte sie mit dem Zettel in die Jackentasche. Das Brett zog er zwischen den Steinen hervor und warf es auf den Schutt. Er sah noch einmal nach links und rechts und ging langsam weiter.

Sabine war nicht zu Hause, vielleicht war sie beim Organisieren. Bernd würde auch wieder sehen müssen, ob er etwas Brauchbares auftreiben könnte. Nahrungsmittel waren schwer zu beschaffen. Es gab kaum noch etwas, das sich als Infrastruktur bezeichnen ließ – die Transportmittel verschwanden, die Straßen waren desolat. Was in den Städten ankam, war häufig schon verdorben. Aber die Leute nahmen was sie bekamen. Wer genug Ausdauer hatte, ging hinaus aufs Land und versuchte, von Bauern etwas zu ergattern. Wer Glück hatte, bekam ein paar einigermaßen frische Lebensmittel, wer Pech hatte, wurde von Bauern, die sich auf ihren Höfen verschanzt hatten, erschossen. Das war sogar eher die Regel, denn in den Ställen starb das Vieh, die Ernten waren von Jahr zu Jahr schlechter geworden.

Geld war wertlos geworden, wer essen wollte, musste tauschen. Brauchbare Möbel, gut erhaltene Kleidung, einen Kanister Benzin oder Diesel, den man aus seinem zusammengebrochenen Auto geborgen hatte. Wer nichts mehr besaß, stellte sich selbst zur Verfügung als billige Arbeitskraft, dann musste man wenigstens nicht verhungern. Aus der Not heraus nahm auch die Prostitution enorm zu.

Bernd wollte nichts anderes glauben, als dass Sabine ein überdurchschnittliches Talent beim Organisieren hatte. In den paar Monaten, in denen sie zusammen waren, hatte er sich natürlich schon einige Male gefragt, weshalb es bei ihr meistens etwas zu Essen gab, ihre Wohnung aber noch weitestgehend vollständig eingerichtet und der Kleiderschrank einigermaßen ausreichend bestückt war. Tatsache war jedoch, dass sie auf den Strich ging. Sie nahm Nahrungsmittel oder Naturalien zum Tauschen; manchmal gab es auch Tabak oder Zigaretten. Die wurden aufgeteilt: Eine Hälfte zum Tauschen, die andere zum Rauchen. Wer Zigaretten hatte, hatte Geld. Es wurden kaum noch welche hergestellt, schon weil die Tabakernten immer schlechter wurden. Die Nachfrage indes war enorm.

Bernd war im Augenblick ganz froh, allein zu sein. Der Anblick des zerstörten Hauses war doch mehr gewesen, als er ertragen konnte. Aber er hoffte, dass sich Roland oder Marion bald melden würden.

Nun tat es jedoch ganz gut, die Gedanken treiben zu lassen. In der stets gefüllten Schublade des Küchentischs hatte Bernd doch tatsächlich eine Fünferpackung Camel entdeckt. Ohne Filter, aber das war jetzt genau das, was er brauchte. Die Klebefläche des Zigarettenpapiers löste sich natürlich schon an einem Ende. Bernd fuhr vorsichtig mit der Zungenspitze darüber.

Das erste Streichholz gab nach dem Anreißen nur ein Rauchwölkchen von sich, der Kopf glomm kurz auf und erlosch dann wieder. Das zweite Streichholz bequemte sich erst nach mehreren Versuchen, zu brennen. Der Tabak brannte knisternd, für einen kurzen Moment gab es eine kleine Flamme an der Spitze der Zigarette.

Bernd betrachtete das Päckchen. Eine Fünferpackung Zigaretten. Vor nicht einmal einem Jahr waren sie noch in Zwanzigerpackungen verkauft worden. In harten, kleinen Pappschachteln, mit Stanniolpapier, kunststoffversiegelt. Man konnte sie stangenweise kaufen, und manche rauchten sie auch stangenweise, jahrzehntelang, bis sie tot umfielen. Lungenkrebs. Herzinfarkt. Inzwischen starb man, bevor der Krebs überhaupt eine Chance zum Zuschlagen bekam. Nicht, dass es überhaupt noch genügend Zigaretten gegeben hätte, um zum Kettenraucher zu werden.

Fünferpackungen? Klar, die gab es früher auch. Nicht mit so billigem Papier mit schlechtem, verwaschenem Aufdruck so wie diese hier. Edle kleine Päckchen aus fester Pappe waren das, farbig bedruckt und hochglanzkaschiert, und sie wurden verschenkt, in Fußballstadien, bei Rockkonzerten, überall, wo etwas los war, wo Leute zusammenkamen.

Wow, waren das Zeiten. Metallica auf ihrer *Justice-for-all*-Tour. Saxon mit *Dallas 1 p.m.* Queensryche. Knallharte, laute Bands. Mann, die Scorpions sollten mal hier spielen. Da wäre vermutlich der Rest der Stadt ebenfalls platt. Oder Ted Nugent, bevor er zu den Damn Yankees ging und zum Weichspüler wurde. Damals hatte er Gläser an den Bühnenrand gestellt und sie mit Rückkoppelungsgeräuschen seiner Gibson Byrdland zum Bersten gebracht.

Sabine hatte zwar einen Cassettenrecorder da, und möglicherweise gab es sogar ausnahmsweise mal Strom. Aber die meisten Cassetten konnte man nicht mehr anhören, weil sie nur noch ein Rauschen von sich gaben. Der Rest klang wie Rock‘n‘Roll vor den Niagarafällen.

Der trockene Tabak wirkte betäubend. Bernd blies den Rauch von sich und dachte an ZZ Top. Er war keine zwei Meter von der Absperrung entfernt gewesen, vielleicht drei Meter von der Bühne entfernt, wo die langbärtigen Texaner gerade *Cheap Sunglasses* spielten. Die Menge stand so dicht, dass

keiner umfallen konnte. Die Hallendecke war hinter einer Wolke aus Zigarettenrauch verschwunden, die Hitze war enorm. Bernd war völlig eingekeilt, und er war froh, dass er vorher nochmal aufs Klo gegangen war. Eigentlich wäre das Gedränge ziemlich unangenehm gewesen, wäre nicht vor ihm ein verdammt gutaussehendes Mädchen gestanden. Sie drückte wegen der Enge ständig ihren Hintern an ihn. Irgendwann hatte er dann einen Ständer. Er wusste nicht, ob sie etwas davon merkte oder ob er sich nur einbildete, dass sie sich an ihm rieb, aber bei *Waitin' for the Bus* ging ihm schließlich tatsächlich einer ab. Am Ende des Konzertes, als wieder langsam Bewegungsfreiheit zu herrschen begann, drehte sie sich um, grinste und ging weg. Bernd hatte sie nie mehr gesehen.

Er begann zu träumen. Der Schlafmangel machte sich wieder bemerkbar. Das waren Zeiten damals, als die Welt noch Bestand hatte. Es schien Ewigkeiten her zu sein. Seltsam, die ersten Anzeichen für den Zerfall hatten stattgefunden, als die Welt auch politisch zu zerbrechen begann.

Es hatte einmal ein Land gegeben im Osten, das ein amerikanischer Präsident als das „Reich des Bösen" bezeichnet hatte. Es war in viele Kleinstaaten zerfallen, und was übrig blieb, war weder eine Union, noch sozialistisch, noch sowjetisch. Die Satellitenstaaten zerfielen aus Solidarität – welche Ironie! – gleich mit. Mit der DDR war auch das geflügelte Wort „Geh doch nach drüben!" verschwunden, gängige Reaktion auf jede Form der Kritik an der damaligen Bundesrepublik.

Bernd hatte damals das Gefühl gehabt, plötzlich in einem völlig anderen Land zu leben. Wie praktisch: Man hatte keinen Koffer gepackt, man musste keine anstrengende Reise unternehmen – und plötzlich war man ganz woanders. Dummerweise hatte man weder hüben noch drüben jemanden gefragt, ob er die Reise in dieser Form tatsächlich hatte unternehmen wollen. Die Reisekosten mussten trotzdem alle bezahlen. Immerhin, dieser Trip war friedlich verlaufen. Woanders hieß der Reiseleiter Gewalt und Tod. Es wurden Männer erschossen. Kinder von Minen zerfetzt. Frauen vergewaltigt.

Überall auf der Welt zerbrachen Staaten, Regeln, und schließlich zerbrachen Menschen.

Die Ereignisse waren logisch; auch soziale Gefüge unterstanden physikalischen Gesetzen. Und wenn das Universum wirklich eine holografische Struktur besaß, war es logisch, dass sich die Auswirkungen überall zeigten: Sozial, gesellschaftlich, politisch, wirtschaftlich. Natürlich auch gesundheitlich. Ende des 20. Jahrhunderts brachen Krankheiten wieder aus, die man schon besiegt geglaubt hatte. Neue Krankheiten brachten die Forschung auf Touren.

Das Wetter begann verrückt zu spielen. Natürlich waren die Probleme zunächst überwiegend hausgemacht, aber nicht ausschließlich. Es war eine gegenseitige Wechselwirkung: Der allgemeine Zerfall beschleunigte die Wirkung der Treibhausgase und umgekehrt.

Es klopfte an der Tür. Herrgott, hatte man denn nie seine Ruhe? Sabine konnte es ja nicht sein, die hatte einen Schlüssel. Oder klemmte mal wieder das Schloss? Widerstrebend stand Bernd auf. Es klopfte erneut.

„Ja, verdammt, ich komme ja schon!"

Die Tür klemmte tatsächlich, als Bernd die Klinke herunterdrückte. Es war aber nicht Sabine, die vor der Wohnungstür stand. Es war ein Mann etwa in Bernds Alter, vielleicht auch ein paar Jahre älter. Er trug eine Mütze und eine getönte Brille, die nicht sehr dunkel war, aber dennoch die Augen versteckte. Die Mütze ließ ihn auf den ersten Blick älter wirken. Zwischen den Lippen steckte eine nicht angezündete Zigarette. Beide Hände steckten in den Taschen einer etwas schäbigen Jacke.

„Bernd Förster?" fragte der Mann mit leiser, etwas kratziger Stimme.

„Äh, ja, wieso?"

Bernd vermutete, dass es sich um einen Polizisten handelte. Vielleicht war er wegen des eingestürzten Hauses gekommen. Vielleicht aber auch wegen der nächtlichen Aktion auf der Baustelle. Bernds Knie wurden weich. Der Lieferwagen war weg, das Baumaterial irgendwohin verschwunden. Und Zeugen? Scheiße, Scheiße…

„Um was geht's denn?" fragte Bernd mit etwas unsicherer Stimme.

Statt einer Antwort zog der Mann die linke Hand aus der Tasche. Für einen fürchterlichen Moment hatte Bernd geglaubt, er zöge eine Pistole. Mit Erleichterung registrierte er, dass es sich lediglich um ein Feuerzeug handelte. Der Mann ließ das Feuerzeug mit einem leisen „Oh!" fallen. Bernd bückte sich. Der Mann zog die andere Hand aus der Tasche. In ihr hielt er eine Stahlschlinge, an dessen Ende runde Plastikstücke als Griffe befestigt waren. Bevor Bernd begriff, was mit ihm geschah, lag der Draht um seine Kehle. Der Mann riss ihn hoch, wirbelte ihn herum und schob ihn in

die Wohnung. Gleichzeitig zog er den Draht zu. Bernd griff nach hinten und bekam die Mütze des Mannes zu fassen. Er hörte, wie hinter ihm der Mann mit dem Fuß die Wohnungstür zuschob. Seine Arme wurden schwächer. Sein Herz raste. Vergeblich versuchte seine Lunge, Luft in den Körper zu schaffen. Flecken tanzten vor den Augen, als das Gehirn nicht mehr mit Blut versorgt wurde. Bernds Körper sank zusammen. Auf seiner Hose erschien ein großer Fleck, als seine Schließmuskeln erschlafften.

Der Mann wartete noch einen Moment, dann löste er den Draht wieder, der sich tief in Bernds Hals gegraben hatte. Er steckte ihn in die rechte Jackentasche zurück. Nun kam der eigentlich schwierige Teil, nämlich Bernds Leiche unauffällig nach draußen zu verfrachten, wo ein sich in erstaunlich gutem Zustand befindlicher heller Mercedes stand. Das Modell war eigentlich fünf Jahre alt, was man kaum glauben mochte. Fünf Jahre alte Autos sahen normalerweise so aus wie die Oldtimer, die man früher manchmal auf dem Land in einer Scheune fand. Aber hier hatten die Radkästen zwar einen Rostkranz, aber die Kontur des Radausschnitts war noch erkennbar. Teilweise saß der Rost zwar schon auf den Flächen, aber das Blech war an diesen Stellen noch nirgends durchgerostet.

Es gab nicht viele Institutionen, die Autos in größeren Stückzahlen gekauft hatte, um sie dann für spätere Verwendung sorgfältig einzumotten. Daher war man vorsichtig gewesen. Nicht nur wegen der Öffentlichkeit. Auch in den eigenen Reihen musste mit enormem Widerstand gerechnet werden, wenn irgendwelche Pläne oder Aktionen zu früh bekannt wurden.

So hatte man das Kennzeichen mit dem verräterischen „Y“ vorsichtshalber gegen ein ziviles ausgetauscht.

Manchmal schüttelt man als Erwachsener verwundert den Kopf. Eben war man noch Kind, und plötzlich steckte man mitten in der Tretmühle.

Kinder möchten zunächst einmal werden wie ihre Eltern. Sie sind die ersten und für lange Zeit auch die einzigen Vorbilder. Dann kommen die Großeltern, schließlich die ersten Freunde und damit auch eine erste Abnabelung von der Familie. Die Kinder werden älter, verwandeln sich in Teenager – und wollen alles, nur nicht so werden wie ihre Eltern…

Leider hält dieser Zustand oft nur ein paar Jahre an, bevor sich die nächste Generation den gleichen oder zumindest ähnlichen Zielen hingibt wie ihre Eltern. Natürlich gibt es Unterschiede – Frisur, Kleidung, Auftreten –, aber das sind Äußerlichkeiten. In Wirklichkeit pflegen sich die Generationen anzugleichen. Wie viele Ideale gehen über Bord, wenn man jenen merkwürdigen Zustand des „Erwachsenseins“ erreicht!

Aber das wirklich erschreckende ist, wenn man sich dessen als Erwachsener bewusst wird und feststellt, dass man vielleicht noch am einen oder anderen Jugendideal hängt – aber nicht mehr die Energie, die Ausdauer besitzt, etwas davon zu realisieren.

Möglicherweise hatte Roland das Potential zur Veränderung in seiner Jugend besessen. Idealerweise wurde man mit so etwas Rockstar, Revolutionär oder Messias. Man starb mit einer solchen Begabung früh, aber dafür wurde man unsterblich. Entsprechend seiner Erziehung glaubte Roland jedoch fest daran, dass sich alles so ergeben würde, wie es sein musste.

Wahrscheinlicher jedoch wartete er auf eine Initialzündung – irgendein unabwendbares Ereignis von außen, das ihn dazu zwingen würde, sein Leben zu ändern, damit es in die – wie er glaubte – richtigen Bahnen kam. Sie kam nicht. Und so wurde er mit einem anderen unabwendbaren Ereignis konfrontiert: Roland wurde erwachsen.

Ein neues Jahrzehnt begann. Die Siebziger borgten sich einiges vom Flair der Sechziger, waren aber weitaus oberflächlicher. Die Rockmusik verlor einen Gutteil ihrer Sprengkraft. Mit anderen Worten: Sie hatte gesiegt und damit gleichzeitig verloren, mit ihrer Kommerzialisierung wurde sie vom Establishment vereinnahmt. An Stelle von Ausdruck trat Bombast. Der technische Aufwand wurde immer gewaltiger.

Die Siebziger waren das Jahrzehnt des Entertainment. Sie begannen fröhlich und bunt, und so sollten auch 1972 die Olympischen Spiele in München sein. Noch hatten Rolands Eltern einen Schwarzweiß-Fernseher, aber er nutzte jede Gelegenheit, die Spiele bei Noltes zu verfolgen, die zu den ersten in der Straße gehört hatten, die sich einen der teuren Farbfernseher leisten konnten.

Es kam anders. Der Überfall auf die israelische Olympiamannschaft warf einen dunklen Schatten über die Olympischen Spiele, die spätestens zu diesem Zeitpunkt ihre Unschuld verloren hatten. „The games must go on“ – und die Spiele gingen nach der Trauerfeier für die ermordeten Sportler weiter. In Rolands Erinnerung blieben zwei Bilder haften: der feierliche Einzug der Mannschaften, bunte Fahnen, lächelnde, winkende Menschen – und andererseits das Bild eines ausgebrannten Hubschraubers. Noch war der Deutsche Herbst in weiter Ferne, aber schon zeigte sich die andere, die dunkle Seite dieses Dezenniums.

Roland besuchte das Gymnasium. Es herrschte Lehrermangel, was dazu führte, dass jeder eine Anstellung bekam, der auch nur den Anschein einer Qualifikation für das Lehramt vorweisen konnte. Die verbleibenden Lücken wurden notdürftig aufgefüllt, Musiklehrer unterrichteten Biologie, Kunstlehrer Mathematik.

Rolands Mathelehrerin war so ein Fall. Sicherheitshalber überließ sie einen Großteil des Unterrichts dem Fernsehen. Zu Beginn des Unterrichts legte sie eine Videokassette ein mit einer Aufzeichnung des Mengenlehreunterrichts des dritten Programms – mehr als drei Fernsehprogramme gab es damals nicht, und das dritte ging zu jener Zeit ein wenig mit dem Image eines Bildungskanals hausieren. Roland gehörte zu den Schülern, die vom Drumherum mehr angetan waren als vom Inhalt; schließlich befand sich die Anschaffung eines Farbfernsehers daheim immer noch im Planungszustand. Video war natürlich ebenfalls etwas gänzlich Neues, noch Faszinierenderes, obwohl Walter Nolte bereits die entsprechenden Prospekte wälzte.

Folglich forderte diese Art Unterricht nicht, sie lud allenfalls dazu ein, vor der Glotze zu dösen. Die Unterrichtsmaterialien förderten solche Tendenzen, denn in den Büchern waren die Lösungen

gleich mit angegeben, von einem roten Raster verdeckt. Mit einer roten Kunststoffolie, die praktischerweise ebenfalls beigelegt war, konnte man sie sichtbar machen, womit sich die Hausaufgaben für Roland erfreulich schnell erledigten. In Klassenarbeiten funktionierte das natürlich nicht, so dass Rolands Noten bald keine Ähnlichkeit mehr mit den regelmäßigen Einsen und Zweien der Grundschule aufwiesen.

Frau Schubert, die Mathelehrerin, hatte also Kunst studiert. Nicht, dass sie den Kunstunterricht mit größerer Kompetenz geführt hätte. Ihr Lieblingswort war „Happening", und am liebsten zelebrierte sie sich selbst.

Frustriert stieg Roland geistig aus der Schule aus und beschränkte sich auf seine Anwesenheitspflicht, wobei er in späteren Jahren auch hier deutlich reduzierte. Einzig der Englischunterricht machte ihm Spaß. Ansonsten reduzierten sich seine Beiträge auf das Minimum, genug, um sich eben so von Versetzung zu Versetzung durchzumogeln.

Wesentlich spannender fand Roland, was mit ihm selbst geschah. Seine Schultern wurden breiter, die Stimme tiefer, die Körperbehaarung nahm zu. Sein Penis begann, ein Eigenleben zu entwickeln, und das war vermutlich das Interessanteste an der ganzen Geschichte – auch wenn es dabei gelegentlich zu weniger angenehmen Situationen kam, zum Beispiel nach dem Sportunterricht unter der Dusche: „He, Jungs, guckt mal, der Roland hat 'nen Steifen!"

Roland hatte damit begonnen, sich zu Hause im Bad oder auf der Toilette einzuschließen. Er hatte mal wieder ewig in der Badewanne gelegen und war nun dabei, sich abzutrocknen. Er betrachtete seinen Körper im großen Wandspiegel, vor dem sich seine Mutter in Schale warf, wenn sie mit Dad ausging. Dad. Nicht mehr „Papa".

Um seine Genitalien zeigte sich ein erster Flaum, die spärlichen, hellen Haare an seinen Armen und Beinen begannen dunkler zu werden.

Er konnte sich später nie so richtig erklären, was ihn dazu veranlasste. Vielleicht war es der unbewusste Wunsch, Kind zu bleiben; die Angst vor dem Erwachsenendasein. Auf der Spiegelablage lag ein Päckchen Rasierklingen seines Vaters. Vorsichtig nahm er eines der hauchdünnen Metallblättchen aus dem Papier. Er hielt die Klinge vorsichtig zwischen Daumen und Zeigefinger. Ihre Kanten reflektierten das Licht der Badezimmerlampe. Behutsam führte Roland die Klinge flach über den linken Unterarm. Die dünnen Haare verschwanden und hinterließen einen schmalen Streifen nackter, völlig unbedeckter Haut. Streifen um Streifen wurden die Haare weniger, zuerst am linken Arm, dann an den Beinen, schließlich am Körper. Systematisch eliminierte Roland auch den gerade zu erahnenden Flaum um seinen Penis. Mit der linken Hand rasierte er schließlich den rechten Arm. Trotz aller Vorsicht hatte er sich ein paarmal geschnitten, kleine, oberflächliche Wunden, die kaum bluteten. Er zog sich an und warf die Rasierklinge in den Mülleimer.

Später hatte er sich manchmal gefragt, was er damit eigentlich hatte bezwecken wollen. Flucht vor dem Erwachsenwerden? Ausgerechnet durch das Abrasieren der Körperhaare? War das Rasieren denn nicht Ausdruck des männlichen Erwachsenseins?

Jahre später, als er Susanne kennenlernte, erzählte sie ihm interessanterweise eine ganz ähnliche Geschichte. Sie hatte sich als Zwölfjährige die Schamhaare abrasiert. Ob es anderen genauso gegangen war? Vielleicht steckte ein Ritus dahinter, den Kinder auf jener Schwelle zum nächsten Lebensabschnitt unter innerem Zwang durchführten?

Die Pubertät ließ sich indes nicht aufhalten. Roland konnte sich an die wirren Träume jener Nacht danach nicht mehr erinnern, aber sie waren mit einem angenehmen Gefühl verbunden gewesen. Als er aufwachte, fühlte er eine klebrige Feuchtigkeit in seiner Unterhose. Es fühlte sich glitschig an und zog Fäden zwischen den Fingern. Seit dieser Nacht betrachtete Roland die Mädchen in seiner Schule unter anderen Aspekten.

„Make love, not war" – diese Parole der Hippiebewegung der späten Sechziger wirkte noch einige Zeit ins nächste Jahrzehnt nach. Roland beschloss, sich daran zu halten.

Was Rolands weitere Interessen betraf, waren ihm seine Eltern keinesfalls im Weg. Sie waren verständnisvoll und tolerant, andererseits unternahmen sie nichts, um Rolands Interessen zu fördern. Er spielte ausgezeichnet Gitarre, ohne je Unterricht gehabt zu haben und seine Eltern nahmen es schlicht zur Kenntnis. Er sprach fließend und mit kaum hörbarem Akzent Englisch. Es wurde ebenso zur Kenntnis genommen – oder in diesem Falle eher ignoriert. Die Ignoranz bestand darin, dass ihm

seine Eltern zu Weihnachten einen Cassettenrecorder schenkten, „damit du Vokabeln üben kannst." Nicht, dass sie an seinen Englischnoten etwas auszusetzen gehabt hätten; es erschien ihnen vermutlich einfach pädagogisch wertvoll.

Roland beschloss, nur noch zu machen, was ihm Spaß machte. Alles andere schien ohnehin keinen wirklich zu interessieren, jedenfalls, was seine Eltern betraf. Die Englischvokabeln, die aus dem Gerät ertönten, waren daher bald von zwölftaktigen Shuffle-Rhythmen unterlegt und stammten vom neuen *Status Quo*-Album.

Vielleicht hätte er Opposition benötigt, um seine Talente wirklich zur Geltung zu bringen, nach dem Motto „jetzt erst recht" oder „denen werd' ich's zeigen!". So jedoch verlief sein Leben schon früh nach dem Motto „irgendwie wird's schon werden". Es war somit der Weg des geringsten Widerstandes, den nicht zuletzt auch seine Eltern in ihrem eigenen Leben gingen. Weshalb sich auch den Kopf zerbrechen? Arbeitslosigkeit war zwar durchaus schon ein Thema, aber die Erwachsenen waren praktisch durchweg der Ansicht „wer einen Beruf gelernt hat, wird immer Arbeit haben". Umweltschutz hieß, dass man kein Kaugummipapier auf die Straße warf, sondern in einem Papierkorb entsorgte. Die Ölkrise mit ihren Sonntagsfahrverboten war schon dunkle Vergangenheit, und obwohl das Benzin seither wesentlich teurer geworden war, galt ein Verbrauch von zehn oder elf Litern für ein Auto der unteren Mittelklasse als durchaus respektabler Wert.

Als Roland noch etwas jünger gewesen war, hatte sein Vater versucht, ihn für Fußball zu begeistern, mit wenig Erfolg allerdings. Er war ein paarmal sonntags mit auf den Fußballplatz mitgegangen, nicht wegen des Sports, sondern um seinem Vater einen Gefallen zu tun. Außerdem bekam er manchmal ein Eis oder eine Cola spendiert.

Wenn sein Vater mit seinen Freunden zusammentraf, wurde es für Roland erst recht langweilig. Er stromerte dann rings um die Spielfläche des Regionalligavereins. Das Publikum bestand fast ausschließlich aus Männern, die das Geschehen mehr oder weniger fachkundig, stets aber sehr laut kommentierten, obwohl „Frauen, Kinder und Versehrte" nur den halben Eintrittspreis bezahlen mussten. Letztere hatten ihren eigenen Platz links von der Tribüne, Männer ohne Beine, ohne Arme, mit Krücken oder im Rollstuhl. In der Halbzeitpause erzählten sie sich gegenseitig vom Krieg, der sie ihre Gliedmaßen gekostet hatte.

Besonders fasziniert beobachtete Roland einen Mann, dem beide Hände fehlten. Die Ärzte hatten ihm die Unterarme gespalten, damit er mit ihnen greifen konnte. Geschickt angelte er sich eine Zigarette aus der Packung, griff mit dem anderen Arm in die Jackentasche und zog ein Feuerzeug heraus. Er wechselte es von einem Arm in den anderen, so dass er es senkrecht zwischen Elle und Speiche halten und draufdrücken konnte. Es sah so einfach und nebensächlich aus, dass vermutlich jahrelanges, eisernes Üben dahintersteckte. Der Mann bemerkte Rolands Blick und lachte: „Tja, Junge, das war 'ne Handgranate. Hat mir der Iwan in den Graben geworfen. Eigentlich wollte ich sie ihm zurückschmeißen, da hat's aber auch schon gerumst." Ein seltsamer Stolz hatte in seiner Stimme gelegen. Das hatte Roland ebensosehr fasziniert wie abgeschreckt. Der Mann bekam vermutlich nur unter Problemen seinen Hosenstall auf, wenn er aufs Klo musste, aber er war auf eine unerklärliche Weise stolz auf seine gespaltenen Armstümpfe. Roland ging weiter. Einzelne Wörter drangen von den Gesprächen um ihn herum zu ihm durch. *Der Iwan. Der Franzmann. Der Führer.* Und Stalingrad. Immer wieder Stalingrad.

Im Laufe der nächsten Jahre konnte Roland einige Erfahrungen mit Mädchen sammeln, aber zu mehr als Petting war es nie gekommen. Schließlich begegnete Roland einige Zeit vor seinem 16. Geburtstag Antje, die ein Jahr jünger war. Wie er lief sie in abgerissenen Klamotten herum – zur üblichen Ausstattung gehörten nach wie vor Hosen mit „Schlag", obwohl sie allmählich aus der Mode zu kommen begannen –, trug ein Stirnband und rauchte selbstgedrehte Zigaretten. Der Tabak war nicht immer „naturrein", nichts Ungewöhnliches in dieser Zeit. Ein Gramm Shit kostete – je nach Qualität und Herkunft – um die acht Mark, einfacher „Grüner" war oft schon von fünf Mark aufwärts zu haben.

Roland war in Antje verschossen, obwohl er sich wenig Chancen ausrechnete, da sie einen Freund hatte.

Im Gemeindezentrum hatte ein Konzert einer lokalen Band stattgefunden. Es war nicht gerade

überragend gewesen, aber wenigstens hatte Roland es geschafft, ein gutes Gramm grünen Libanesen aufzutreiben. Die Quelle war zuverlässig, der Typ verkaufte – nach seinen eigenen Bekundungen – „keinen Scheiß, nur reinen Shit“. Das Publikum stand noch im rauchverhangenen Saal gruppenweise herum und unterhielt sich, während die Band die Verstärker abbaute. Das Piece hatte Roland in seinem halbvollen Beutel *Schwarze Hand* verstaut.

Eigentlich wollte er nach Hause gehen und in seinem Zimmer – am offenen Fenster, damit seine Eltern nichts rochen – ein Stückchen vom Piece rauchen, um sich eine angenehme Nachtruhe zu verschaffen. Dann sah er Antje, die er vorher im dunklen Saal gar nicht bemerkt hatte. Sie war allein, offensichtlich hatte ihr Freund an diesem Abend keine Zeit gehabt.

„Hi, Antje!“

„Hallo Roland. He, waren nicht so prall, die Jungs, was?“ Sie zeigte mit dem Daumen hinter sich zur Bühne.

„Bißchen viel Gedudel von der Klampfe. Ich meine, nix gegen gute Improvisationen, aber von ’nem ordentlichen Refrain oder so haben die wohl noch nichts gehört.“

„Na ja, und das Programm war auch ein wenig kurz. Ist grade mal halb zehn durch.“

„Schon ’ne Ahnung, was du mit dem angebrochenen Abend machst?“

„Kein Plan. Und du?“

„Na ja, ich hätte noch was zu Rauchen. Ich meine, wenn du Bock hast… Außerdem hab ich die neue *Ton Steine Scherben*. Können wir uns mal reinziehen.“

„Die kenne ich noch nicht. Okay, gehen wir zu dir.“

Sie traten hinaus in die kühle Septembernacht. Die Hände in den Hosentaschen, gingen sie schweigend nebeneinander her. Die Glut ihrer Zigaretten schwebte vor ihnen, wie ein Banner verwehte hinter ihnen der Rauch. Sie durchquerten das neue Einkaufszentrum, wo Antjes Plateausohlen über das Pflaster klapperten und nahmen dann Kurs auf die andere Straßenseite. In der Wohnung war es dunkel, als Roland die Tür aufschloss. Es war typisch für seine Eltern, dass sie kurz vor zehn schon in der Falle lagen. Er hatte das nie verstehen können, das man freiwillig so viel verpassen mochte, aber heute Abend war es ihm ganz recht. Wenn man keine dumme Fragen gestellt bekam, musste man auch keine dummen Antworten abliefern.

Roland schloss seine Zimmertür. Die mit rotem Glühlampenlack bepinselte nackte Birne beleuchtete den Raum nur spärlich. Nicht, dass es viel zu sehen gab: Eine Matratze auf dem Boden, die je nach Bedarf als Sitzgelegenheit oder als Schlafstatt diente. Eine kleinere Matratze, die wohl als Couch dienen sollte. Als Regale dienten leere Weinkisten und auf Ziegelsteine gelegte Bretter. Ein Temposchild mit der Aufschrift „100 km“, auf eine Kiste gelegt, diente als Tisch. Der Größe nach stammte es von einer Autobahn. Die teuersten Objekte im Zimmer waren eine Stereoanlage japanischer Fabrikation – der Plattenspieler allerdings war ein Thorens – und eine schwarze Gibson Les Paul-Gitarre, von deren Stegtonabnehmer die Abdeckkappe entfernt worden war.

Die Plattensammlung war ebenso umfangreich wie erlesen. Jimi Hendrix’ *Electric Ladyland*. *Rockin’ the Fillmore/Performance* von Humble Pie. Steppenwolf. Deep Purple. Led Zeppelin. Kaum eine Platte war jünger als sechs oder sieben Jahre, außer der, die Roland, nachdem er seine Jacke in eine Ecke gefeuert hatte, aus der Kiste zog: Die neueste Scheibe von *Ton Steine Scherben*. Es gab Leute, die die *Scherben* als „die deutschen Rolling Stones“ bezeichneten. Rio Reiser konnte vermutlich ebensowenig singen wie Mick Jagger, aber er besaß zu jener Zeit, bevor er zum *König von Deutschland* avancierte, eine enorme Ausstrahlung. *Keine Macht für Niemand. Macht kaputt, was euch kaputt macht. Die letzte Schlacht gewinnen wir.* Aber auch Zärtlich-Poetisches: *Komm, schlaf bei mir*. Roland brachte zwei Flaschen zum Vorschein.

„Magst du ein Bier?“

„Ich würde schon gern. Aber weißt du, wenn mein Vater die Fahne riecht… vielleicht was Alkoholfreies?“ Roland nickte und verschwand aus dem Zimmer in die Abstellkammer im Flur, wo er eine Dose Cola fand. In der Küche organisierte er noch ein Glas. Leise, um seine Eltern nicht zu wecken, deren Schlafzimmer gegenüber der Küche lag, schlich er ins Zimmer zurück.

„Ist Cola okay?“

„Fein, ja, danke.“ Antje zog den Verschlussring von der Dose und warf ihn in den von Dutzenden Kippen überquellenden Aschenbecher. Sie sah sich um. Ein Plakat von Velvet Underground & Nico,

sehr psychedelisch. Daneben eines von Iron Butterfly. Das obligatorische Poster von Che Guevara. Das Kloposter von Frank Zappa, natürlich. In den improvisierten Regalen stapelweise Bücher: Science Fiction von Ward Moore, Isaac Asimov, Stanislav Lem. Natürlich Orwells 1984. Zwischen einer Bibel und dem Kapital – wie um den Inhalt des mittleren Buches im Zaum zu halten – eine halb zerfallene Ausgabe von *Mein Kampf*.

Songbooks von den Beatles, den Stones und Canned Heat. Ein kleiner Schrank mit Schubladen, vermutlich für die Kleidung; das einzige konventionelle Möbelstück im Zimmer. Darauf ein kleiner tragbarer Fernseher mit verbogener Antenne mit einem gelben Aufkleber auf der Seite: *Atomkraft – nein danke!* mit einer frech grinsenden roten Sonne, die die Faust reckte. Massenhaft Kleinkram: Messingdöschen. Packungen mit Räucherstäbchen. Eine angebrochene Packung Henna. Ein Fläschchen Patchouli, dessen Inhalt Antje durch das halbe Zimmer riechen konnte. Am Schrank, mit einer Reißzwecke befestigt, eine Postkarte: *Wir sind die, vor denen uns unsere Eltern immer gewarnt haben*.

Roland legte einen Hebel am Plattenspieler um. Langsam senkte sich der ölgedämpfte Tonarm auf das Vinyl. Eine kleine Bürste an einem zweiten Arm hielt den Staub zurück. Bereits der Umgang mit den hochempfindlichen Schallplatten erzog zum Respekt vor der Musik, ein Aspekt, an den bei der Einführung der CD im folgenden Jahrzehnt vermutlich niemand gedacht hatte. Roland drehte die Musik sehr leise. Er wusste nicht recht, was er sagen sollte. Er hatte sich eigentlich immer mal gewünscht, allein mit Antje zu sein. Jetzt, wo er hatte, was er wollte, fehlten ihm die Worte. Er drehte aus Verlegenheit an irgendwelchen Reglern der Anlage, ohne jedoch dabei deren Klang signifikant zu verbessern. Er schaute aus den Augenwinkeln zu Antje, die auf dem Bett saß, womit sie es kurzerhand zum Sofa erklärt hatte. Sie bemerkte seinen Blick und sah zu Boden. Dann holte sie eine Packung *Drum* aus ihrer paillettenbestickten Umhängetasche, ebenfalls mehr aus Verlegenheit als aus Lust auf eine Zigarette. Sie hielt das Zigarettenpapier zwischen Daumen und Mittelfingern, während sie den Tabak mit den Zeigefingern gleichmäßig verteilte. Dann rollte sie das Papier hin und her, um den Tabak in eine runde Form zu bringen. Das Schwierigste war der kleine Kniff am Schluss, wenn das Papier eingerollt werden musste. Das war reine Gefühlssache, das konnte einem keiner beibringen. Antjes Zungenspitze huschte über die gummierte Fläche. Der überstehende Tabak wanderte zurück in die Packung.

„Hast du nicht gesagt, du hättest was zum Rauchen?“ Antje war froh, dass ihr endlich ein Thema einfiel.

„Ach so, klar.“ Auch Roland war erleichtert. Fast hätte er sein Piece vergessen.

„Ist der Shit gut?“

„Der ist von Micki. Der hat immer gutes Zeug. Sehr guter Grüner, sieben Mark das Gramm. Könnten sogar fast anderthalb sein.“

Roland fischte das Zigarettenpapier aus dem Tabakbeutel. Eine Hälfte des Deckels der kleinen Pappschachtel fehlte bereits, Roland riss nun noch das andere ab und legte es auf die Seite. Er beschloss, nur eine kleine Tüte zu bauen und nahm drei Blättchen heraus.

„Du hast nicht zufällig ’ne Aktive?“

„Nur Tabak, sorry.“

Roland langte hinter den Plattenspieler, wo er nach einigem blinden Tasten eine Filterzigarette fand. Shit konnte man nicht mit Feinschnitt rauchen, der Flash pustete einen geradewegs ins Nirvana. Dafür mussten die sonst ungeliebten Filterzigaretten herhalten, möglichst leichte. Jeder wusste, wie ungesund dieses parfümierte Zeugs war, aber man wollte den Shit ja auch nicht unbedingt pur rauchen; abgesehen davon besaß Roland auch gar keine spezielle Pfeife für diesen Zweck. Hinter dem Plattenspieler lag auch ein Stück Alufolie. Er nahm es ebenfalls an sich und hockte sich im Schneidersitz auf den Boden. Vorsichtig, um bloß keinen Krümel zu verschwenden, löste er ein kleines Stück vom Piece und ließ es auf die ausgebreitete Alufolie fallen. Den Rest verpackte er wieder sorgfältig. Schließlich zündete er eine Kerze an, die er mit Wachs auf dem Verkehrsschild festklebte.

Antje blies Rauchwolken in die Luft und schaute sich weiter um. Sie las auch gerne, deshalb lehnte sie sich an Roland vorbei zum Bücherregal. Ihr Arm streifte seinen, und Roland spürte ein angenehmes Kribbeln im Bauch. Statt Science Fiction hielt Antje nun aber Science in der Hand; es handelte sich um ein Physikbuch.

„Interessiert dich das?“ fragte sie.

„Doch, schon."
„Wollen wir doch mal testen. Moment…" – sie blätterte das Buch durch – „…erzähl mir doch mal was über den Gesamtwiderstand in einer seriellen Schaltung."
„R gesamt ist gleich R1 plus R2 plus R3 und so weiter. Bei einer Parallelschaltung…"
„Danke – Elektrotechnik bestanden!" lachte Antje. Sie schlug wahllos eine Seite auf. „Schiefe Ebene?"
„Au weia, bitte nicht. Das gehört nicht zu meinen Stärken."
„In Ordnung. Wie wär's mit… hm… Entropie?"
„Sind wir hier in der Schule? Hm… der Begriff wurde Mitte des letzten Jahrhunderts eingeführt, glaube ich."
„1865 steht hier."
Roland hatte inzwischen den Shit über der Kerzenflamme erwärmt, so dass er sich leicht pulverisieren ließ. Er riss die Filterzigarette auf und ließ den Tabak auf ein Blatt Papier fallen. Dann mischte er den Shit drunter.
„Also, mal überlegen… der Doktor Hauser hatte das doch vor ein paar Monaten recht anschaulich erklärt… also, stell dir vor, du hast eine Kiste mit gefärbtem Sägemehl, eine Hälfte rot, die andere grün. Das Zeug liegt sorgfältig nebeneinander in der Kiste. Was passiert, wenn du sie jetzt schüttelst?"
„Ich würde mal davon ausgehen, dass sich das Zeug vermischt. Wenn du fest genug schüttelst, hast du irgendwann keine getrennten Farben mehr, sondern irgendein Kackbraun."
„Steht das tatsächlich so in dem Buch? Kann mich gar nicht erinnern." Roland lachte.
„Hast du da echt mal reingeschaut? Kaum zu glauben! Ehrlich gesagt, da stehen nur irgendwelche Formeln drin. Ungebildet, wie ich bin, bin ich dir also auf Gedeih und Verderb ausgeliefert." Sie sah Roland in die Augen, frech, aber gleichzeitig auch liebevoll grinsend, und er fühlte, wie sein Herz schneller schlug. Er rollte ein Mundstück aus der Pappe der Blättchenschachtel und schob sie in das hintere Ende des Joints.
„Also…" – er räusperte sich, die Stimme war plötzlich etwas belegt – „…die Frage ist nun, ob dieser Vorgang auch umgekehrt funktionieren würde."
„Natürlich nicht. Die Kiste kannst du bis zum Sankt-Nimmerleinstag schütteln."
„Na ja, es ist nicht absolut ausgeschlossen, dass du irgendwann wieder zwei völlig farblich getrennte Sägemehlhaufen in der Kiste hast. Aber es ist natürlich eher unwahrscheinlich. Es gibt Vorgänge in der Natur, die… irreversibel sind." Er freute sich, dass ihm der Begriff noch rechtzeitig eingefallen war.
Roland entzündete die Tüte. Das gab ihm einen Moment Zeit zum nachdenken. Er inhalierte tief und ließ den Rauch ganz langsam entweichen, während er den Joint an Antje weitergab.
„Entropie ist ein Maß dafür, wie weit sich ein System auf einen Zustand zubewegt hat, in dem die Unordnung maximal ist."
„Dein Zimmer?" Beide prusteten los.
„Im Ernst, das Weltall wird vermutlich auch nicht ewig bestehen. Die ganze Strahlung, die ganze Materie, die hier rumschwirrt… irgendwann ist doch mal alles restlos zerfallen. Radioaktives Material hat eine bestimmte Halbwertszeit. Theoretisch – also rein mathematisch betrachtet – geht der Zerfall ewig: die Hälfte, davon wieder die Hälfte und so weiter. Aber praktisch muss irgendwann mal ein Punkt kommen, an dem nichts mehr geht."
„Das" sagte Antje leise, „wäre dann tatsächlich das Ende von allem."
Roland setzte sich rechts von ihr auf die Matratze.
„Ich schätze, bis dahin ist noch etwas Zeit." Seine linke Hand machte sich selbständig, mogelte sich auf ihre linke Schulter. Er war nicht sonderlich angetörnt, was unter anderem auch daran lag, dass das Piece zu einem ordentlichen Prozentsatz aus Sägemehl bestand; was ihn so frech machte, war der Gedanke, dass er notfalls eine gute Entschuldigung hatte: es war dann halt der Stoff, der enthemmte. *Sorry, war nicht so gemeint.* Möglicherweise ging Antje das Gleiche durch den Kopf. Sie hob ihre rechte Hand zur Schulter und legte sie auf seine Linke. Roland bekam Herzklopfen. Er rückte etwas näher. Keiner sagte etwas. Beide schienen die Kerze auf dem Tisch vor ihnen zu hypnotisieren. Antje legte ihren Kopf an seine Schulter. Jetzt oder nie, dachte Roland und nahm sie in den Arm. Sie küssten sich. Roland spürte den leichten Tabakgeschmack auf ihrer Zunge. Seine rechte Hand schob

sich unter ihr Sweatshirt. Sie sanken auf die Matratze zurück, die nun wieder von der Couch zum Bett wurde.

Es waren die unbeschwerten Jahre vor Aids. Das Schlimmste, was man sich damals vorstellen konnte war, dass ein Mädchen die Pille vergessen hatte.

Es war nicht das Dope, das sie in Trance versetzte, sondern ihre unbekümmerte Leidenschaft. Sie waren zärtlich zueinander, wie es vielleicht nur Teenager sein können. Das rötliche Licht und die Kerze verliehen Antjes Körper etwas Geheimnisvolles – oder ließ ihn noch geheimnisvoller wirken, als es der Körper einer Frau ohnehin schon ist. Der Anblick ihrer langen blonden Haare, die sich wie ein Strahlenkranz über das Kissen legten, war für Roland schon fantastisch. In zehn Jahren hätte er vielleicht ihre Brüste als zu klein oder ihre Hüften als etwas zu breit empfunden, aber in dieser Nacht konnte er sich nicht erinnern, jemals etwas Schöneres gesehen zu haben. Fasziniert sah er zwischen ihre Beine, wo sich dunkelblonde Löckchen kräuselten.

Natürlich hatte Roland sich schon oft überlegt, wie das erste Mal sein würde. Die Realität übertraf seine kühnsten Erwartungen. Blitzschnell warf er seine eher mechanistisch geprägten Vorstellungen – reinstecken und hin- und herbewegen – über Bord.

Antje war keine Jungfrau mehr, aber auch sie machte einen etwas unsicheren Eindruck. Sie zog Roland auf sich und spreizte ihre Beine. Roland hatte das Gefühl, nicht nur mit seinem Penis, sondern mit seinem ganzen Körper in ihr zu versinken – er hatte sich noch nie zuvor mit einem Menschen so sehr eins gefühlt.

Zehn Jahre zuvor hatte die sexuelle Revolution begonnen, und noch hatte Aids sie nicht beendet. Damals bedeutete Sex Gerüche, Schwitzen, Fühlen. Niemand lud sich Bilder aus dem Internet, um sich aufzugeilen oder sah sich billige Softpornos im Kabelfernsehen an. Sex sollte ein elementarer Bestandteil des Lebens sein, ohne Angst, dass man daran sterben könnte.

Erschöpft lagen Antje und Roland nebeneinander. Roland hatte die Tür ins Erwachsenendasein durchschritten. Er hatte das Gefühl, ein völlig anderer Mensch zu sein, als noch eine halbe Stunde zuvor; möglicherweise war er es auch tatsächlich.

Just vor einer Woche hatte der Sexualkundeunterricht in der Schule begonnen. Der Biolehrer war mit hochrotem Kopf vor der Klasse gestanden:

„Also, wir beginnen nun mit einem neuen Thema. Vielleicht hat der eine oder andere Bedenken, über solche Dinge zu sprechen. Deshalb lasst mich zunächst mal eines ganz deutlich klarstellen: Es handelt sich um etwas völlig Normales. Das ist von der Natur so eingerichtet, also wirklich absolut normal und natürlich…“

So ging das noch eine ganze Weile weiter, wobei er sich stets darin wiederholte, dass „es“ völlig normal und natürlich sei, dabei aber das Wort „Sexualität“ in seiner Ansprache so weit wie möglich ans Ende verschob. Seine Schülerinnen und Schüler, 14, 15 Jahre alt und zum größten Teil nicht ganz unerfahren mit dem anderen Geschlecht, hatten den Ausführungen zum Thema bei den ersten Worten eher mäßiges Interesse entgegengebracht. Nun wurde es aber lustig: Ein offensichtlich total verklemmter Pauker, dessen Kopf mittlerweile die Farbe einer Mohnblüte hatte, versuchte, verzweifelt um Worte ringend, das Thema „Sexualkunde“ anzukündigen, ohne den Themenbereich „Sex“ verbal auch nur entfernt zu streifen – geschweige denn, zu einer Punktlandung anzusetzen –, und dabei wieder und wieder behauptete, wie normal das alles sei. Die logische Folge: Zunächst vereinzeltes Prusten und unterdrücktes Glucksen, dann brach der Damm: Die Klasse brach in schallendes Gelächter aus. Mit sichtlich betrübter Miene schüttelte der Pädagoge den Kopf und sagte strafend: „Ich glaube, für dieses wichtige Thema seid ihr einfach noch nicht reif genug!“

„Ich glaube, ich muss jetzt gehen.“ flüsterte Antje.

„Schon?“

„Na ja, du kennst ja meine Alten.“ Sie streichelte beim Aufstehen Rolands Arm.

Er sah ihr mit einer leichten Wehmut beim Anziehen zu. Schließlich angelte er selbst nach seiner Jeans. Dann rauchten sie noch schweigend eine Zigarette. Sie schmeckte so gut, dass Roland verstand, weshalb alle so ein Aufhebens von der „Zigarette danach“ machten. Sie zogen ihre Jacken an, alte Bundeswehrparkas, von denen die schwarz-rot-goldenen Wappen am Ärmel entfernt worden

waren; nicht restlos, sondern so, dass die Absicht, sie zu tilgen, deutlich wurde, und gingen.

Viel zu schnell erreichten sie die Straßenecke, hinter der das Haus von Antjes Eltern stand.

„Danke fürs Heimbringen.“ sagte sie. „Aber du bleibst jetzt besser hier und lässt mich den Rest allein laufen. Nur für den Fall, dass mein Alter die Nase aus dem Fenster hängt.“ Sie erwiderte Rolands Kuss, löste sich aber schnell aus seinen Armen.

„Gute Nacht.“

„Gute Nacht.“

Ein seltsames Gefühl beherrschte Roland auf dem Heimweg. Stolz, Selbstbewusstsein, aber auch ein wenig mit Einsamkeit, Leere, gemischt. Lag es am nahen Elternhaus, dass Antje so distanziert gewirkt hatte? Oder war es nur der Gegensatz zur vorherigen Nähe gewesen, den er so stark empfand?

Er beschloss, einen kleinen Umweg zu machen. Ein kleiner Weg zweigte vom Trottoir ab, führte, von kleinen Laternen erhellt, über ein parkähnliches Gelände. Ein paar Bänke, struppiges Gebüsch. Seltsam. Gestern hätte er sich noch einen Jux daraus gemacht, gegen die Laternenmasten zu treten, einer nach dem anderen, bis der Weg im Dunkeln lag. Dies lag an einer Vorrichtung, die den Strom abschaltete, wenn ein Fahrzeug dagegen fuhr. Weshalb diese Sicherung auch in den Laternen eines Fußgängerwegs eingebaut waren, war Roland nicht ganz klar. Nach einer Viertelstunde gingen die Lampen dann wieder an, in der Reihenfolge, in der man sie ausgetreten hatte. Heute war das irgendwie… kindisch.

Wann wurde man eigentlich erwachsen? Mit dem Beginn der körperlichen Entwicklung? Aber offensichtlich gehörte auch noch eine geistige Komponente dazu.

War man erwachsen, wenn man mit einem Mädchen geschlafen hatte? Ein katholischer Priester war demnach nicht erwachsen, vorausgesetzt, er hielt sich an die kirchlichen Gebote. Nach seinem heutigen Erlebnis konnte sich Roland nicht mehr vorstellen, dass jemand freiwillig auf Sex verzichten konnte. Taten das Priester? Man sah ja nicht in ihre Schlafzimmer hinein. Zumindest war es undenkbar, dass sie sich nicht gelegentlich selbst einen Abgang verpassten.

Das Laternenaustreten war ein kleiner, harmloser Jux gewesen. Ein „vernünftiger“ Erwachsener hätte darauf hingewiesen, dass eine alte Oma im Finstern stolpern und sich sämtliche Gräten einschließlich des Oberschenkelhalses brechen konnte.

Seltsam: Die Erwachsenen gierten regelrecht nach Verantwortung. Möglichst früh brachten sie ihren Kindern das Positive der Verantwortung nahe, negative Seiten schien sie kaum zu haben. Spürten die Erwachsenen nicht, wie sehr sie Gefangene ihrer Verantwortlichkeiten waren? Natürlich – jede Handlung zog irgendwelche Konsequenzen nach sich, aber mussten diese zwangsläufig schlecht sein? Musste man wirklich jeden Schritt überlegen? Musste man, wenn man die Pforte zum Erwachsenendasein überschritt, jegliche Spontaneität gewissermaßen an der Garderobe abgeben? Das bedeutete aber einen enormen Verlust, und Roland konnte sich nicht vorstellen, wie man diesen kompensieren konnte.

Für ein kleines Kind war die Vorstellung, erwachsen zu sein, unglaublich faszinierend. Erwachsene waren allmächtig, sie durften alles, sie konnten alles. Im Laufe der Jahre bekam diese Vorstellung natürlich Risse. Auch eine Art Entropie, dachte Roland belustigt.

Konnte man erwachsen werden, ohne erwachsen zu werden? Zumindest auf einen Versuch kam es an.

Vor der letzten Laterne blieb Roland stehen. Er nahm sorgfältig Maß und holte mit dem rechten Bein aus wie ein Fußballer beim Elfmeter. Ein dumpfes *Dong* klang durch die Nacht, und die Laterne erlosch. Jetzt fühlte sich Roland viel, viel besser.

Im Erdgeschoss brannte noch Licht im Wohnzimmer. Vermutlich war Nolte mal wieder besoffen vor dem Fernseher eingeschlafen. Roland hatte nur noch selten Kontakt mit Uwe. Er schien seinem Vater immer ähnlicher zu werden. Wenn man Walter Nolte so vor sich sah, konnte man sich kaum vorstellen, dass er einmal jung gewesen war. Sein Gesicht war vom Saufen aufgeschwemmt, Nase und Wangen von geplatzten Äderchen durchzogen. Tagsüber unter der Woche war er meistens nüchtern – zumindest hatte er nicht so viel intus, dass man es merkte, so dass er seine Arbeit machen konnte. Am Wochenende war der Nachholbedarf dann natürlich entsprechend.

Realistisch betrachtet: Walter Nolte musste natürlich auch einmal jung gewesen sein. Wenn seine Trunkenheit ein ganz bestimmtes Maß erreicht hatte – es durfte nicht zuviel sein, sonst wurde er ausfallend oder er begrabschte Frauen, jedenfalls, solange die eigene nicht in der Nähe war – erzählte er schließlich aus seiner Jugend.

Als er so alt war wie Roland, robbte er, mit einer Panzerfaust bewaffnet, durch den Dreck, um seine Heimatstadt gegen den Feind zu verteidigen. Aber zu verteidigen gab es nur noch Trümmer und Schutt, und der Angreifer, den es mit der Panzerfaust zu beschießen galt, war eigentlich der Angegriffene gewesen. Und Nolte, mit einer zusammengewürfelten Uniform und einem viel zu großen Helm bekleidet, wurde vor die Stadt geschickt, um für eine längst verlorene Sache zu kämpfen. Die fünf Jungen, mit denen er in die Schlacht zog, waren seine Mitschüler. Nolte war der einzige, der davon angetan war, seine Heimat zu verteidigen. Zwei nutzten den nahen Wald, um zu desertieren. Nolte tobte. Hätte er eine Handfeuerwaffe gehabt, hätte er geschossen. Aber er konnte ja schlecht mit der Panzerfaust hinter den Flüchtenden herschießen. Von den anderen drei kam keine Unterstützung, was Nolte erst recht wütend werden ließ. Er wäre am liebsten umgekehrt und hätte dem Offizier, von dem sie die Befehle entgegengenommen hatten, Meldung gemacht. Dafür war aber keine Zeit mehr. Der Feind war nahe. Von Ferne hörte man bereits das Grollen der Panzer.

Eine Rückkehr hätte aber für Nolte auch eine herbe Enttäuschung bedeutet: Die Uniform des Offiziers lag längst im Wald, er trug inzwischen Zivil. Er plante, eine Zeitlang unterzutauchen, bis etwas Ruhe eingekehrt war und hoffte nur noch, dass seine Frau daheim schon das Hitlerbild von der Wand genommen hatte.

Vier Fünfzehnjährige gingen dem Feind entgegen. Einer trug eine Panzerfaust, einer hatte einen Karabiner, der ständig Ladehemmung hatte, zwei waren mit je zwei Panzerminen bewaffnet. Ihnen hatte man beigebracht, im Graben zu kauern, bis der Panzer über ihnen war, um dann die Mine am verwundbaren Boden des Fahrzeugs anzubringen.

Vier Fünfzehnjährige. Sie hatten keinen Schulabschluss. Sie wohnten in zerbombten Häusern. Sie hatten noch nie mit einem Mädchen geschlafen.

Einer wurde von der Mine zerrissen, im selben Augenblick, als er sie scharfmachte. Der Zünder war defekt gewesen. Auf den Panzer, der noch ein Stück entfernt war, regneten Steine, Erde und die Überreste eines Jungen. Der Panzer fuhr weiter.

Der andere schaffte es nicht einmal, die Mine scharfzumachen. Er geriet in Panik, als eines der gigantischen Stahlungetüme auf ihn zukam. Er wollte aus dem Graben flüchten, aber es war bereits zu spät: Die linke Kette fuhr ihm über den Unterleib, und das Splittern und Krachen seiner Knochen und seine unmenschlichen Schreie übertönten für einen Moment den Lärm der Panzer.

Der mit dem Karabiner schoss, was seine klapprige Waffe hergab. Ein kurzes Knattern antwortete ihm. Der Schütze hatte nur sehr grob gezielt, ungefähr in die Richtung, aus der es unregelmäßig knallte. Von fünf Kugeln des kurzen Feuerstoßes trafen drei, davon zwei sofort tödlich. Zufallstreffer.

Für Walter Nolte war das zuviel. Er sah eine gigantische Wand aus Stahl, die sich über die Straße und die angrenzenden Äcker schob. Die Motoren brüllten. Hinter einer riesigen Wolke aus Abgasen und Staub tauchten Lastwagen auf, vereinzelte Jeeps, dazwischen Soldaten mit fremden Uniformen. Walter tat das einzig Vernünftige: Er warf die Panzerfaust weg und rannte geduckt den von einer Handvoll älterer Volkssturmmänner tags zuvor schlampig ausgehobenen Graben entlang. Dann robbte er Richtung Waldrand. Donnernd schoben sich die Panzer vorbei. Die Erde bebte. Ein Soldat, der austreten musste, fand ihn, blass, zitternd, kaum zum Reden fähig und mit vollgeschissener Hose im Gebüsch am Waldrand.

Allmählich dämmerte ihm, dass er den Krieg überlebt hatte – und er war ein verdammter Feigling gewesen. Diese Schande verfolgte ihn sein ganzes Leben.

Davon wusste Roland nichts. Aber er hatte durchaus eine Ahnung davon, dass die Glorifizierung des Krieges und der Kameradschaft auch aus einem schlechten Gewissen heraus entstand. Man hatte überlebt, die Kameraden waren tot. Also musste man sie zu Helden machen.

Der Sinn des Krieges wurde selten oder nie hinterfragt. Keiner war für den Krieg, um Gottes Willen. Aber wenn der Führer diesen oder jenen Fehler nicht begangen hätte, dann stünde Deutschland heute ganz anders da. Es war selten „der Hitler“ oder gar „der Adolf“, was für Nolte oder den kläglichen Rest der Wehrmacht auf dem Fußballplatz viel zu abfällig geklungen hätte, es war stets „der Führer“.

„Er war doch der Führer, oder?“ pflegte sich Nolte zu verteidigen. „Wenn er damals Bundeskanzler gewesen wäre, würde ich halt ‚der Bundeskanzler‘ sagen!“ Natürlich wies er weit von sich, Nazi zu sein: „Ganz klar sind damals schlimme Dinge passiert. Vermutlich hat der Führer vieles gar nicht gewusst, das hatte die SS mit Sicherheit auf eigene Rechnung durchgezogen. Vor allem im Osten drüben, weit weg vom Reich. Aber er war ja zu sehr mit dem Krieg beschäftigt. Die SS, das waren Schweine, ganz klar. Da hätte der Führer mal aufräumen müssen!“

Und wenn er meinte, dass „das mit den Juden“ auf andere Weise gelöst hätte werden müssen – „es hätte ja gereicht, wenn man sie irgendwo anders angesiedelt hätte“–, fühlte er sich fast schon wie ein Widerstandskämpfer. Nein, für einen Antisemiten hielt sich Nolte nicht: „Ich habe mal einen Juden kennengelernt. Der war sogar ein recht anständiger Kerl. Dem hätte eigentlich nichts passieren dürfen.“

Es war, nebenbei bemerkt, auch nicht Noltes Erfindung, kleine Silvesterkracher als „Judenfürze“ zu bezeichnen. Auch der Ausspruch „Hier geht‘s ja zu wie in einer Judenschule“ beim Anblick lärmender Kinder war nicht auf seinem Mist gewachsen. Das gehörte zum allgemeinen Sprachgebrauch. Die Kinder, die mit dem Begriff „Juden“ nicht viel anfangen konnten, bezeichneten die Kracher als „Judofürze“, weil ihnen die japanische Kampfsportart wesentlich vertrauter war.

Die einzigen kritischen Worte, die Nolte bei seiner Analyse des zweiten Weltkriegs fand, lauteten: „Der Führer hätte halt nach Polen vorerst mal Schluss machen müssen.“

Antje machte sich rar. Roland hatte das Gefühl, dass sie ihm aus dem Weg ging. Nach fast zwei Wochen sah er sie auf der anderen Straßenseite mit ihrem Freund. Sie sah nicht her, aber Roland war sich sicher, dass sie ihn gesehen hatte. Sie nahm ihren Freund in den Arm und küsste ihn. Das ganze wirkte aufgesetzt, vermutlich zu reinen Demonstrationszwecken. Roland verstand. Es war spontan gewesen, auch durchaus ernst gemeint, es war schön gewesen. Punkt.

Aber es war auch ein Fehler gewesen, weil sie einen Freund hatte. Und Roland glaubte, auch noch eine andere Botschaft aus der Szene auf der anderen Straßenseite herauszulesen: Behalte es für dich!

Er litt schweigend. Sein Haschischkonsum stieg zeitweilig kräftig an, was niemanden mehr freute als Micki, der schon in Betracht zog, Roland einen Mengenrabatt einzuräumen. Micki dachte, Roland würde selbst ein bißchen dealen, aber solange er nicht versuchte, seine Kunden abzuwerben, war ihm das egal. Außerdem gab es da noch eine andere interessante Einnahmequelle, die sich in jüngster Zeit auftat: das Zigarettenstupfen.

Man suchte sich einen nicht allzu stark frequentierten Zigarettenautomaten. Es musste ein älteres Modell sein, die neuen hatten alle eine Sicherheitsklappe. Nun musste man den Gegenwert einer Schachtel Zigaretten investieren. Die erste Schachtel wurde ganz legal aus der Schublade geholt. Die restlichen Packungen fischte man nun mit einem eigens konstruierten Drahtgebilde aus dem Schacht, einem raffiniert zurechtgebogenen Stück Zaundraht, an dessen Spitze man einen Widerhaken eingefeilt hatte, den man in die unterste Schachtel stieß. Wer geschickt war, räumte in zehn Minuten einen ganzen Automaten aus. Die Schachteln wurden zu zwei Mark verkauft. Gestupft wurde auch auf Bestellung, dann musste man aber gleich fünf Schachteln nehmen. Roth-Händle und Camel ohne Filter kosteten extra, weil es die selten im Automaten gab.

Rolands Haschischkonsum reduzierte sein Taschengeld erheblich, so dass er – wollte er nicht aufs Zigarettenrauchen verzichten – notgedrungen auch Kunde bei Mickis Zigarettenstand wurde. Natürlich hatte er keinen Stand, aber alle nannten es so. Micki war in der Hofpause stets an der gleichen Stelle in der Raucherecke anzutreffen. Es störte niemanden, dass die Zigarettenschachteln kleine Löcher an der Unterseite hatten, und dass ab und zu eine Zigarette kaputt war, nahm man bei den Preisen gerne in Kauf. Micki musste in dieser Zeit ein Vermögen verdient haben. Privat war die stärkste Droge, die er zu sich nahm, Kaffee mit Milch und Zucker, Zigaretten schmeckten ihm nicht und vom Shitrauchen bekam er Migräne.

Schließlich nahm Roland endgültig zur Kenntnis, dass der Abend mit Antje eine einmalige Sache war. Er begann, sich wieder auf die anderen Dinge zu kümmern, die ihm wichtig waren.

In seinem Stadtviertel hatten Jugendliche eine Teestube im Versammlungsraum der Pfarrgemeinde eingerichtet. Es gab fünfzehn Sorten Tee, immer Gelegenheit zu einem Schwätzchen und eine Tischtennisplatte. Je nachdem, wer an der Theke stand und sich damit auch für die Musik verant-

wortlich fühlte, lief Fusion, vor allem Al di Meola, die meiste Zeit lag aber Joan Baez auf dem Plattenteller. Die Luft war schwer vom Patchouliduft der Räucherstäbchen. Die Vorhänge bestanden aus Batiktüchern.

Einerseits war es recht nett, man traf Leute, es gab immer ein Gesprächsthema. Andererseits beschlich Roland zuweilen das Gefühl, dass sich hier eine ganz eigene Spießigkeit entwickelte. Sie war anders als die der Eltern, aber zweifellos latent vorhanden.

Aggression war verpönt. Sie wurde nicht als natürlicher Bestandteil des Lebens betrachtet, sondern oft in einen faschistischen Kontext gestellt. Roland konnte zuweilen aufbrausend sein, und er hatte keine Probleme damit. Ganz sicher fühlte er sich dabei nicht als Faschist. Er fragte sich, ob die Leute mit ihrem Harmoniebedürfnis nicht irgendwann eine Macke bekommen würden. Ganz offensichtlich unterdrückten sie ihre Aggressionen, anstatt zu lernen, damit umzugehen. Überhaupt hatte Roland das Gefühl, dass die ganze Szene ein wenig naiv war.

Die Müsli-Szene schien ein typisch deutsches Phänomen zu sein, wohl auch eine Folge des Krieges. Man versuchte vielleicht, besonders „gut“ zu sein, um die Schuld der Väter und Großväter zu kompensieren.

Über dreißig Jahre nach dem Ende des zweiten Weltkriegs war dieser in der Psyche der Menschen noch nicht verschwunden. Die in den sechziger Jahren Geborenen waren eine Generation auf der Suche nach ihrer eigenen Identität. Die Älteren, die 1968 auf die Straße gingen, hatten gesellschaftliche und politische Ziele formuliert. Die Richtungslosigkeit der Jüngeren ließ diese in immer kleinere Gruppen zersplittern. Später, als sie erwachsen wurden, gab es konsequenterweise keine Gruppen mehr, sondern nur noch das Individuum.

Hier steckte wohl der Kern der Ellbogenmentalität der Achtziger und Neunziger Jahre, der Beginn eines extremen Individualismus.

Roland wusste selbst nicht, wo er hingehörte. Er und ein paar seiner Freunde gehörten vielleicht zu einer speziellen, vom Aussterben bedrohten Art der Freaks.

Im Kino lief *Saturday Night Fever* mit einem jungen Schauspieler namens John Travolta in der Hauptrolle. Bettina bequatschte Roland so lange, bis er schließlich mit ihr hinging. Sie schien auf ihn zu stehen, aber Rolands Gefühle für sie waren eher zwiespältig. Oh ja, sie war hübsch, das auf alle Fälle. Na ja, und sie war auch recht nett. Aber sie kam aus einer ganz anderen Ecke des Universums. Bettina roch nicht nach Patchouli, sondern nach Haarspray und nach dem Festiger, mit dem sie ihre Frisur zementierte. Sie lackierte ihre Fingernägel, die lang wie Krallen waren. Roland schauderte bei dem Gedanken an intime Handgreiflichkeiten. Sie trug eine silberne Jacke. Sie rauchte leichte Filterzigaretten und fand Rolands Selbstgedrehte fürchterlich, nicht nur, weil sie so stark waren, sondern weil man ständig Tabak in den Mund bekam. Und sie ging nicht in Konzerte, sondern in Diskotheken.

Nun also *Saturday Night Fever*. Die Werbung für den Film war für Roland eher abschreckend. Auf dem Plakat posierte dieser Travolta in einem weißen Anzug, der bei Roland vermutlich keine zehn Minuten seine Farbe behalten hätte. Die Musik war von den Bee Gees. Okay, das war nicht gerade Led Zeppelin, aber Roland kannte ein paar der älteren Stücke; *New York Mining Desaster 1941* beispielsweise, das war gar nicht so schlecht. Oder vielleicht *Spicks and Specks*. *Now I found that the world is round* – das war heutzutage nicht gerade eine bahnbrechende Erkenntnis, und die Geigen ließen den Schmalz aus den Lautsprechern triefen. Aber es war irgendwie doch ein recht nettes Stück, wenn man es nicht allzu oft hörte.

Als im Kino die Musik aus den Boxen dröhnte, traf Roland fast der Schlag. Die Bee Gees waren noch nie für tiefe Gesangsstimmen bekannt gewesen, aber das hier hörte sich an, als hätte sich jemand mit Ziegelsteinen an ihren Genitalien zu schaffen gemacht. Das Schlagzeug gab stupide Viertel von sich, als hätte man per Gesetz Synkopen abgeschafft. Vermutlich stand hinter der Musik die Angst, man könnte schlechte Tänzer durch rhythmische Variationen irritieren.

Roland wusste nicht, was schlimmer war, die Musik oder der Film, in dem die Akteure vor allem versuchten, gut auszusehen. Bettina hingegen war begeistert. Sie schwärmte derart von John Travolta, dass Roland sich fragte, weshalb sie so sehr auf seiner Anwesenheit bestanden hatte.

Mit Moni lief es schon besser. Sie stand immerhin auf gute Musik. Leider hatte sie nie viel Zeit wegen ihres politischen Engagements. Sie war in der DKP aktiv, und da Roland mit ihr schlief, wurde er vermutlich auch schon vom Verfassungsschutz observiert. Jedenfalls vermutete er das bei jedem

Knackgeräusch in der Leitung, wenn er mit Moni telefonierte.

Er half ihr beim Transparentemalen und er lieferte Karikaturen für Flugblätter, die er natürlich auch verteilen half. Wer ihm missfiel, war dieser Hannes, der Roland ständig zu einer Mitgliedschaft bequatschen wollte. Das war ja grundsätzlich in Ordnung, aber er tat es stets mit sächsischem Tonfall in der Stimme, obwohl er ebenfalls hier aus der Gegend stammte. Roland wurde einiges klar, nachdem er eines abends die Tagesschau mit einer Reportage aus der DDR-Volkskammer gesehen hatte. So konnte er sich am nächsten Tag die Frage nicht verkneifen, weshalb Hannes ständig Honecker imitierte.

Hannes war tödlich beleidigt und aus irgendeinem unerfindlichen Grunde schien er für den Genossen Honecker gleich mit beleidigt zu sein. Moni fand den Vergleich auch nicht komisch, woraus sich ein handfester Krach entwickelte – der erste und zugleich der letzte in ihrer Beziehung.

In der Theorie hatte der Kommunismus ja durchaus einiges für sich, aber wenn er weiter so humorlos blieb, räumte ihm Roland keine dauerhaften Chancen ein. Dem ebenso humorlosen Kapitalismus allerdings auch nicht.

Der Deutsche Herbst kam, und mit ihm die Terroristenfurcht – und die Furcht vor einem Polizeistaat. „1984 ist nah!" lautete die Devise. „Rasterfahndung" und „finaler Rettungsschuss" lauteten Schlagworte jener Jahre.

Der Pfauenthron verwaiste und ein bärtiger Mann namens Ajatollah Chomeini übernahm die Macht im Iran. In den USA machte sich der Schauspieler Ronald Reagan auf, das Weiße Haus zu erobern.

Roland fragte sich, ob er mittlerweile der einzige war, der sich die Haare noch nicht geschnitten oder zu einem Irokesenschnitt zurechtgetrimmt hatte. Es hatte in den Sechzigern schon sehr radikale Bands gegeben, beispielsweise MC 5 mit ihrer Parole *Kick out the jams, motherfuckers*. Trotzdem lautete das allgemeine Motto damals eher *All you need is love*.

Mit den Sex Pistols schien das jetzt ein Ende zu haben. *Anarchy in the UK* war die Kampfansage gegen Dekadenz und bürgerliche Ästhetik – und gegen die Ästhetik der Sechziger.

Aber wirklich interessant war der Punk eigentlich nur für die nach 1965 Geborenen. Die Älteren waren bereits zu sehr geprägt, um sich von Johnny Rotten und Sid Vicious noch tief beeindrucken zu lassen.

Mit dem Anbruch des neuen Jahrzehnts hatte Roland das Gefühl, aus einem Traum zu erwachen. Er hatte geträumt, ein Kind und dann ein Jugendlicher gewesen zu sein, während die Welt sich weiterentwickelt, kleine, zunächst unmerkliche Veränderungen hinterlassen und sich schließlich völlig verändert hatte. *Easy Rider* und *Alice's Restaurant* schienen in den Kinos abgesetzt worden zu sein. Statt dessen liefen *Rambo* und *Rocky*. Mit ersterem versuchten die Amerikaner, den Vietnamkrieg doch noch zu gewinnen, immerhin mit kommerziellem Erfolg. Davon wenig beeindruckt, marschierte die Sowjetunion in Afghanistan ein.

Roland stellte verbittert fest, dass er und ein Großteil seiner Generation mit einer geborgten Identität gelebt hatte. Die Sechziger waren lange vorbei gewesen, als sie mit Stirnbändern und Felljacken versehen zu den Songs von Grateful Dead die freie Liebe predigten. Im Grunde hatte es überhaupt keine Identität gegeben. Die Sechziger-Jahrgänge waren schlichtweg zu spät dran gewesen. Sie hatten versucht, die Sechziger in die Siebziger zu verlegen. Irrtum. Sie hatten versucht, die Sechziger in den Siebzigern aufzuwärmen.

Am Ende des Jahrzehnts waren sie zu alt für die Sex Pistols.

Nachdem er die stinkenden Mülltonnen hinter sich gelassen hatte, ging es Roland besser. Der Hunger – wenn auch nicht der Appetit – begann sich wieder zu rühren. Der ölige Rauch des Mercedes hing immer noch über dem Asphalt. Sonst sah man seit Wochen kaum noch fahrtüchtige Autos – und der Begriff „fahrtüchtig“ verlangte ohnehin eine recht weitreichende Auslegung –, aber Militärfahrzeuge sah man zuhauf. Auch sie eigentlich Wracks, aber vermutlich wurden sie täglich gewartet. Immer wieder sah man Patrouillen, meistens zwei Mann, die sich eine ölglänzende, aber nichtsdestotrotz rostfleckige Uzi teilten. Offenbar wurden auch die Waffen knapp. Roland bemühte sich stets, ihnen aus dem Weg zu gehen. Seit der Nacht auf der Baustelle hatte er ein ungutes Gefühl, was Uniformen und Maschinenpistolen betraf. Zwar ließ die Schusskraft von Feuerwaffen erheblich nach, aber es waren schon Leute mit Luftpistolen erschossen worden.

Militärisches war Roland ohnehin suspekt. Man hatte ihn als untauglich eingestuft –T 5 hieß das damals –, was es ihm ersparte, mühsam den Dienst mit der Waffe zu verweigern. Er hätte vor einem Ausschuss eine Gewissensprüfung über sich ergehen lassen müssen.

Gewissensprüfung. Was für ein Wort. Konnte man denn ein Gewissen prüfen wie eine elektronische Schaltung? Tatsächlich lief es eher auf eine Rhetorikprüfung hinaus: Ein intelligenter, wortgewandter Kriegsdienstverweigerer hatte erheblich bessere Chancen, anerkannt zu werden als ein weniger intelligenter, den aber tatsächlich nichts weiter als Glaubens- oder Gewissensgründe zur Verweigerung brachten.

Das Kreiswehrersatzamt war ein schmuckloses Gebäude gewesen, innen wie außen. Einzige Dekoration bildete ein großformatiges Foto von Verteidigungsminister Apel hinter Glas im Flur. Eine Stabsärztin namens von Stein nahm nach dem Wiegen, Messen und der Abgabe der Urinprobe die Hauptuntersuchung vor. Ihre schartige Stimme passte zu ihrer äußeren Erscheinung, ihr barscher Kasernenhofton ließ Schlimmes ahnen. Roland, nur mit einer Unterhose bekleidet, fühlte sich nicht sehr wohl.

„Was haben Sie da? Atteste? Halten Sie uns für zu blöd, ihren Gesundheitszustand selbst festzustellen?“ Roland, dem ein „ja“ auf der Zunge lag, beherrschte sich.

„Frau Dr. Stein…“

„Von Stein, bitte!“

„Frau Dr. von Stein, ich nehme an, Sie nehmen hier keine Allergietests vor?“

„Natürlich nicht. Sie sind Allergiker?“

„Verschiedene Gräser und Weizensorten.“

„Asthmaanfälle?“

„Gelegentlich, im Frühjahr. Steht hier drin.“ Roland tippte mit dem Finger auf die Papiere. Die Ärztin horchte ihn flüchtig ab.

„Zigaretten? Alkohol?“

„Manchmal.“

„Drogen?“

„Sind Zigaretten und Alkohol keine Drogen?“

„Sie sind ein ganz Schlauer, was? Haschisch. LSD. Kokain. Heroin. Was ist damit?“

„Manchmal.“

„Was manchmal? Sie müssen schon etwas genauer werden.“

„Haschisch. Manchmal.“

„Die Unterhose runter.“

„Bitte?“

„Haben Sie was an den Ohren? Die Unterhose runter.“ Roland hatte eigentlich durchaus keine Probleme damit, sich in Gegenwart einer Frau auszuziehen. Aber er hatte kein gesteigertes Verlangen, diesem Drachen von Stabsärztin seinen Schwanz zu zeigen. Zögernd schob er seinen Slip zu den Knien. Eine kühle Hand schob sich zu seinen Eiern. „Husten.“ Roland hustete.

„In Ordnung. Anziehen und draußen warten.“

Draußen im Gang setzte sich Roland auf eine Bank unter Apels Portrait. Aus der Tür des Umkleideraums miefte es.

„Die sind ja nicht ganz dicht!“ sagte der Mann neben Roland. „Wir haben eine Landwirtschaft daheim. Vor einem halben Jahr ist mein Vater gestorben, und jetzt, wo ich den Hof wieder einigermaßen

am Laufen habe, wollen die mich einziehen."

Die Türe gegenüber öffnete sich und Roland wurde in das Ausschusszimmer beordert. Drei Männer thronten hinter einem riesigen Tisch, der auf einem Podest stand. Davor ein kleinerer Tisch und ein Stuhl. Roland nahm auf einen Wink des Vorsitzenden Platz. Die beiden Beisitzer schauten gelangweilt, dies schien wohl ihre gesamte Tätigkeit darzustellen. Der Vorsitzende bemühte sich, wichtig dreinzuschauen: „Nach einer gründlichen Untersuchung sind wir zum Schluss gekommen, dass Sie für den Grundwehrdienst in der Bundeswehr nicht geeignet sind. Ihre Tauglichkeitsstufe ist fünf. Sie unterliegen ab sofort nicht mehr der Wehrüberwachung. Gegen diesen Beschluss können Sie Rechtsmittel einlegen. Gehen wir das mal durch." Mit einem Zeigestab schob er Roland ein Formular zu. Dann las er die Rechtsbehelfsbelehrung vor, die vor Roland auf dem Tisch lag.

Haben die hier öfter mit Analphabeten zu tun? ging es ihm durch den Kopf. Anschließend musste er unterschreiben, dass er die Belehrung verstanden hatte. Die beiden Beisitzer schienen die gegenüberliegende Zimmerwand höchst interessant zu finden. Dann durfte Roland gehen. Seine militärische Karriere war somit beendet. Der Landwirt vor der Tür schaute ihn fragend an.

„T 5." sagte Roland.

„Mann, hast du ein Schwein!"

Die Straße am Flußufer sah aus wie Beirut nach dem Bürgerkrieg, aber dieser Stadtteil gehörte zu den am besten erhaltenen. Hier sollte sich doch vielleicht etwas zu Essen auftreiben lassen. Das Gebäude an der nächsten Straßenecke existierte noch. Das Dach war eingestürzt, aber der Zugang zur Türe war weitgehend von den zerborstenen Ziegeln freigeräumt. Sogar das Ladenschild gab es noch, aber so vom Rost zerfressen, dass die Aufschrift „Metzgerei" nicht mehr zu erkennen war. Roland öffnete die klemmende Tür mit einem Ruck. Zwielicht lag im Raum, der nur durch das trübe, fast milchige Schaufenster beleuchtet wurde. Die meisten Fliesen waren von der Wand gefallen, übrig waren nur noch die Reste des Klebers an den rissigen Wänden. Ein leichter Verwesungsgeruch hing in der Luft, so dass Roland mit Rücksicht auf seinen Magen nur flach zu atmen wagte. Hätte er nicht dringend etwas zu Essen gebraucht, wäre er vermutlich wieder gegangen. Aber heutzutage durfte man nicht zu wählerisch sein. Ein Mann stand hinter der gläsernen Ladentheke, die lediglich ein paar nicht mehr sehr frisch aussehende kleine Fleischstücke enthielt. Er trug einen blutbefleckten, gammeligen Kittel, der aus mehr Flicken als aus dem ursprünglichen Stoff bestand.

„Was hätten Sie denn?" fragte Roland.

„Was hätten denn Sie?" antwortete der Metzger.

„Was bekomme ich für drei Zigaretten?"

„Das hier." erwiderte der Metzger und zeigte mit der freien Hand in die Vitrine. Rolands Augen hatten sich noch nicht ganz an das trübe Licht gewöhnt.

„Was ist das?"

„Das übliche halt, was es noch so gibt. Ratte. Vor einer Stunde frisch geschlachtet." Roland beherrschte sich nur mühsam. Er schluckte ein paarmal, bevor er wieder sprechen konnte.

„Scheiße, Mann, so was kann man doch nicht essen!"

„Wieso? Man kriegt doch sonst kaum noch was. Mensch, ich muss die Viecher ja selbst auch fressen!"

„Der Metzger in Audorf hatte mir neulich ein Stück Hase verkauft."

„Hase, dass ich nicht lache. Wenn ich einen Hasen hätte, glauben Sie, den würde ich verkaufen?" Roland beschloss, nicht zu sehr darüber nachzudenken. Die Knochen waren wirklich erstaunlich klein gewesen.

„Und Konserven?"

„Hab ich keine. Es gibt noch welche, hab ich mir sagen lassen. Aber nicht bei mir. Nehmen Sie die Ratte oder schieben Sie Kohldampf. In ein paar Minuten ist der Laden hier voll, dann verkaufe ich die Viecher ohne Diskussion."

„Scheiße, Mann, geben Sie schon her." Roland legte drei Zigaretten auf den Ladentisch. Zwölf hatte er noch, ein kleines Vermögen. Der Metzger legte das fachgerecht geschlachtete Tier auf den Ladentisch. „Ganz frisch, die können Sie heute Abend noch essen, wenn's draußen nicht zu warm wird."

„Haben Sie kein Papier zum Einwickeln?"

„Nein. Haben Sie keins?“ Roland wusste, dass er im Augenblick keine andere Alternative hatte, als die Ratte zu essen. Die letzten vier Wochen hatte er sich an einiges gewöhnt. Konserven in rostigen, lecken Dosen. Manchmal, wenn sie völlig trocken gelagert worden waren, zeigten sie zwar kaum Spuren von Rost, aber dafür waren sie aufgebläht wie blecherne Luftballons. Gefriergetrocknetes Instant-Zeugs, mit Wasser aus dem Fluss angerührt, das die Geschmacklosigkeit der pulverisierten Zutaten noch verstärkte. Selten mal ein Stück mehr oder weniger frisches Fleisch, wie vor ein paar Tagen, als er durch den ländlichen Vorort Audorf gestreift war.

Sie waren wirklich klein gewesen, die Knochen.

Nun, mit bloßen Händen anfassen wollte er das Vieh vorläufig nicht. Roland zog den Rucksack herunter und zog ein Stück des brüchigen, gelben Zeitungspapiers aus dem Schlafsack. Er achtete darauf, dass der Metzger nicht sah, dass sich eine noch intakte Jeans im Rucksack befand. Er traute dem Kerl nicht, zumal das Beil hinter ihm an der Wand so aussah, als könnte man noch jemandem den Schädel damit einschlagen, bevor es auseinanderfiel. Die Jeans, die er im Moment trug, hatte durchlöcherte Knie und war am Hintern fadenscheinig.

Der Metzger wickelte die Ratte ein und überreichte sie Roland. Ohne ein weiteres Wort verließ dieser den Laden, der jetzt tatsächlich von mehreren Leuten angesteuert wurde, abgerissenen, zerlumpten Gestalten, die ihre Ruinen verlassen hatten, um etwas – irgendetwas – zum Essen zu besorgen. Mahlzeit, dachte Roland.

Er versuchte, sich moralisch zu stärken. Tier ist Tier, oder nicht? Im Grunde ist es doch egal, wie es heißt: Kuh, Schwein, Hund oder eben Ratte. Möglicherweise war Ratte sogar gesünder als Rindfleisch. Es gab Leute, die fanden Schweinefleisch eklig. Oder sie durften es aus religiösen Gründen gar nicht erst essen. Aber Nahrungstabus waren meistens zu Zeiten entstanden, in denen es keine Kühlschränke gab. So war es nur absolut vernünftig, dass Juden und Moslems im heißen Mittelmeerraum von Schweinefleisch Abstand nahmen.

Scheiße. Wo gab es denn inzwischen – so ganz nebenbei – überhaupt noch Kühlschränke?

Aber trotzdem: Fleisch ist doch Fleisch, oder nicht? Also, mag sein, es ist einer Vegetarier, dann isst er überhaupt kein Fleisch. Okay. Aber wenn man sich dafür entscheidet, Lebewesen zu töten – oder sie von einem Fachmann töten zu lassen –, warum macht man sich überhaupt die Mühe der Differenzierung, wenn man mal von gewissen klimatischen Einschränkungen und fehlenden Kühlschränken absieht? Angeblich schmeckt Katze wie Hase. Warum also nicht den Stubentiger schlachten? Oder eben – nun ja – eine Ratte.

Roland sah nach Osten, wo die Sonne über den Berggipfeln stand. Vor wenigen Wochen wäre ein freier Blick zu den sanften Hügeln des Vorgebirges von dieser Stelle aus nicht möglich gewesen; selbst der Gipfel des Haidbergs hatte die Dächer kaum überragt. Aber der Straßenzug auf der anderen Flussseite war zur Trümmerlandschaft geworden, innerhalb von drei Wochen waren alle acht Häuser eingestürzt. Die Stadt hatte einmal eine Viertelmillion Einwohner gehabt. Wie viele mochten es jetzt noch sein? Ein paar Tausend? Die ganz jungen und die alten Menschen starben, weil ihre Körper dem Zerfall nicht gewachsen waren. Rolands Generation neigte eher dazu, in Trümmern zu sterben, und das war für ihn ein Gedanke, der so weh tat, dass man ihn besser verdrängte.

Die Selbstmordrate musste ebenfalls enorm gestiegen sein. In den brüchigen Papierfetzen, die sich Zeitung nannten und deren Erscheinen jeden Tag zweifelhafter wurde, stand so etwas natürlich nicht. Aber Roland war innerhalb von zwei Wochen dreimal auf Selbstmörder gestoßen. Zwei hatten sich erhängt, einer hatte sich hundert Meter von Roland entfernt aus einem Fenster im achten Stockwerk geworfen. Der Sturz hatte schier endlos gedauert. Der Mann schrie nicht, er gab einen wimmernden Ton von sich, der fast so laut war wie ein Schrei, hoch, fast wie das Jammern eines Kindes. Es hatte einen fürchterlichen Knall gegeben, als der Körper aufschlug, erschreckend laut selbst aus der Entfernung. Es waren mehrere Menschen in der Nähe, die sich um die Angelegenheit kümmern konnten, weshalb Roland kein schlechtes Gewissen hatte, als er nach links abbog und einen Umweg in Kauf nahm.

Die beiden anderen Selbstmörder waren weniger angenehm gewesen. Eine Frau hatte sich neben einem Waldweg erhängt, wo sich Roland zum Pinkeln in die Büsche schlagen wollte. Vermutlich hing sie nicht länger als einen Tag – Roland war erst kürzlich an dieser Stelle gewesen, an der knorrigen Eiche, die blattlos wie die meisten Bäume in diesem Wald war. Aber schon jetzt hing ein schwerer,

süßlicher Verwesungsgeruch in der Luft; der Körper war aufgequollen und hatte die Nähte der Kleidung gesprengt. Es waren erstaunlich wenige Fliegen in der Nähe. Aber vielleicht starben auch die Fliegen wie die Fliegen.

Der Mann im Stadtpark hing noch nicht so lang. Seine Füße befanden sich nur wenige Zentimeter über dem Boden. Die Zunge hing aus dem offenen Mund, und seine Hose war vorne ausgebeult. Es stimmte also doch, dass man beim Erhängen eine Erektion bekam. Neben den Füßen lag der Holzklotz, auf dem der Mann gestanden hatte. Der Klotz war recht hoch gewesen, vermutlich hatte der Ast nachgegeben, als der Mann mit seinem ganzen Gewicht dranhing. Ein paar Zentimeter mehr, und er wäre mit beiden Füßen auf dem Boden gestanden. Ob er es dann noch einmal versucht hätte? Roland hatte einmal eine Geschichte von einem Selbstmörder gehört, der sich erschießen wollte. Der erste Schuss war nicht tödlich gewesen, so dass er noch einmal abdrückte. Aber er lebte immer noch. So hatte er sich nacheinander fünf Kugeln ins Gehirn geblasen, bis er endlich tot war.

Unter Knattern und Gestank hielt ein Mercedes auf der anderen Straßenseite. Der Fahrer hatte offensichtlich Mühe, das schwere Fahrzeug zum Stehen zu bringen. Er schaffte es gerade noch, vor einer Ladung Mauerbrocken, die auf der Straße lagen, zum Stillstand zu kommen. Der Dieselmotor gab ein blubberndes Geräusch von sich, und unter dem Fahrzeugboden quollen – mangels eines Auspuffs – dicke, graublaue Rauchschwaden hervor. Der Motor erstarb. Vermutlich sah der Boden aus wie ein Sieb und ließ die ganzen Abgase ins Fahrzeuginnere, oder der Fahrer war ein Frischluftfanatiker: Die hinteren Seitenscheiben waren heruntergekurbelt und das Heckfenster entfernt worden, damit die Insassen nicht an den Abgasen erstickten. Beide Stoßstangen fehlten. Die Reifen hatten zu wenig Luft und kaum noch Profil. Von Lack konnte keine Rede mehr sein, überall, nicht nur an den Kanten, sondern auch auf den Flächen wucherte der Rost wie eine Geschwulst. *Rust never sleeps.* Die Reflektoren der Scheinwerfer, die das Loch einrahmten, wo einmal der Kühlergrill befestigt gewesen war, waren blind. Die leprösen Radausschnitte hatten ihre Größe schier verdoppelt, so dass die Federung freilag. Mit anderen Worten: Das Auto befand sich in einem überdurchschnittlich guten Zustand. Es verfügte sogar über eine Anhängerkupplung, aber Roland bezweifelte, dass man in der Lage war, etwas Schwereres als einen Kinderwagen anzuhängen, ohne dass sie beim ersten Anfahren abriss.

Der Fahrer öffnete die Tür.

„Stückchen mitnehmen?“ rief er Roland zu.

„Danke, muss entgegengesetzt.“

„Kein Problem, ich kann ja wenden.“

„Danke, nein.“ Roland fragte sich, weshalb ein Wildfremder ihm eine Mitfahrgelegenheit bot. Wollte er damit protzen, dass er ein noch einigermaßen funktionstüchtiges Auto besaß? Ohnehin hatte er keine Lust auf Gesellschaft. Außerdem genierte ihn die Ratte etwas, die er unter den Arm geklemmt hatte. Das war natürlich blödsinnig, möglicherweise hätte der Typ im Mercedes ihn sogar um die köstliche Mahlzeit beneidet.

Roland ging weiter. Mit einem Knarren, einem Knall und einem Rieseln wurde hinter ihm die Autotür wieder geschlossen. Mit Mühe schaffte es die völlig entkräftete Batterie, den Motor wieder in Gang zu setzen. Es klang wie eine Mischung aus Diesellok, Traktor und Kreissäge, verstärkt über die Anlage einer Heavy-Metal-Band. Das Knattern entfernte sich. Dann wurde es wieder lauter. Scheiße, dachte Roland. Jetzt hat der Arsch doch tatsächlich gewendet. Was will der eigentlich von mir? Er bog nach rechts und kürzte seinen Weg über die Trümmer ab. Auf der Spitze des Schutthaufens angelangt, drehte sich Roland noch einmal um. Der Mercedes war stehengeblieben, der Fahrer schaute herüber. Komischer Vogel. Da war die Sonne noch nicht mal richtig raus, da trug der schon eine getönte Brille. Oder hatte er was mit den Augen?

Roland war auf der anderen Seite angelangt, hier gab es wieder einen Weg. Es war gar nicht so einfach, sich in der Stadt zurechtzufinden, da sie sich praktisch täglich veränderte. Wo gestern noch eine Straße war, lagen heute Steinhaufen. Geräumt wurde nicht mehr. Ob es noch so etwas wie eine Stadtverwaltung, einen Bürgermeister, einen Gemeinderat gab? Das Rathaus – soviel hatte Roland bei seinen Exkursionen bereits herausgefunden – existierte jedenfalls nicht mehr.

Es tat weh. Nicht, dass er ein Lokalpatriot gewesen wäre. Aber er war hier aufgewachsen, und mit der Stadt verschwanden auch Erinnerungen.

Aber war das im Grunde nicht immer so gewesen, auch vor dem Beginn der Zerstörung? Die

Stadt hatte sich immer verändert. Hauptverkehrsstraßen waren zu Fußgängerzonen geworden. Wo früher eine schlichte zweispurige Straße durch die Stadt geführt hatte, war eine Autobahn gebaut worden. Wo die Autobahn gewesen war, befand sich jetzt rissiger, schlaglochübersäter Asphalt.

Vor vielen Jahren war Roland öfter einmal nach Emmingen gefahren, knapp zwanzig Kilometer von hier, und er hatte sich dort recht gut ausgekannt. Dann war er lange Zeit nicht mehr dort gewesen. Als er den Ort wieder einmal aufsuchte, hätte er fast den Weg ins Zentrum nicht mehr gefunden. Es gab eine Umgehungsstraße, und statt der Festwiese sah er plötzlich ein riesiges Einkaufszentrum vor sich. Der Ortskern war zur verkehrsberuhigten Zone erklärt worden. Es hatte ihm nicht gefallen, ja, er hatte sich regelrecht unwohl gefühlt. Freilich, Veränderung war notwendig. Aber war sie in jedem Fall sinnvoll? Hatte sich ein Stadtplaner eigentlich schon einmal Gedanken darüber gemacht, dass die radikale Änderung eines Stadtbildes einen Verlust für die Menschen darstellen mochte?

Dies war der Punkt, an dem Roland erschüttert feststellte, dass er im Grunde ein recht konservativer Mensch war – etwas, das er Jahre zuvor noch weit von sich gewiesen hätte.

Freedom's just another word for nothing left to lose, hatte Janis Joplin in *Me and Bobby McGhee* gesungen. Wenn man es konsequent betrachtete, war Roland jetzt völlig frei – und doch sehnte er sich nach der Zeit zurück, als es noch etwas zu verlieren gab. Designermöbel, Videorecorder, ein Auto – alles Dinge, die man für viel Geld versicherte. Die man versicherte, weil man Angst vor dem Verlust hatte. Aber wenn Besitz gleich Angst war, warum klammerte man sich so daran? Klammern an die Angst? War es die Mühe, die Arbeit, die man dafür aufgewendet hatte? Vielleicht war es teilweise auch die Erziehung gewesen. Die Großelterngeneration hatte ihren Besitz im Krieg verloren, die Eltern waren in der Zerstörung aufgewachsen. Das prägte, und diese Angst, erneut wieder alles zu verlieren, gab man natürlich an die nächste Generation weiter. Bei der übernächsten Generation verlor sich das schon wieder.

Talkin' 'bout my Generation. Kein Zweifel: Bei Rolands Altersgruppe handelte es sich noch um echte Nachkriegsware. Vermutlich hatte auch noch niemand so viel zu verlieren gehabt wie sie und die Eltern. Die Großeltern hatten ihre Möbel verloren, manche ihr Häuschen. Dinge, an denen sie gehangen hatten, sicher war auch viel Wertvolles dabei gewesen. Aber was konnte man später alles in den Haushalten finden? Haushaltsgeräte, Fernseher, Stereoanlagen, Computer, mindestens ein, oft mehrere Autos. Das waren Summen, von denen die Großeltern damals nicht einmal zu träumen wagten. Für Milliarden versichert gegen jegliche Unbill – außer gegen Krieg, Kernkraft und Entropie. Wenn alles zerfiel, zerfielen auch die Assekuranzen.

Sicherheit hatte die elterliche Devise gelautet. Man braucht ein sicheres Auto. Mit Airbags, ABS, ASR, Seitenaufprallschutz, Gurtstraffern, Kopfstützen, gepolstertem Armaturenbrett, Verbundglas, splittersicherem Innenspiegel, Feuerlöscher, Gurtmesser, automatischer Abschaltung der Benzinzufuhr beim Aufprall, Reservereifen, Warndreieck, Verbandskasten, Ersatzlampen, Ersatzsicherungen. Und es musste natürlich zuverlässig sein, damit man nicht auf halbem Wege in den Urlaub auf der Strecke blieb. Man brauchte Ersparnisse als Sicherheitsreserve für alle Fälle. Man brauchte einen sicheren Job. Wer etwas Vernünftiges lernt, bekommt immer Arbeit (diesen Satz hatte Roland seinem Vater um die Ohren gehauen, als er nach der Lehre zwei Monate lang arbeitslos gewesen war). Der Toaster musste ein Prüfsiegel haben, die Katze gegen Katzenschnupfen geimpft sein. Telefoniere nicht bei Gewitter. Trage einen Helm beim Mofafahren. Lehne dich nicht so weit aus dem Fenster. Nimm Lebertran. Schwimme nicht in tiefem Wasser. Komm nach Hause, bevor es dunkel wird. Rauch nicht so viel. Setz dich nicht so dicht vor den Fernseher.

Sicherheitsgurte. Haltegriffe. Geländer. Laufställe. Kondome. Zwangsjacken.

Sicherheit. Nicht redundant, sondern möglichst doppelt redundant. Reserverad und Flickzeug.

Mit 18 hatte sich Roland einen alten Lieferwagen gekauft. Auf der hinteren Stoßstange trug er einen Aufkleber: *Alt, aber bezahlt*. Über zweihunderttausend Kilometer zeigte der Tacho. Roland beschloss – zum Entsetzen seiner Eltern – mit dem Vehikel nach Südfrankreich zu fahren. „Die Kiste wird dir unterwegs unterm Hintern zusammenbrechen!“ prophezeite sein Vater. Er bearbeitete ihn so lange, bis Roland wenigstens Mitglied in einem Automobilclub wurde: „Damit du wenigstens wieder nach Hause kommst!“ Ein befreundeter Kfz-Meister schraubte auf Bitte von Rolands Vater noch neue Zündkerzen ein und drehte, auf verdächtige Geräusche horchend, eine Runde mit dem Wagen.

„Kannst du denn genug französisch, um im Notfall Hilfe zu holen? Meinst du, dass du für dieses

Fabrikat überhaupt eine Werkstatt findest? Nimm Euroschecks mit! Hast du ein Abschleppseil? Und überhaupt – vorausgesetzt, du kommst an – wo willst du denn übernachten? Du hast doch nirgends reserviert?“

„Nein. Aber mit dem Auto bin ich doch flexibel, da habe ich ja meinen Schlafplatz dabei.“

„Ruf doch lieber mal da unten an. Ich habe einen Campingführer da. Hinter dir, im Bücherregal.“

„Ach was. Mitten in der Saison nimmt doch eh keiner mehr Reservierungen an.“

Und Roland fuhr. Er legte in eineinhalb Wochen rund 2500 Kilometer zurück, übernachtete, wo es ihm gefiel und kam braungebrannt und ohne eine Panne zurück. Was hatte er daraus gelernt? Nichts.

Vielleicht sollte er mal bei seinen Eltern vorbeigehen. Auch sie hatten alles verloren und lebten in ihrem heruntergekommenen Tabbert-Wohnwagen am Stadtrand. Gemeinsam mit Freunden hatten sie ihn dorthin geschoben. Aber was sollte er ihnen sagen? „Das habt ihr jetzt von eurem Scheiß-Sicherheitsdenken“? Aber weshalb sollte er ihnen noch mehr wehtun? Jetzt spielte es ohnehin keine Rolle mehr. Aber was sollte er ihnen überhaupt sagen? Was verband sie denn eigentlich noch, außer, dass sie jetzt alle in der Scheiße steckten?

Trotzdem. Er sollte sie besuchen. Sein Vater war nicht mehr der Jüngste, und vor zwei Monaten, nach der Sache mit dem Haus, hatte er nicht sehr gut ausgesehen. Und zwei Monate waren nach heutigen Maßstäben verflucht lange.

Scheiße, dachte Roland. Er könnte inzwischen tot sein, während ich hier mit einer Ratte durch die Gegend renne und über seine Lebensauffassung nachdenke. Er würde seine Eltern besuchen. Aber erst musste er mal etwas essen. Und wenn es das verdammte Vieh war, das er unter dem Arm trug.

Nach einer guten halben Stunde hatte Roland den Stadtrand erreicht. Tagsüber konnte er die Stadt nicht ertragen, wenn scheinbar ziellose Menschen sich wie Zombies in ihr bewegten. Nur nachts, da ertrug er sie, weil immer noch in ihm steckte, dass eine Stadt Schutz bedeutete. Zumindest, wenn man sich nicht zu lange in Gebäuden aufhielt. Aber gegen Morgen wurde sein Schlaf unruhiger, die Präsenz der Toten wurde ihm bewusst und die Drohung des morschen Betons über seinem Kopf. Es herrschte keinesfalls Stille in der Nacht. Permanent klirrten Steine, raschelte und rieselte es. Gelegentlich ein Poltern wie ein fernes Gewitter, wenn wieder eine Wand nachgab. Aber Roland brauchte die Stadt, weil er ein Stadtkind war. Die Natur – oder was von ihr übrig war – verschreckte ihn, sie wirkte unheimlich, undurchschaubar. Die Stadt war trotz ihres Zerfalls vertraut, ihre nächtlichen Geräusche, wenn nicht immer nachvollziehbar, zumindest rationalisierbar. Geräusche im Freien konnten weiß-Gott-woher stammen, von irgendwelchen Viechern vielleicht, die die Reihenfolge der Nahrungskette umzukehren gedachten.

Aber das harte, unbarmherzige Sonnenlicht zerrte hervor, was die Nacht gnädig bedeckt hatte: Eine Steinwüste, über weite Flächen eben, zu vielleicht noch einem Drittel – möglicherweise etwas mehr, aber sicher weniger als zur Hälfte – von widerspenstigen Gebäuden durchsetzt, die sich jedoch nur aus der Ferne den Anschein des Intakten gaben; aus der Nähe starrten leere Fensterhöhlen, fehlten Putz, Teile des Daches oder auch gleich das gesamte Dach, das das Obergeschoss auffüllte, bis der Boden nachgab und eine gewaltige Steinlawine sich von Stockwerk zu Stockwerk ihren Weg bis in den Keller bahnte und die Außenwände wie bei einer Implosion folgten und alles zudeckten. Hochhäuser zerfielen entweder von Etage zu Etage, wobei sie sich zuerst der Außenwände entkleideten, oder sie knickten ein, blieben zuweilen tagelang in dieser unmöglichen Position und kippten dann endgültig um, nicht selten kleinere, noch bewohnbare Häuser unter sich begrabend.

In ersterem Fall zogen die verbliebenen Bewohner manchmal ein paar Stockwerke tiefer, wo sie nicht selten auf den Widerstand anderer Mitbewohner stießen. Dann wurden sie von Stockwerk zu Stockwerk vertrieben, aber letztlich vertrieb das Haus alle.

Jahrhundertealtes Fachwerk war innerhalb eines Monats verschwunden. Mürbes Holz hatte sich unter dem eigenen Gewicht pulverisiert. Die Nachkriegsbauten trotzten ihrem Ruf und hielten am längsten.

Wurden nach dem Krieg die Trümmer schnell von anspruchslosen Pflanzen bewachsen, blieb dies hier aus. Allenfalls ein paar sehr genügsame Gräser fassten stellenweise Fuß, die übrige Vegetation beschränkte sich auf halbherzige Rückzugsgefechte. Wo zuvor etwas gewachsen war, wichen die Pflanzen zurück, wo nicht, würde es auch nichts mehr geben.

Morgens fielen die meisten Mauern, die Temperaturunterschiede gaben ihnen den Rest. Ein Grund

mehr für Roland, tagsüber zu verschwinden.

Der Stadtrand: Ein Übergang von der Steinwüste zur Steppe. Gebäude. Ruinen. Trümmer. Steine. Steinreste. Rudimentärer Wald. Spärlicher Bewuchs.

Dort draußen befand sich ein Platz, an dem sich Roland oft als Jugendlicher aufgehalten hatte. Der Weg führte ein Stück durch den nahezu kahlen Wald, bog dann nach rechts ab und endete schließlich an der Böschung der Autobahn. Von hier lief ein schmaler Trampelpfad an der Autobahn entlang, dem Roland folgte. Nach ein paar hundert Metern stieß er auf eine weitere Böschung, unübersehbar künstlich, trotz des gelben Grases, das das Gegenteil beteuerte, die quer zur ersten lag: es war das Fundament einer Brücke. Früher hatte er sich unter die Brücke gesetzt, oben, wo sich Fundament und Fahrbahn trafen. Es gab dort einen flachen Absatz, etwas über einen Meter breit, wo man mit eingezogenem Kopf stehen konnte. Aber jetzt erschien ihm die Stelle zu riskant. Die Brücke hing in der Mitte deutlich durch, die Fahrbahnen darunter waren mit großen Betonstücken übersät, und wenn man etwas genauer hinhörte, konnte man ein permanentes, wenn auch leises Knacken in dem mürben Bauwerk hören. Es mochte noch einige Tage halten oder bis Morgen oder bis nächsten Monat. Vielleicht brach es aber auch in den nächsten zwei Minuten zusammen. Roland beschloss, unten zu bleiben.

Sah man vom Rascheln der dürren Blätter ab, war die Stille fast perfekt. Keine Autos mehr, die im Sekundentakt vorbeirauschten. Es fehlte aber auch das Vogelzwitschern, das hier früher ständig zu hören gewesen war, wenn die Autobahn für Sekunden Ruhe gab.

Brennholz zu finden war kein Problem. Bäume und Gestrüpp waren dürr, mochte es auch kurz zuvor geregnet haben. Tote Pflanzen nahmen kein Wasser mehr auf. Davon abgesehen, gaben sie natürlich auch keinen Sauerstoff mehr ab.

Roland vertiefte sich in die Vorbereitung seiner Kochstelle, tat so, als wolle er ein Feuer um des Feuer willens entfachen. Die Ratte schob er in die hintersten Nischen seines Gehirns. Gebraten und zerlegt würde sie abstrakt genug aussehen, um nicht mehr an ein Nagetier zu erinnern. Abstrakt wie das meiste Fleisch, das früher in Metzgereien verkauft wurde. Kein totes Tier, sondern Wurst, Filet, Steak. Nur die Innereien erinnerten mit ihren anatomischen Bezeichnungen an ihre Herkunft: Leber, Milz, Herz, ganz wie beim Menschen. Das ganz große Nahrungstabu: Mensch. Weshalb keinen Menschen essen? Vielleicht ihn nicht umbringen, ihn des Essens wegen töten; aber was, wenn er ohnehin schon tot war? Das hatte es schon oft genug gegeben, als Ritual bei irgendwelchen Stämmen in Südamerika – auch wenn manche Forscher behaupteten, dass es Kannibalismus noch nie gegeben hätte –, oder aus Not, wie bei jenem Flugzeugabsturz in den Anden. War es eine Fußballmannschaft gewesen? Rugby? Das hatte sogar Stoff für einen Film gegeben. Vermutlich gab es das jetzt wieder, häufiger als je zuvor. Mit der Ratte war Roland im Begriff, ein Nahrungstabu zu brechen. Wäre er in der Lage, noch ein weiteres zu brechen? Oder anders ausgedrückt: Wie lange gab es noch frische Ratten?

Roland suchte vergeblich nach einem grünen Zweig, auf dem er seinen Braten aufspießen konnte. Unterwegs hatte er ein paar Bäume gesehen, die noch brauchbare Spieße hätten abgeben können, aber jetzt wollte er nicht mehr zurück. Der Hunger machte sich bemerkbar, der niedrige Blutzuckerspiegel machte ihn ungeduldig und gereizt. Er würde das Feuer herunterbrennen lassen und dann die Ratte – den *Braten*, immer schön abstrahieren! – auf die Glut legen. Alufolie wäre toll gewesen. Oder ein dünnes Blech. Wie früher. Ein schönes, dünnes, blankes Blech ohne eine Spur von Rost. Roland hatte Glück – nicht mit dem Rost, bewahre! – aber der Überrest eines Rückspiegels ersparte es ihm, die… das Fleisch direkt in die Glut zu legen. Das Blechstück war etwas zu klein, aber immerhin besser als nichts.

Hase, dachte Roland. Nichts weiter als ein Hasenbraten, so wie ihn meine Mutter früher machte. Das rote Fleisch zischte, wurde dunkel und begann somit, das Blut, das in ihm geflossen war, zu verleugnen. Abstraktion. Braun mit schwarzen Stellen da, wo das Fleisch die Glut direkt berührte.

Das Tabu wollte den Magen zur Rebellion aufstacheln, die Ratio indes siegte. Die Ratte – der *Braten* – blieb drin. Anschließend war Roland sogar ein wenig stolz. Es war vielleicht ein Stolz, der mit jenem verwandt war, den er damals in der Stimme des Weltkriegsveteranen auf dem Fußballplatz gehört hatte: *Tja, Junge, das war 'ne Handgranate. Hat mir der Iwan in den Graben geworfen*.

Aber er war satt, das war immerhin etwas. Zuerst kommt das Fressen, dann die Moral. Wer hatte das gesagt? Brecht?

Sorgsam drehte sich Roland eine Zigarette, eine schöne dicke Verdauungszigarette. Etwas verschwenderisch vielleicht. Er würde wieder sparen müssen. Wer wusste denn, ob es überhaupt noch Tabak gab?

Er sah zur Fahrbahn hinüber, und im Geiste hörte er das Vorbeirauschen von Autos. Dort oben, unter der Brücke, hatte er als Vierzehnjähriger gesessen und heimlich geraucht, stets mit Kaugummi oder Pfefferminzpastillen versorgt, um den verräterischen Mundgeruch zu übertünchen. Aber natürlich verriet ihn der Geruch, der in der Kleidung festsaß. Ein Nichtraucher konnte einen Raucher auf mehrere Meter Entfernung riechen, und seine Eltern waren Nichtraucher.

Ja, seine Eltern. Er sollte wirklich nach ihnen sehen. Der Wohnwagen war nicht einmal so weit entfernt. Man musste nur die Autobahn überqueren, dann ging es auf der anderen Seite den Hügel mit dem schütteren Wäldchen hinauf. Unten lag dann der Stadtteil Mooshorst. Da ging es diagonal durch. Mannheimer Straße hieß die Querverbindung. Dann ein Acker, ein Stück Wald, noch ein Hügel. Dort stand der alte Tabbert-Wohnwagen, fünf Kilometer von hier, eine bis anderthalb Stunden, je nachdem, wie die Mannheimer Straße inzwischen aussah. Die Autobahn war immerhin kein Hindernis mehr. Früher hatte sie einen Umweg bedeutet bis zur nächsten Fußgängerbrücke, gut drei Kilometer von hier. Beim momentanen Verkehr war das Risiko, überfahren zu werden, eher gering.

Es hatte immer noch etwas Verbotenes an sich, als Fußgänger eine Autobahn zu betreten. Vom Lenkrad aus hatte alles etwas kompakter gewirkt. Die Striche des Mittelstreifens hatten bei Tempo Hundert sehr viel kürzer ausgesehen. Wie lang mochten sie sein? Fünf Meter bestimmt. Standspur, rechte Spur, Überholspur. Die Mittelleitplanken lagen am Boden und knirschten, als Roland darüberstieg. Die andere Seite. Diesmal in umgekehrter Reihenfolge: Überholspur, rechte Spur, Standspur, Leitplanke. Diese brach auf einer Länge von zehn Metern zusammen, als Roland ein Bein darüberschwang und dagegenstieß. Rostrote Staubwolken kitzelten ihn in der Nase.

Dann musste er kurz halt machen, der rechte Schnürsenkel hatte sich geöffnet. Der linke bestand noch aus dem ursprünglichen Material, die mürbe Baumwolle war an zwei Stellen mit Knoten geflickt. Rechts lief ein Stück isolierten Kupferdrahts durch die Ösen des Turnschuhs, reißfest zwar dank des nicht so oxidationsfreudigen Kupfers, dafür lockerte sich gelegentlich die Schlaufe. Die Schuhe hielten, solides Material mit drei Streifen an der Seite. Früher hatte so etwas Jahre gehalten, trotz Rolands leicht schlurfender Gangart. Seinem momentanen Schuhwerk gab er noch zwei Wochen, der Jeans zwei Tage. Dann musste die andere her, die im Rucksack lag. Und dann, wenn die den Geist aufgab? Irgendetwas würde sich dann ergeben müssen. Es hatte sich immer irgendetwas ergeben. Und wenn es eine… ein Braten war.

Der Aufstieg auf den flachen Hügel war erschreckend anstrengend. Rolands Kondition war völlig zum Teufel, dabei hätte sie während der letzten Wochen im Freien, bei deutlich reduziertem Zigarettenkonsum, eher besser werden müssen. Natürlich war die Ernährung unter aller Sau *(Ratte)* gewesen. Aber das konnten nicht nur Mangelerscheinungen sein. Irgendwann holt die Zeit jeden ein, dachte Roland.

Auf dem Gipfel verschnaufte er und betrachtete das Panorama. Mooshorst war ein Ausläufer der Stadt im Westen, ein steinerner Tentakel, der in den Sechziger Jahren zaghaft in Richtung des Waldes vorgerückt war, um dann unauffällig Baum für Baum durch eigene Substanz zu ersetzen. Die östliche Begrenzung war die Mannheimer Straße. Von ihr zweigten Stichstraßen in den noch jungen, aber nichtsdestotrotz toten Stadtteil ab. Buchenweg, Pappelweg, Eichenweg, Erlenweg, dazu Querstraßen mit botanischen Bezeichnungen, Huldigung an den gerodeten Wald. Oder wie Roland zu sagen pflegte: „Das sind die zutreffendsten Straßennamen, die ich kenne: Buchen weg, Eichen weg, Erlen weg.“

Jetzt waren auch die Häuser weg, jedenfalls die meisten. Mooshorst war ein Ruinenfeld geworden. Schmucke kleine Ein- oder Zweifamilienhäuschen hatten hier dominiert, Produkte von Wüstenrot und Schwäbisch Hall, ein Arbeiter- und Angestellten-Idyll. Vor zehn Jahren hatte es hier einen regelrechten Wintergarten-Boom gegeben: das Zweitwohnzimmer im Gewächshaus-Stil.

Vielleicht ein Dutzend Menschen vermochte Roland aus der Ferne auszumachen, die sich hauptsächlich im äußeren, dem neuesten Teil von Mooshorst bewegten, wo noch die meiste Bausubstanz erhalten war. Der obere Teil der Mannheimer Straße war größtenteils verschüttet, danach sah es so aus, als käme man – zumindest ohne größere Schwierigkeiten – wieder durch.

Der Abstieg fiel Roland leichter, er hatte auch wieder genug Kräfte gesammelt, um die Trümmer am Fuße des Hügels zu überqueren. Hier unten, aus der Froschperspektive, war die Orientierung dann aber gar nicht mehr so einfach. Auch erschwerten bröckelnde und rutschende Mauersteine das Vorwärtskommen.

Endlich kam die Teerdecke der Mannheimer Straße zum Vorschein, schlaglochübersät, aber aufgrund ihrer Breite unverkennbar. Hier waren die Häuser nach hinten versetzt gebaut worden, mit einem großzügigen Vorgarten zur Straße hin, jedoch abgeschirmt, den Blicken entzogen durch Jägerzäune, Schmiedeeisengitter und Hecken; die Jägerzäune morsch, das Eisen trotz Mennige verrostet, die Hecken tot. Schiefe Zaunpfosten, die fragile Drahtnetze hielten, der Großteil davon vom letzten Regen in braunen Schlamm verwandelt, der in die Poren des Trottoirs einsickerte.

Ein dumpfer Schlag traf Roland zwischen die Schulterblätter, ein Stein fiel hinter ihm klackernd zu Boden, zerbrach. Ein Kind, ein Junge von vielleicht sieben oder acht Jahren, rannte über das gelbe Gras auf das Haus zu, flüchtete unter ein windschief abgestütztes Vordach. Das Territorium, das Dach über dem Kopf, musste verteidigt werden. Rolands spontane Wut wich schon nach wenigen Sekunden Traurigkeit. Kinder waren stets das Produkt ihrer Umwelt.

Apokalypse? Darunter hatte sich Roland immer etwas Gigantisches vorgestellt, Megatonnen-Explosionen, Steven Spielberg, der die Offenbarung verfilmte, Cruise Missiles, die unter Posaunenklängen in Atomkraftwerke einschlugen, zerbrechende Kontinente, berstende Erdrinde, Lava, die auf die Fluten brechender Staudämme traf. Es war fast schon enttäuschend.

Der Mooshorst kam näher, Namensgeber des Stadtviertels, siebzig Meter hoch; ein Hügelchen im Vergleich zum Schwarzwald, der sich im Osten erhob. Den kompletten Aufstieg konnte sich Roland dieses Mal sparen, auf halber Höhe führte ein Weg herum. Unten, am Waldrand – nicht zu nahe bei den Bäumen – , auf der Wiese beim Moosbach stand der Tabbert. Eine Viertelstunde. Eher zwanzig Minuten, denn Rolands Schritte wurden zögerlicher. Nervosität? Ein schlechtes Gewissen?

Dort unten stand der Tabbert, ein paar Meter vom geteerten Feldweg entfernt. Auf einer Straße ließ sich so ein Wohnwagen von ein paar Leuten gut ziehen, selbst wenn sie leicht anstieg. Die Wiese war jedoch gemein gewesen, sie hatten den Wagen ein paarmal aufschaukeln müssen, um durchzukommen.

Roland verzog sich hinter einen Baum. Erst nochmal pinkeln. Der Druck auf der Blase war eigentlich gar nicht so stark – er hatte den ganzen Tag über noch keinen halben Liter des faden Flusswassers getrunken –, aber so hatte er eine Ausrede, in Deckung zu gehen und sich moralisch auf seine Ankunft unten vorzubereiten.

Ein Knattern ließ ihn aufhorchen. In der Stille erinnerte es fast an einen Hubschrauber. Aber es kam von unten, vom Fuß des Hügels. An der Spitze einer riesigen blauen Rauchwolke bewegte sich ein Mercedes den Feldweg entlang. Bei einer Baumgruppe, vielleicht sechzig, siebzig Meter vom Wohnwagen entfernt, blieb der Wagen stehen. Das Knattern erstarb, der Rauch löste sich langsam in dünne Fäden auf. Der Mercedes von heute Morgen? Auf die Entfernung war das schwer auszumachen. Roland hatte in letzter Zeit das Gefühl, dass seine Augen auf größere Entfernungen nachzulassen begannen. Unwahrscheinlich war es nicht, dass es der Mercedes war; so viele Autos gab es ja nicht mehr. Und zwei Benz in der gleichen Farbe – das wäre schon ein arger Zufall gewesen.

Roland beschloss, in Deckung zu bleiben. Warum, wusste er selbst nicht. Nur so ein Gefühl, mehr nicht. Der Fahrer stieg aus. Dunkle Brille, Mütze, soviel war eben noch zu erkennen. Er richtete einen Feldstecher auf den Wohnwagen. Roland zog den Kopf ein. Die Sache war doch nicht ganz sauber. Es war ganz offensichtlich der Typ von heute morgen.

Wenn das Zufall ist, fresse ich ’nen Besen, dachte Roland. *Kein Problem, da hab ich schon ganz andere Sachen gefressen*. Er unterdrückte ein Kichern. *Scheiße, Mann, allmählich habe ich echt ein Rad ab.*

Er konzentrierte sich wieder auf die Gestalt beim Auto. Da kam so ein Typ und ließ den Menschenfreund raushängen. Steig ein, Alter, schon’ mal ein bißchen die Treter. Ein paar Stunden später begaffte der Kerl mit einem Fernglas den Wohnwagen seiner Eltern. Das stank gewaltig. Roland blieb in Deckung. Eine Zigarette wäre fein. Aber der Rauch würde ihn verraten. Und dann? *Na endlich habe ich Sie gefunden! Ich bin von der Lottozentrale. Sie haben sechs Richtige plus Zusatzzahl.* Eher unwahrscheinlich.

Der Mann ging zum Auto zurück und stieg ein. *Na also. Hau ab. Mach die Fliege.* Eine Viertelstunde

verging, dann noch eine. Der Mann saß im Auto. Was er da tat, ließ sich nicht erkennen. Vermutlich beobachten. *Oder er holt sich zwischendurch mal einen runter*. Rolands linkes Bein schlief ein. Er bewegte die tauben Zehen. Noch eine Viertelstunde. Vielleicht auch eine halbe. Rolands Uhr war schon lange stehengeblieben, aber er trug sie aus reiner Gewohnheit noch am Handgelenk. Die Wolken oben trieben schnell vorbei, obwohl es hier unten fast windstill war. Ein Rascheln. Roland zuckte zusammen, sein Herz schien ein oder zwei Schläge auszusetzen. Ein Eichhörnchen, zerzaust, schmutzig, mit einer nässenden Geschwulst am Rücken.

Gab es tatsächlich noch etwas Lebendiges hier im Wald? Vögel hörte man hier keine, ebensowenig wie an der Autobahn. Aber man sah ab und zu einzelne Exemplare, selten fliegend zwar, meistens apathisch auf Zweigen sitzend oder stumpfsinnig über den Boden hüpfend, aber immerhin. Katzen sah man gelegentlich, aber nur von weitem. Die sahen den Menschen wohl den Hunger an. Hunde? Wann hatte Roland zuletzt einen Hund gesehen? Das Eichhörnchen kam näher. Und wenn das Vieh Tollwut hatte? Die waren doch sonst so scheu?

„Ksss!" machte Roland. Das Eichhörnchen blieb stehen und schnupperte. Mein Gott, was für ein Scheißtag. Da wollte man seine Eltern besuchen, und man traute sich nicht hin, weil da vorn so ein Typ mit Mercedes rumhing. Vielleicht ist er ja Biologe und beobachtet die übriggebliebene Natur.

Und von hinten wurde man von einem Eichhörnchen bedroht, das nicht sehr gesund aussah. *Vielleicht bin ich einfach nur paranoid?*

„Ksss! Ksss!" Das Eichhörnchen verschwand. Endlich.

Der Typ im Benz war immer noch da. Scheiße. Roland beschloss, sich zurückzuziehen. Dann würde er eben später noch einmal kommen. Er nahm den gleichen Weg zurück, den er gekommen war. Das steinewerfende Kind war mittlerweile verschwunden.

An der Autobahn angekommen, blieb er stehen. Und jetzt? Wohin? An seinen Platz zurück wollte er nicht. Weiterlaufen auch nicht. Er setzte sich auf die Fahrbahn, seinen Rucksack neben sich. Es war Connys Rucksack, seiner hatte schon vor ein paar Wochen den Geist aufgegeben. Dem hier fehlte der Tragegriff; er hatte ihn, bis seiner kaputtging, immer mit der Hand getragen, weil er schlecht zwei Rucksäcke auf die Schulter nehmen konnte, aber die Gurte hielten noch. Nur die Nähte hatten gelitten.

Ein Motorengeräusch kam näher. Roland stand auf und ging zur Standspur. Das musste ja nicht sein, dass man sich auf einer Straße überfahren ließ, auf der alle paar Tage mal ein Auto vorbeikam. Es fuhr aber auf der anderen Seite vorbei, Richtung Osten. Ein MAN-Laster, soweit sich das für einen Laien feststellen ließ, denn der Kühlergrill fehlte, ebenso die Türen. Der Rest sah abenteuerlich aus. Es war ein Bundeswehrfahrzeug, die offene Pritsche war mit acht oder zehn Soldaten in schäbigen, abgewetzten Uniformen besetzt. Roland ließ sich auf der Standspur nieder.

Ja, hier die Autobahn runter. Nach zwanzig Kilometern die Ausfahrt Richtung Frankreich. Gauloises rauchen und *Côtes du Rhône* saufen. Die Provence. Die Côte d'Azur. Wie lange war das schon her? Fast zwanzig Jahre. Zwanzig Jahre! Wenn Roland früher einen Satz wie *vor zwanzig Jahren war ich mal…* gehört hatte, hatte er dessen Urheber als Greis klassifiziert.

Erwachsen. Was für ein Wort. Erwachsen… das waren seine Eltern. Als Kind hatte sich Roland unsterblich gefühlt. Erwachsene mussten sterben, weil sie alt wurden. Kinder waren ewig. Sie waren so etwas wie eine spezielle Sorte Mensch. *Forever young*. Unvorstellbar, dass die Erwachsenen auch mal Kinder gewesen sein sollten. Sie waren so… anders. Nicht nur körperlich. Vor allem geistig. Sie verstanden die Kinder nicht. Warum nicht, wenn sie doch selber mal welche waren? Oder wurden Menschen von einer Art kollektiver Amnesie befallen, wenn sie die Kindheit hinter sich ließen? Diese Erklärung schien Roland plausibel.

Offenbar war er von diesem Gedächtnisschwund verschont geblieben. Zumindest glaubte er das. Immerhin ging ihm selbst heute ab und zu noch die Formulierung die Erwachsenen durch den Kopf – ganz so, als wären das die anderen – die… Erwachsenen eben. Die Sterblichen.

Obwohl – es hatte einmal einen Bruch gegeben beim Gedanken an die Unsterblichkeit von Kindern.

Roland hatte mit ein paar Freunden Fußball gespielt, nebenan, auf dem Nachbargrundstück. Er durfte so um die neun Jahre alt gewesen sein, vielleicht auch zehn. Grundschulalter eben. Uwe und Rudi waren dabei gewesen. Und der Nachbarssohn natürlich, dessen Vater das Grundstück nebenan gehörte. Wie hieß der Junge doch gleich wieder? Hermann, richtig. Hermann Borchert. Und noch ein

paar Jungs aus der Nachbarschaft, an die sich Roland allerdings nicht mehr erinnern konnte. Er war nicht gerade begeistert gewesen, als Uwe den Ball angeschleppt hatte, aber nun gut. Hinterher konnte man ja noch etwas anderes machen.

„Uwe vor, noch ein Tor!“ skandierte Rudi in Anspielung auf das große Vorbild Uwe Seeler. Roland, der bei Uwe und Rudi in der Mannschaft war, musste ins Tor. Als Stürmer oder in der Abwehr traute man ihm nicht allzuviel zu, man verließ sich darauf, dass die Abwehr sein Tor vor der gegnerischen Mannschaft sichern würde: „Den Strafraum sauberhalten, Jungs!“

Zwei Mannschaften, eine mit vier, eine mit fünf Spielern. Roland war der fünfte Mann, überflüssig, aber geduldet. Der Ball, den die Jungen über die Wiese droschen, war sogar aus echtem Leder. Er gehörte natürlich Uwe, wem sonst. Seit er einen besaß, rangierten Lederfußbälle auf den Wunschlisten der Clique ganz oben. Vermutlich würde Hermann als nächster einen bekommen. Der alte Borchert hatte Geld wie Heu. Er besaß eine Fabrik für medizinische Badewannen, fuhr stets den neuesten Mercedes und war Hobbypilot. Er hatte Roland sogar mal auf einen Rundflug mit seiner Cessna mitgenommen, und der war ganz stolz darauf gewesen, dass es Hermann, der auch mitfliegen durfte, wegen der vielen Luftlöcher kotzübel wurde und ihm, Roland, nicht.

Borchert senior gab keinesfalls mit seinem Geld an – er hatte es einfach. Dass den Borcherts das Verhältnis zum Geld fehlte, merkte man am ehesten bei seiner Frau, die im Tessin-Urlaub „wahnsinnig preiswert“ Goldschmuck einkaufte.

„Das müssen Sie sich mal vorstellen,“ hatte sie einmal Rolands Mutter erzählt, die abends noch nebenher putzen ging, „das Kettchen hier habe ich im Tessin gekauft – für umgerechnet keine dreihundert Mark! Kaum zu glauben, was?“ Sie gab wirklich nicht bewusst an, sie erzählte es so, wie Rolands Mutter erzählte, dass sie im Supermarkt ein paar sagenhafte Sonderangebote entdeckt hatte. Es war reine Naivität, es kam ihr überhaupt nicht in den Sinn, dass sie jemandem vor den Kopf stoßen könnte. 1981 ging die Borchert GmbH pleite.

Die Wiese war gut und gerne drei- bis vierhundert Quadratmeter groß, an zwei Seiten rechtwinklig durch Straßen begrenzt. Nach vorne die Colmarer Straße, auf der Seite die Straßburger Straße. In der Straßburger Straße stand auch das Haus von Hermanns Eltern, quer dazu, etwas nach hinten versetzt – das riesige Areal war L-förmig –, die Fabrik. Die Obstbäume auf der Wiese gaben dem Gelände einen etwas plantagenartigen Charakter, dazwischen war reichlich Platz zum Spielen.

Roland hatte es nicht geschafft, den Ball weit genug zur Spielfeldmitte zu treten und brachte damit Uwe in Schwierigkeiten, als die gesamte gegnerische Mannschaft auf ihn losstürmte. Das Spiel verwandelte sich schlagartig in ein wüstes Handgemenge.

„Uwe, du Drecksau, das war ein Foul!“

„Selber Drecksau, nimm halt die Knochen aus dem Weg!“

Von der Einfahrt her kam Matze mit seinem Fahrrad. Er wohnte ebenfalls, wie Hermann, in der Straßburger Straße, allerdings am unteren Ende, nahe der Wittenheimer Straße. Er war ein knappes Jahr jünger als Roland, eine Klasse tiefer.

„Da kommt das nächste Baby!“ stöhnte Rudi. Roland beschloss, es zu überhören.

„Aber gerade recht!“ entgegnete Hermann. „Er kann ja zu uns ins Tor, dann sind wir fünf gegen fünf.“

„He, Matze, ne Runde mitspielen?“ brüllte Uwe. Matze war immer ein wenig skeptisch, wenn Uwe mit von der Partie war. Manchmal war’s ja ganz lustig, aber oft gab es blaue Flecken. Wenn Hermann gefragt hätte, oder Roland. Dann vielleicht.

Er sah Uwe an. Der stand breitbeinig da, den Ball unter den Arm geklemmt, um deutlich zu demonstrieren, dass es seiner war; den anderen Arm hatte er in die Hüfte gestemmt.

„Ja, was jetzt? Willste oder willste nicht?“

Matze entschied, dass heute ein Tag für blaue Flecken war. Zumindest Rudi sah schon danach aus, als wäre es nicht Uwes erstes Foul gewesen – dabei spielte er in der gleichen Mannschaft.

„Nö, ich glaube, ich drehe noch ein paar Runden mit dem Rad.“ *Das ist ungefährlicher als dieser menschliche Bulldozer namens Uwe*, fügte er noch in Gedanken hinzu. „Ein andermal wieder. Tschüssi!“

„Tschüssi!“ äffte Uwe ihn mit übertrieben hoher Stimme nach. Matze schwang sich aufs Rad und steuerte die Grundstücksausfahrt in der Straßburger Straße an und bog dort nach links ab. Er verschwand hinter Borcherts Haus.

„Also, wir haben Einwurf!“ sagte Hermann und wollte nach dem Ball greifen.
„Das ist mein Job!“ entgegnete Uwe und nahm den Ball zur Seite.
„Aber als der Ball im Aus war…“
„Es ist mein Ball, deswegen mache ich den Einwurf!“
Jetzt ging das schon wieder los. Roland schaute gelangweilt an den beiden vorbei. Matze war wieder hinter dem Haus aufgetaucht. Er hielt immer noch Kurs auf die Colmarer Straße. Roland winkte, aber Matze sah nicht her, oder er war mit den Gedanken woanders.

Noch zwei Fuhren bis Feierabend. Willi Petermann nestelte eine Zigarette aus der Jackentasche. Morgen nochmal vierzig Tonnen Kies, dann konnte er die Baustelle abhaken. Gottseidank.
Wo war denn das Feuerzeug? In der linken Tasche? Nö. Hosentasche? Auch nicht.
Ecke Colmarer und Türkheimer Straße.
Auf der Beifahrersitzbank? Fehlanzeige.
Ecke Colmarer und Vogesenstraße.
Auf der Ablage ebenfalls nicht. Es muss doch da sein, Hergott. Vorhin war es doch auch noch da! Da – auf dem Boden. Na endlich. Willi Petermann bückte sich.
Matze trat schneller in die Pedale. Mit seinem alten Fahrrad war er nicht so schnell gewesen. Vor allem bergauf nicht. Feine Sache, so eine Dreigang-Nabenschaltung. Nicht für Uwe natürlich. Eine Nabenschaltung war was für Kinder, die noch eine Rücktrittbremse brauchten. Für ihn ging nichts über eine Kettenschaltung, je mehr Gänge, desto besser.
Roland schaute nach links.
„… aber die Spielregeln…“
Ein Laster fuhr eben am Grundstück vorbei. Ein Mercedes mit langer, vorne abgerundeter Haube. Dunkelgrau, mit Schriftzug auf der Beifahrertüre.
„… aber trotzdem mein Ball…“
Roland schaute nach vorne.
„… der Ball im Aus…“
Matze sauste auf die Colmarer Straße zu und machte keine Anstalten, zu bremsen.
„… bist du hier der Linienrichter, oder was…“
Roland schaute nach links.
Der Laster sauste auf die Straßburger Straße zu und machte keine Anstalten, zu bremsen.
„… und nur, weil es dein Ball ist…“
Roland öffnete den Mund und bekam keinen Ton heraus.
„… eben – es ist mein Ball, und…“
Der Laster bremste. Die Räder blockierten. Er rutschte. Und rutschte. Und rutschte.
Zwei Gummistreifen auf der Straße, gut fünfzehn Meter lang. Unter dem Laster ein Fahrrad, geknickte Stahlrohre, das Vorderrad in der Luft, eine groteske Acht. Unter dem Vorderwagen, auf dem Rücken, die Augen blicklos geöffnet, auf die Stoßstange starrend, Matze. Seltsam, wie sein Kopf auf der Straße lag, irgendwie… zu tief. Der Hinterkopf war eingeschlagen, auf einem Kissen aus Blut ruhend.
Aufgeregte Passanten. Die Fußballer am Zaun. Matzes schreiende Mutter. Ein Krankenwagen. Der Fahrer, an den linken Hinterreifen seines Lasters gelehnt, kotzend. Polizei. Ein schwarzes Auto, aus dem eine große Kiste entladen wurde, viel zu groß für ein Kind. Roland wurde von seiner Mutter heimgeholt.
Gesprächsstoff in der Schule. Jeder hatte schreckliche Einzelheiten zu berichten, außer Rudi, Hermann und Roland. Selbst Uwe war erstaunlich schweigsam.
„Da sind überall die Knochen rumgelegen!“ wusste Heinz zu berichten, der am entgegengesetzten Ende der Colmarer Straße wohnte und gestern den ganzen Nachmittag Hausarrest gehabt hatte.
„Und vorne am Laster, da war ein richtiger Abdruck drauf, das Gesicht, der Körper… wie so ein Dings… na…“
„Ein Relief, meinst du?“
„Kann sein. Und das Blut lief vom Kühlergrill auf die Straße.“
„Äh, mir wird gleich schlecht!“

Roland starrte auf die verblichenen Fahrbahnmarkierungen der A 5. Der Tod war ungerecht. Mal schlug er zu, wenn man etwas geschaffen hatte und nahm einem jede Möglichkeit, die Früchte seiner Arbeit auch zu genießen. Oder er nahm ein Leben, das noch nicht einmal richtig begonnen hatte.

Meistens jedoch war der Tod, wenn man jung war, nicht mehr als eine Prophezeiung, zu weit weg, um bedrohlich zu sein; ebenso abstrus wie der Gedanke, ein faltiges Gesicht mit schütterem, grauen Haar könne einem entgegenblicken, wenn man in den Spiegel sah.

Aber Roland wurde älter, das war nicht zu leugnen. Die Fältchen um die Augen. Die höher werdende Stirn. Manchmal schmerzten beim Scheißen die Hämorrhoiden. Die Augen wurden schlechter. Und der Tod wurde realer, wandelte sich von der Möglichkeit zur Wahrscheinlichkeit, von der Wahrscheinlichkeit zur Sicherheit.

Roland hatte einmal eine geschlagene Stunde über einem Foto gebrütet. Es war eine leidlich scharfe Schwarzweiß-Aufnahme von irgendeiner Straße. Der Bismarckstraße, hatte Roland festgestellt.

Richtig, die Häuser auf der rechten Seite waren unverkennbar. An den Gehwegen parkten Autos. Mehrere VW-Käfer. Ein Opel Admiral. Ein NSU Ro 80. Ein VW K 70 fuhr in Richtung des Fotografen. Die Bismarckstraße war 74 oder 75 zur Fußgängerzone umgewandelt worden. Der Ro 80 und der K 70 waren beide Flops gewesen, aber der NSU war seiner Zeit in vieler Hinsicht voraus gewesen mit seiner Keilform und dem Wankelmotor. Rolands Favorit damals war aber der NSU Prinz gewesen, die getunte Version, bei der Blinker, Rück- und Bremsleuchte getrennt waren. Breite Reifen, die Motorhaube hochgestellt, Rallyestreifen. Den wollte er sich kaufen, wenn er groß war. Erwachsen.

Ein Foto. Gefrorene Zeit.

Männer mit langen Koteletten, plateaubesohlte Frauen in Maxiröcken. Das war einmal ein hier und jetzt gewesen. Der VW musste nagelneu gewesen sein, frisch aus Wolfsburg geliefert.

Lebende, denkende, fühlende Menschen, so wie er jetzt in diesem verschwommenen, unfassbaren Etwas namens Gegenwart lebte, dachte und fühlte. Und vor ihnen Generationen, die lebten, dachten und fühlten, und vor diesen wieder welche, zurück bis zum ersten bewussten Gedanken auf diesem Planeten, Milliarden von Menschen, deren Leben kurze Lichtblitze im Lauf der Zeit waren, ein kurzes Flackern von der Geburt bis zum Tod, viele schon nach wenigen Generationen vergessen, oft schon von der übernächsten, Individuen, die keine Spuren hinterließen.

Auf der Standspur der A 5 saß Roland und trauerte um die unzählbaren Menschen, die in Millionen von Jahren gestorben waren, um die, die jetzt starben, um die, die nie leben würden. Und er weinte um Conny, dass es seinen ganzen Körper schüttelte.

Es war dämmrig geworden, düsterer, als es eigentlich hätte sein dürfen. Roland besaß zwar keine funktionierende Uhr, aber sein Zeitgefühl war einigermaßen intakt. Am Horizont zogen Regenwolken auf. Zeit, in die Stadt zurückzukehren.

Die kleine Brücke am Waldrand war im Laufe des Tages eingestürzt. So schlecht hatte sie am Morgen eigentlich gar nicht ausgesehen. Es ging offensichtlich immer schneller. Roland stieg die Böschung hinab und auf der anderen Seite wieder hinauf. Es war anstrengend, er kam ins Schnaufen, mehr, als es selbst für einen Raucher angemessen war. Oben schmerzten die Knie. Ein Schwindel kam und ging wieder. Roland fuhr sich mit der Hand durch das verschwitzte Haar. Der Rucksack schien Ziegelsteine anstelle der kümmerlichen Habseligkeiten zu enthalten. Schweiß lief über sein Gesicht. Roland wischte sich mit der Hand über den Mund und erschrak wegen des Kitzelns an den Lippen. Zwischen seinen Fingern war eine Haarsträhne hängengeblieben. Er fuhr sich versuchsweise noch einmal durchs Haar. Diesmal blieben nur ein paar einzelne Haare hängen, ein Bruchteil dessen, was ihm früher beim Kämmen ausgefallen war. Trotzdem war er beunruhigt.

Als er an seinem Platz am Flußufer ankam, war dieser schon besetzt. Normalerweise hätte Roland nicht viel Federlesens gemacht. Entweder man hätte sich darauf geeinigt, den Platz zu teilen, oder er hätte es darauf ankommen lassen, dass einer in den Fluss flog. Die Chancen wären vielleicht nicht einmal schlecht gewesen, da der andere, der ihm lautstark den Platz streitig machte, allenfalls Rolands Größe und Statur hatte. Er mochte im gleichen Alter sein, aber Roland fühlte sich im Augenblick gut doppelt so alt. Er zeigte dem anderen den Mittelfinger und drehte sich um. Hoffentlich fiel ihm die ganze verdammte Scheißbrücke auf den Schädel!

Wohin? Auf jeden Fall nicht in den Stadtpark. Der Teich stank, dass es nicht auszuhalten war, weil in der trüben Brühe die Fische bäuchlings an der Oberfläche trieben. Was im Fluss verreckte, wurde

wenigstens weggespült.

„Deine Jacke!“ Roland zuckte zusammen und drehte sich unwillkürlich um. Der andere stand breitbeinig da, eine Hand hinter dem Rücken, mit der Linken zeigte er auf Roland.

„Gib mir deine Jacke!“

„Leck mich am Arsch!“ Roland drehte sich wieder um und ging weiter. Hinter ihm hasteten Schritte. Er wurde am Arm gepackt und herumgerissen, eine rostige, schartige Klinge tauchte vor seinen Augen auf.

„Die Jacke, oder ich mach dich alle!“

„Okay, Mann, keinen Stress.“ Roland konnte nicht vermeiden, dass seine Stimme zitterte.

Scheiße. Scheiße. Scheiße. Es war eine schäbige Motorradjacke, aber robust genäht. Mit so etwas hatte man früher über den Lenker absteigen und die verdammte Straße entlangschlittern können, ohne dass es einem die ganze Haut abzog. Außerdem gab sie warm. Roland hatte auch ein Messer. Er achtete immer darauf, dass es fettig blieb, um den Rost zu bremsen. Es war noch recht scharf und die Klinge war ziemlich lang. Leider steckte es zuunterst im Rucksack, den Roland jetzt langsam von den Schultern gleiten ließ.

„Los, mach voran!“ Der andere wurde nervös, er fuchtelte mit dem Messer herum. Er schnappte die Jacke. „Hau ab. Verpiss dich. Wenn ich dich nochmal hier sehe, steche ich dich ab wie eine Sau!“

Roland versuchte mühsam, Haltung zu bewahren. Wegrennen, wegrennen hallte es in seinem Kopf. Er beherrschte sich, mit staksigen Schritten räumte er das Feld. Und jetzt? Die Nacht würde vermutlich wieder kühl werden. Gottseidank hatte er noch den Schlafsack. Den anderen, den von Conny, hatte er schon vor einiger Zeit gegen Fressalien eingetauscht.

Wohin? Bis vor einer Woche hatte es noch eine Notunterkunft in einer Turnhalle gegeben. Eingestürzt.

Die Goethestraße war gesperrt. Das konnte Roland trotz der Tränen in seinen Augen, die er verzweifelt versuchte, zurückzuhalten, schon auf größere Entfernung sehen. Ein Panzer stand quer auf der Straße. Am Ende der Goethestraße befanden sich die Kaserne und der Flugplatz. Also bog er links ab. Schillerstraße. Das frühere Villenviertel. Schutt. Haydnstraße. Ehemalige Ärztehochburg. Ruinen. Nach etwa zwei Kilometern stand er vor dem Hauptportal des Friedhofs.

Hier?

Warum nicht. Der Friedhof war einsam und verlassen. Wer den Tod vor Augen hatte, ging nicht noch auf den Friedhof. Und begraben wurden die Leute in ihren Häusern. Ja, warum nicht hier übernachten? Hier hatte man seine Ruhe, und die Bewohner würden einen schon nicht stören. Außerdem passte es ideal zu seiner Stimmung. Und schließlich, wenn man der Mauer, Grabsteinen und Bäumen aus dem Weg ging, konnte einem schon nichts auf den Kopf fallen.

Obwohl, spielte das noch eine Rolle? Warum nicht einfach sterben, wo doch sowieso alles zu Ende ging?

Aber Roland war es gewohnt, sich von den Ereignissen einholen zu lassen. Es war durchaus nicht so, dass er nicht den Mut aufgebracht hätte, sich umzubringen. Aber er hatte in seinem Leben noch nie für radikale Veränderungen gesorgt. Weshalb also jetzt die denkbar radikalste Veränderung?

Verwitterte Grabsteine, so sie noch standen, zerbröckelt, mit ausgelöschten Inschriften. Verschwundene letzte Erinnerungen an Menschen, deren Nachkommen ebenfalls bald verschwunden sein würden. Verschwundener Sinn des Daseins, wenn ihnen der Planet, das Sonnensystem und das gesamte restliche Universum folgen würde.

Es hatte einmal einen Science-Fiction-Schriftsteller namens Zebrowski gegeben, der in einem Buch eine planetenunabhängige Gesellschaft geschaffen hatte. *Makroleben* hieß der Roman, in dem sich die Menschheit von der Erde löste und letztlich eine erneute Singularität und einen neuen Urknall überstand. Aber dieses Bild eines pulsierenden Universums war obsolet geworden. Stephen Hawking hatte einen Schlußstrich gezogen unter das Modell eines Universums, das nach dem Urknall expandierte und sich nach Jahrmilliarden wieder auf einen Punkt zusammenzog, um wieder von vorne zu beginnen. Es war ein hoffnungsvolles Modell gewesen. Zwar hätte die Menschheit selbst nicht allzuviel davon gehabt, aber der Gedanke an eine ewige Existenz des Weltalls gab der eigenen Existenz doch etwas Sinn.

Aber das Universum zerfiel, löste sich auf in immer kleinere Einheiten, bis hinab zu den Atomen,

bis auch jene in ihre subatomare Bestandteile zerfielen, und die Materie würde sich weiterverteilen, endlos, ewig, und in unendlicher Zeit würden sie sich unendlich weit voneinander entfernt haben. Übrig bliebe: Das Nichts.

Hawking hatte recht gehabt. Nur in einem wesentlichen Punkt hatte er sich geirrt – der Zeit. Das Weltall in seiner bewohnbaren Form hatte sein Maximum erreicht – nicht in ein paar Milliarden Jahren, sondern jetzt. *Eine kurze Geschichte der Zeit* hatte Hawkings Bestseller damals geheißen, und damit hatte er verdammt recht gehabt.

Drüben, auf der anderen Seite, die Roland jetzt ansteuerte, lag das sogenannte Großbestattungsfeld. Es war somit die *political-correct*-Version eines Massengrabs, wenigstens in verbaler Hinsicht. *Political correctness* war für Roland stets ein rotes Tuch gewesen, der Versuch, zu verschleiern, zu verharmlosen. Reine Heuchelei.

Warum die Sache nicht beim Namen nennen? Es war ein Massengrab, und das blieb es auch, egal, wie man es nannte. Und jegliche Beschönigung machte auch die nicht wieder lebendig, die darin lagen. Und hier, irgendwo unter dem zusammengesunkenen Grabhügel, lag Conny.

Hier war Roland vor zwei Monaten zuletzt gewesen, bei ihrer Beerdigung. Und das war in diesem Zusammenhang auch ein Unwort. Hier waren Dutzende von Menschen verscharrt worden, und man hatte gerade genug Anstand besessen zu warten, bis die Trauernden gegangen waren, um den Bagger anrollen zu lassen. Es war eine der letzten Bestattungen – auch dieses Wort war viel zu feierlich – hier gewesen. Ob zuerst der Bagger den Geist aufgegeben hatte oder keine Totengräber mehr zur Stelle waren? Und es gab ja schließlich auch niemanden mehr, der die Opfer – egal, ob lebendig oder tot – aus den Trümmern geborgen hatte. Vielleicht war der Friedhofsverwaltung, falls noch eine existiert hatte, ganz einfach dadurch die Arbeit ausgegangen.

Roland setzte sich im Schneidersitz vor das Grab. Er wäre früher gekommen, wenn ihn nicht immer wieder sein schlechtes Gewissen davon abgehalten hätte. Conny war möglicherweise gerade dann gestorben, als er es mit Marion unter dem Bauwagen getrieben hatte. Er hatte immer wieder versucht, die Schuld auf Marion abzuwälzen, sie war es ja gewesen, die ihn scharf gemacht hatte. Und wenn sich die Erkenntnis durchsetzte, dass er sie in Gedanken schon öfter mal vernascht hatte, gewann das schlechte Gewissen wieder die Oberhand. Als er sie an sich gezogen hatte, als die Soldaten anrückten – war das wirklich nur ein harmloser Beschützerreflex gewesen? Oder steckte ein – bis zu einem gewissen Grade auch möglicherweise unbewusstes – „die Gelegenheit ist günstig“ dahinter? Vielleicht ein zunächst tatsächlich verhältnismäßig harmloses „mal sehen, wie sie sich so anfühlt“, als er sie in den Arm nahm, bis dann die Gelegenheit aber plötzlich noch günstiger wurde? Er hätte ja auch nein sagen können. Gut, natürlich, der Überlebensinstinkt schaltete nach überstandener Gefahr auf Fortpflanzung, und die pflegte bei Menschen nun mal mit Sex einherzugehen. Aber wozu besaß man einen Verstand? Oder ließ der sich wirklich so einfach durch einen steifen Schwanz ausschalten?

Und natürlich gab es keinerlei ursächlichen Zusammenhang zwischen dem, was unter dem Bauwagen passiert war und Connys Tod. Das sagte zumindest der Verstand. Aber der hatte wohl in der Tat nicht so viel zu vermelden. Eine wahre Fundgrube für einen Psychologen.

Roland war müde, erschöpft und hungrig. Früher hatte er immer etwas jünger ausgesehen, als er in Wirklichkeit war. Aber da, wo sein Gesicht nicht von einem struppigen, etwas löchrigen Vollbart bedeckt war, zeigten sich tiefe Falten und dunkle Ringe unter den Augen.

Und dann zu allem hin auch noch die Sache mit der Jacke. Wäre es ihm körperlich besser gegangen, hätte er sich imstande gefühlt, den anderen hinterrücks umzubringen. Warum nicht? Roland besaß ein noch intaktes Messer, und irgendwann würde der andere ja mal schlafen. Ein schlechter Mensch weniger auf der Welt – was machte das schon? Aber für den einen schlechten Menschen weniger würde es im gleichen Moment, in dem er starb, Ersatz geben. Denn dann würde Roland sich auf die gleiche Stufe gestellt haben. Aber vielleicht wurde Moral allmählich zum Luxus.

Vermutlich war es auch gar nicht so einfach, einen Menschen umzubringen, wie man das früher täglich im Fernsehen sehen konnte. Mal abgesehen von den moralischen gab es auch noch technische Erwägungen. Wo musste man einen Menschen treffen, um ihn zielsicher mit einem Messer über den Jordan zu bringen? Ins Herz, na klar. Dazu musste man ihn aber von vorne treffen, und zwar ohne, dass das Messer an den Rippen hängenblieb. Von hinten ins Herz ging natürlich auch. Aber da gab es nicht nur Rippen, sondern zu allem Überfluss auch noch ein Schulterblatt, kräftige Muskeln und Sehnen.

Kein Wunder, dass die Menschheit stets so erpicht darauf gewesen war, ihre Tötungsmethoden immer mehr zu verbessern, bis hin zur totalen Distanz, die man während des Golfkrieges gewissermaßen als Videospiel im Fernsehen konsumieren konnte. Metergenau ferngelenkte Raketen auf dem Bildschirm, kein Blut, keine Schreie, keine abgerissenen Gliedmaßen. Ein Krieg scheinbar ganz ohne Opfer. Ein sauberer Krieg. *Political correct.*

Rolands Augen wurden schwer. Er würde hier schlafen, in Connys Nähe, mitten auf dem Friedhof. Sicher zwar vor stürzenden Wänden, aber die Gegenwart der Toten war vielleicht doch eine Form der Buße.

Er kroch in seinen Schlafsack zu den Zeitungen, die zu zerbröseln begannen. Vielleicht stürzte heute Nacht ja wirklich die Fußgängerbrücke ein. Oder anders ausgedrückt: Vielleicht gab es ja noch so etwas wie Gerechtigkeit.

Erschöpft schlief Roland ein.

Die Achtziger Jahre begannen keinesfalls mit einem Paukenschlag und großen Transparenten mit dem Motto „Hier beginnt ein neues Zeitalter“ oder „Hier endet deine Jugend“, vielleicht abgesehen von der Ermordung John Lennons, die in späteren Jahren manchen als Fingerzeig erschien. Aber Veränderungen waren selten revolutionär, sondern eher evolutionär. Nur im Nachhinein, im Rückblick schien alles so schnell gegangen zu sein, eine Folge einer verzerrten, subjektiven Wahrnehmung der Zeit. Die Achtziger – das war doch eben erst, oder? Bis einen dann ein Blick auf den Kalender eines besseren belehrte. Oder ein Blick in den Spiegel.

Die Schulzeit ging zu Ende. Nachdem Roland wegen seiner mangelhaften Leistungen vom Gymnasium geflogen war, hatte er immerhin auf der Realschule noch eine anständige mittlere Reife hingelegt. Berufswünsche? Was sollte man sich wünschen, wenn man keine Ahnung vom Berufsleben hatte? Selbstverständlich kein dröger Angestelltenjob, um Gottes Willen nichts so Spießiges wie das Beamtendasein. Etwas Künstlerisches vielleicht. Irgendwas. Aber das würde sich doch irgendwie ergeben, irgendwann, wenn man erwachsen war. Wozu ferne Ziele anvisieren, wenn man hier und jetzt lebte? Weshalb sich Stress machen, wenn morgen vielleicht irgendeiner auf den Knopf drückte? Auf den Knopf drücken. Auch so eine Redewendung, die – damals alltäglich –, heimlich, still und leise aus dem Sprachschatz verschwunden war.

Nun aber war der Zeitpunkt der Entscheidung gekommen. Über Rolands bislang in Zukunftsfragen eher unbeeinträchtigtem Leben hing plötzlich die Frage „Jetzt schon?“. Zu allem hin hatte sich die wirtschaftliche Situation in den letzten Jahren deutlich verschlechtert. Die Zahl der Arbeitslosen stieg kontinuierlich.

„Mach eine Lehre.“ war der Standpunkt von Rolands Vater. „Wer etwas Anständiges gelernt hat, wird nicht arbeitslos. Und du kannst nach der Lehre immer noch etwas anderes machen, das dir besser gefällt. Hauptsache, du hast einen Gesellenbrief in der Tasche. Damit kommst du überall durch.“

Roland fügte sich widerwillig. Aber er hatte nicht einmal die Möglichkeit, sich einen Beruf auszusuchen, der ihm auch nur halbwegs zusagte, denn mit den Arbeitsplätzen wurden auch die Lehrstelllen immer knapper. Immer weniger Firmen hatten Interesse, in die Zukunft zu investieren. Man musste entweder nehmen, was man bekam, oder man saß von vornherein auf der Straße. So landete Roland als Malerlehrling – offiziell hieß das Auszubildender als Maler und Lackierer – auf dem Bau. Das war nun eine Sache, die nicht einkalkuliert war, als er in der 10. Klasse die ersten Bewerbungsschreiben formuliert hatte.

Außerdem bedeutete die Arbeit, dass er jetzt weniger Zeit für die wirklich wichtigen Dinge hatte: Seine Freundin Susanne. Musik. Mit Leuten quatschen. Abends ein Bier trinken gehen, ohne ständig auf die Uhr schauen zu müssen. Susanne ging noch zur Schule, die Glückliche.

Glückliche? Hatte Roland nicht vor noch gar nicht so langer Zeit über die Schule geflucht? Wie sehr sie die Persönlichkeit einengte? Wie wenig Zeit sie einem für das richtige Leben ließ?

Aber nächstes Jahr würde auch für Susanne das goldene Zeitalter der Jugend zu Ende gehen, würde das Motto lauten „Werdet erwachsen!“.

Susanne war Dreh- und Angelpunkt in Rolands Leben geworden. Kein Wunder, wenn man sie sah: Ein hübsches Gesicht mit hohen, markanten Backenknochen, ein Hauch von Sommersprossen auf den Wangen und der Nase, langes, dichtes, braunes Haar mit einem Schimmer von rot. Der Typ Frau, der einen mit vierzig oder fünfzig immer noch verzaubern konnte.

Das war nun genau der Punkt: Roland konnte sich durchaus vorstellen, mit Susanne zusammenzubleiben, bis einer von beiden tot umfiel. Dummerweise bot das Leben nun aber auch noch eine ganze Reihe weiterer Optionen, zum Beispiel ein völlig ungebundenes Dasein ohne Bindungen und Kompromisse. Das Problem war, dass es aus Rolands Perspektive viel zu viele verlockende Alternativen gab, die sich größtenteils ausschlossen.

Eine Menge Geld zu verdienen und wirtschaftlich unabhängig zu sein, war sicher eine feine Sache. Im Widerspruch dazu stand der verlockende Gedanke, als Künstler zu leben, ohne jegliche kommerzielle Zugeständnisse an seine Arbeit machen zu müssen. Roland übersah geflissentlich, dass das von Mozart bis Jimi Hendrix noch keiner geschafft hatte.

Optionen zuhauf. Rolands Ideal war demnach das eines freischaffenden Musikers, der bis zum Abwinken Geld verdiente; ein völlig unabhängiger Mensch mit treusorgender Partnerin – just in

jener Zeit tauchte der Begriff vom Lebensabschnittsgefährten auf –; er wollte total cool sein, das aber möglichst emotional; introvertiert zwar, aber völlig offen; Macho und Softie; Bourgeois und Prolet; ein gesellschaftlich anerkannter Bürgerschreck. Kurzum, auf manchen in seiner näheren Umgebung wirkte er wie ein idealer Kandidat für Schizophrenie.

Ende der Achtziger tingelte Roland eine Zeitlang mit einer Heavy-Metal-Band und konnte dabei durchaus gewisse Erfolge vorweisen. Aber der Zug stand bereits unter Volldampf, die Szene hatte bereits ihre Lieblingsbands. Für hartgesottene Heavy-Freaks war Rolands Musik ohnehin zu bluesig, dem Liebhaber des klassischen Blues war die Musik wiederum zu hart, so dass er im Grunde nur ein Nischenpublikum erreichen konnte.

Je mehr Möglichkeiten sich vor ihm auftaten, desto weniger konnte er tatsächlich erreichen. Verrückterweise war dies jedoch gleichzeitig eine recht bequeme Art zu leben: Ideale lassen sich nun einmal schwer erreichen. Wer mochte es einem verübeln, wenn man im täglichen Existenzkampf scheiterte? Man bemühte sich ja, hatte hochgesteckte Ziele!

Roland ließ sich durchs Leben treiben und wartete, bis Entscheidungen von außen fielen. Er sah sich während seiner Lehrzeit nie nach anderen beruflichen Möglichkeiten um. Als er nach der Ausbildung entlassen wurde, musste er sich notgedrungen nach einer anderen Möglichkeit umsehen. Wenn er dort nicht zurechtgekommen wäre, hätte er sich vermutlich als Opfer der Umstände bezeichnet. Er hatte ja keine andere Möglichkeit gehabt, nachdem man ihn gefeuert hatte, oder?

So geriet ihm sein Leben zum permanenten Kompromiss, ausgefüllt vor allem von der Suche nach dem Weg des geringsten Widerstands, vom sich-treibenlassen von einem Bifurkationspunkt zum nächsten.

Susanne erging es genauso. Im Zusammenspiel mit Susannes ausgeprägtem Harmoniebedürfnis hatten sie somit schon von Beginn ihrer Freundschaft an eine Zeitbombe in Gang gesetzt.

Roland konnte zuweilen sehr launisch sein, vor allem in kreativen Phasen, wenn er nach Feierabend gleichzeitig an einer Kurzgeschichtensammlung und einer Gitarrenballade schrieb. Susanne schwieg und duldete. Das Zusammenleben wurde zum Nebeneinanderherleben, dies aber über einen erstaunlich langen Zeitraum. Sich zu trennen, hätte eine selbst initiierte radikale Veränderung ihres Lebens bedeutet. Undenkbar für beide.

Als sich Susanne nach fünf Jahren dennoch zur Trennung durchringen konnte, war sie selbst davon mindestens ebenso überrascht wie Roland, für den diese Entscheidung aus heiterem Himmel kam.

Out of the blue, into the black. Roland drehte fast durch vor Kummer. Wochenlang betrank er sich regelmäßig. Dann gab er seinem Leben zum ersten Mal einen kleinen Impuls. Er verdiente inzwischen genug, um sich einen eigenen Haushalt leisten zu können und suchte sich eine kleine Wohnung. Im August 1988 zog er in die Kaiserstraße 18. Ein halbes Jahr später lernte er Conny kennen, und im Mai 1989 zogen die beiden zusammen.

Das Jahrzehnt endete spektakulärer, als es ansonsten verlaufen war. Der Warschauer Pakt zerbrach, die Sowjetunion verschwand, die Berliner Mauer fiel. In Jugoslawien brannte die Zündschnur des Pulverfasses Balkan.

Dies waren jedoch nur einige der großen Ereignisse. Die wirklich großen blieben noch jahrelang unerkannt. Denn in jener Zeit brannten nicht nur politische oder wirtschaftliche Zündschnüre. Es brannte auch die Lunte des Universums.

Astronomen stellten eine Häufung von Novae fest und erschöpfte Rote Riesen avancierten quasi zum solaren Standard. Inzwischen hatte man festgestellt, dass sich die Erdrotation verlangsamt hatte; der Tag dauerte mittlerweile gut fünf Minuten länger als noch vor sechs Jahren. Mit der Wirkung der Gezeiten, die die Erde ja schon von jeher abgebremst hatten, ließ sich das nicht erklären. Physiker entdeckten in ungläubigem Staunen, dass sich die Halbwertszeit verschiedener Elemente verkürzte.

Mittlerweile wurde auch das tägliche Leben beeinträchtigt. Immer häufiger blieben selbst nagelneue Autos auf der Strecke. Ältere Häuser mussten wegen Einsturzgefahr geräumt werden. Computer neigten immer öfter zu unerklärlichen Abstürzen.

Davon waren natürlich nicht nur die heimischen Rechner betroffen. Die gesamte westliche Welt basierte auf Mikrochips. Sie steuerten Züge und Flugzeuge. Sie kontrollierten Kernkraftwerke und Kommunikation. Der Datenverkehr im Internet kam immer häufiger zum Stillstand. So waren Kata-

strophen unausbleiblich. In den Jahren 1999 und 2000 mussten nach und nach sämtliche Fluggesellschaften den Dienst einstellen. Das letzte große Desaster in der Geschichte der Luftfahrt forderte über 600 Tote, als an einem einzigen Tag drei Linienmaschinen dreier verschiedener Gesellschaften wie Steine vom Himmel fielen. In zwei Fällen hatte die Bordelektronik schlagartig versagt, bei einem Flugzeug war die gesamte Klappenmechanik ausgefallen – eine Sache, die unter normalen Umständen niemals vorgekommen wäre. Es war reiner Zufall, dass die Flugzeuge nicht über Wohngebieten abgestürzt waren.

Aber auch Flüge, die sicher ankamen, hatten mit Problemen zu kämpfen gehabt. Die Kommunikation funktionierte nur unter massiven Einschränkungen, einesteils wegen direkten Versagens der Geräte, aber auch wegen zunehmender atmosphärischer Störungen. Eine Luftüberwachung existierte schließlich nur noch rudimentär.

Hinzu kamen zeitweilige politische Probleme. Einige Nahoststaaten erklärten die Vorkommnisse zu Sabotageakten der Vereinigten Staaten und legitimierten somit Terrorakte gegen amerikanische Einrichtungen. Wieder einmal stand die Welt am Rande eines Krieges. Dass es nicht dazu kam, hatte schlicht technische Gründe: Praktisch die gesamte Luftwaffe der Nato saß am Boden fest.

US-Präsident Hanks ließ zwar die Navy im Persischen Golf auffahren, aber es blieb beim Säbelrasseln: Die meisten Schiffe, darunter einige der größten Flugzeugträger, blieben schon auf halbem Wege manövrierunfähig liegen. Die Piloten der übrigen weigerten sich, mit ihren Kampfflugzeugen zu starten, da sie, so ein Sprecher, „keine Kamikaze-Flieger“ waren. Der Plan, Eliteeinheiten in Guerillamanier einzusetzen, wurde wegen der immer schlechter werdenden Kommunikationsmöglichkeiten ebenso fallen gelassen.

Das Internet bekam durch Brüche von Seekabeln und Satellitenausfälle immer größere Löcher. Die wenigen verbleibenden transkontinentalen Verbindungen wurden, trotz der versiegenden Datenmengen, zu Flaschenhälsen; die Übertragungsraten des einstmals weltumspannenden Datennetzes sanken auf das Niveau seiner Entstehungszeit in den Sechzigern zurück.

Kernkraftwerke wurden abgeschaltet, da ihre Sicherheit nicht mehr zu gewährleisten war. Die Energieversorgung musste rationiert werden, da die konventionellen Kraftwerke nicht ausreichten. Am schlimmsten betroffen waren Länder, die überwiegend auf Atomkraft setzten, in Europa war dies vor allem Frankreich. Weltweit entließen produktionsunfähige Firmen ihre Mitarbeiter, das Heer der Arbeitslosen, schon zuvor groß, wuchs in kürzester Zeit unübersehbar an. Eine staatliche Unterstützung so vieler Menschen war ausgeschlossen. Das Wirtschaftsgefüge zerbrach vollends, Armut wurde zur Normalität. Binnen dreier Jahre entwickelten sich hochtechnisierte Gesellschaften auf einen fast mittelalterlichen Status zurück und waren auf dem besten Wege in die Steinzeit.

Für das Individuum galt es nur noch, zu überleben. Soziale Gefüge zerbrachen. Die Verbrechensquote stieg sprunghaft an. In vielen Staaten wurden Notstandsgesetze erlassen, sofern sie noch über handlungsfähige Regierungen verfügten. Häufig wurde die Todesstrafe wiedereingeführt, ein hoffnungsloser Versuch, Raub und Plünderungen Einhalt zu gebieten. Im Gegenteil wurde die Situation sogar dadurch verschärft, dass diese Verbrechen immer öfter mit Morden einhergingen, da die Täter ja schon bei einem einfachen Raub nichts mehr zu verlieren hatten, wenn sie erwischt wurden.

Mancherorts lebten totalitäre Regierungen auf, oft nur kurzlebige, die alsbald von neuen Diktaturen abgelöst wurden. In Italien hatte es in einer Woche drei derartige Regierungswechsel gegeben, von denen außerhalb Roms, wo es blutige Feuergefechte gegeben hatte, allerdings kaum jemand etwas mitbekommen hatte.

Der Versuch des zweiten Machthabers – eines gewissen Paolo Benedetti –, im Fernsehen eine Ansprache zu halten, scheiterte kläglich, da die gesamten Sendeeinrichtungen den Geist aufgegeben hatten. Zur Strafe für die vermeintliche Sabotage ließ er den Intendanten des Senders und einen Redakteur, der Benedetti wegen seiner Zugehörigkeit zur kommunistischen Partei ohnehin ein Dorn im Auge war, erschießen. Zwei Tage darauf wurde Benedetti von einem frischgegründeten „Komitee zur Befreiung Italiens“ festgesetzt und anderntags in der Via Appia an einer Laterne aufgeknüpft. Dies verband ihn immerhin mit seinem großen Vorbild Mussolini.

Die medizinische Versorgung war, gelinde ausgedrückt, fürchterlich. Roland hoffte, dass weder er noch Conny je ernsthaft krank wurden. Es existierten nur noch zwei Krankenhäuser mit hoffnungslos überfordertem Personal, mit einem rapide schwindenden Bestand an Medikamenten und Verbands-

zeug und einem restlos überfüllten Leichenkeller. Wegen der wachsenden Seuchengefahr wurde beschlossen, jeden Toten spätestens nach Ablauf von acht Stunden unter die Erde zu bringen. Verbrennen schied aus, da es kein funktionierendes Krematorium mehr gab. Mangels Nachschub wurden Einwegspritzen und Kanülen wieder und wieder ausgekocht. Nur das Universitätskrankenhaus besaß noch einen Sterilisator. Wenn es Strom gab, standen Schwestern und Pfleger vor dem Gerät Schlange.

Blinddarmentzündungen wurden wieder zur tödlichen Gefahr – auch wenn operiert wurde. Wer in der Lage war, sich aus eigener Kraft zu bewegen – und diese Regelung wurde notgedrungen sehr großzügig ausgelegt –, musste die Kliniken verlassen. Bagatellen wuchsen sich zur Katastrophe aus. Ein kleiner Schnitt in den Finger – eine Sache, die normalerweise nach ein paar Minuten vergessen wäre – konnte sich infizieren, da selbst neuere Tetanusimpfungen immer mehr ihre Wirkung verloren. Gegen die zunehmenden Mangelerscheinungen, hervorgerufen durch fehlendes oder schlechtes Essen, hatten die Ärzte ohnehin keine Chance. Hier hätte man an der Quelle ansetzen müssen, aber das schafften nicht einmal die verbliebenen Nahrungsmittelproduzenten. Sie verarbeiteten, was zu bekommen war, und das war aufgrund weltweiter Missernten nicht mehr sehr viel. „Bald greifen sie auf Soylent Green zurück.“ pflegte Roland unter Anspielung auf einen Science-Fiction-Film zu spotten.

Roland hatte in den letzten Jahren als Bauzeichner gearbeitet, Conny war Ausbilderin in einem großen Elektronikunternehmen gewesen – bei beiden denkbar schlechte Voraussetzungen in einer Welt, in der man alles, was länger als ein paar Jahre zurücklag, als die „gute alte Zeit“ bezeichnete.

Eine Zeitlang versuchte Roland, mit Straßenmusik für den Lebensunterhalt zu sorgen. Seine akustische Gitarre ließ sich nur noch mühsam stimmen, und der verzogene Hals machte das Spielen zur Schwerstarbeit. Er gab es bald auf. Die Leute schienen keine Musik mehr hören zu wollen. Außerdem rosteten die Saiten im Freien noch schneller als in der Wohnung, und Nachschub war nicht mehr zu bekommen. Schließlich hatte der Gitarrenhals die Form eines Bogens und machte das Instrument ab dem fünften Bund praktisch unspielbar. Rolands Versuch, den Hals zu justieren, endete damit, dass der Stahlstab im Inneren brach. Es gab ein trockenes, knackendes Geräusch und aus dem Schalloch erhob sich eine Wolke Holzstaubs.

Conny hatte mehr Glück. Sie hatte eine abgebrochene Ausbildung als Arzthelferin hinter sich und war somit in der Lage, Spritzen zu geben und Medikamente zu verabreichen. Ihre Mithilfe in der Uniklinik wurde dankbar angenommen, und nicht selten brachte sie einige Konserven mit nach Hause. Die fehlenden Etiketten machten jedes Öffnen der rostigen Dosen zur Überraschung.

Meistens hatten sie Glück, und der Inhalt war noch genießbar. Manchmal hatten sie auch Pech – in der letzten Zeit öfter als früher –, und anstelle des erwarteten Gemüses fanden sie in der geöffneten Konserve, die laut Prägestempel noch fünf Jahre haltbar hätte sein sollen, nur eine undefinierbare, stinkende Pampe. Aber auch das war noch Glück im Unglück, denn sie hatten schon einmal eine Dose erwischt, deren Inhalt noch durchaus essbar aussah und auch akzeptabel roch. Eine Stunde nach dem Essen war Roland dann würgend aufs Klo gerannt und hatte sich übergeben. Conny folgte eine Viertelstunde später mit Darmkrämpfen und Durchfall. Sie kam die halbe Nacht nicht mehr vom Klo herunter, weshalb Roland notgedrungen in regelmäßigen Abständen in die Badewanne kotzen musste. Unglücklicherweise lief in jener Nacht kein Wasser, mit dem sie hätten spülen können. Der Gestank im Bad war bestialisch, und Conny, deren Beschwerden sich bislang auf ihre Gedärme beschränkt hatten, wurde es ebenfalls schlecht, so dass sie sich zwischendurch immer wieder erheben und ebenfalls kotzen musste. Roland wusste nicht, wann er sich zuletzt so erbärmlich gefühlt hatte. Mit 16 war er einmal auf einem Hock gewesen, wo er sein gesamtes Taschengeld in acht halbe Biere umgesetzt hatte. Er hatte sterben wollen und sich geschworen, nie wieder Alkohol zu trinken, was er dann auch volle zwei Wochen durchhielt. Jetzt war ihm aber so übel, dass er sich am liebsten den Kater von damals zurückgewünscht hätte. Seither waren sie vorsichtiger geworden.

Ihren in der warmen Jahreszeit liebsten Platz zum Essen mussten sie aufgeben. Das Balkongeländer war in den Vorgarten gestürzt, und es hatte den Anschein, als wolle ihm der restliche Balkon in absehbarer Zeit folgen. Ansonsten machte das Haus einen durchaus bewohnbaren Eindruck, bis sie die Risse im Keller entdeckten.

„Nur die Ruhe!“ meinte Rainer Kunzmann. „Das behalten wir erst mal im Auge. In Panik verfalllen können wir notfalls immer noch.“

„Rainer, deine Gemütsruhe in allen Ehren,“ entgegnete Roland, „aber hättest du was dagegen, wenn ich jetzt gerne in Panik verfallen würde?“

Am nächsten Tag reichten zwei der Risse bis zu einem Erdgeschossfenster.

„Ok, denken wir mal darüber nach, was wir machen können.“ schlug Kunzmann vor.

„Passt auf, Leute,“ frotzelte Bernd, „der Rainer bekommt allmählich Angst, dass er beim Spionieren aus dem Fenster fallen könnte!“

Tags darauf reichten drei Risse bis zum Giebel und zwei bis zum Erdgeschoss. Die nächste Versammlung fand bei Marion statt. Kunzmann hatte wieder einmal seine Fäden gezogen: „Also, ich habe da, glaube ich, eine brauchbare Idee.“ Die Sitzung dauerte bis kurz vor Mitternacht. Kunzmann hatte eine Flasche Rotwein aufgetrieben, die er zu diesem Anlass stiftete. Der Wein schmeckte nach Spinnweben und schimmligem Kork, aber alle waren der Meinung, schon lange nicht mehr so etwas Gutes getrunken zu haben. Inzwischen hatte der fünfte Riss seinen Weg zum Giebel gefunden.

Roland erwachte gegen drei Uhr morgens vom Nieselregen. Er brauchte eine ganze Weile, um herauszufinden, wo er war. Die Silhouetten schiefer Kreuze brachten die Erinnerung zurück. Der Schlafsack war ein bißchen feucht geworden. Roland verfluchte seine eigene Dämlichkeit. Gestern schon Tag hatte es nach Regen ausgesehen. Warum hatte er dann nicht gestern Abend die Plastikfolie über den Schlafsack gebreitet? Die Plastikfolie war in der linken Jackentasche. Und die Jacke war weg. Geklaut von einem Arsch mit Messer. Scheiße.

Er hatte sich tatsächlich für einen Moment nicht mehr daran erinnern können, was mit der Jacke passiert war. Das war ihm schon ein paarmal passiert in den letzten Wochen.

Der Arsch mit dem Messer, richtig. Hoffentlich fiel ihm heute Nacht die Brücke auf den Kopf.

Der Schlafsack würde es überstehen, er bestand aus Kunstfaser. Aber er konnte ihn nicht in den Rucksack stopfen, solange er feucht war. Und wenn er ihn außen am Rucksack befestigte, würde er solange nicht trocknen, bis es wieder zu regnen aufhörte. Ein Dilemma, das Roland eine gute Stunde lang wachhielt. Er starrte zum Himmel, aber da gab es heute nichts zu sehen. Zu viele Wolken. Keine Nacht für Novae, falls es denn welche gab.

Morgen würde er zu seinen Eltern gehen. Vielleicht hatten sie sogar eine Jacke für ihn.

Kurz vor Sonnenaufgang hatte es zu regnen aufgehört. Es war wärmer geworden, aber noch frisch genug, um Dampfwolken auszuatmen. Mühsam, mit schmerzenden Muskeln, schälte er sich aus dem Rucksack. In den Beinen war es heute besonders schlimm. Zu viel gelaufen. Aber verdammt, was sollte er machen? Wurzeln schlagen?

Mit zusammengebissenen Zähnen stieg er ins rechte Hosenbein und verlor prompt das Gleichgewicht. Reflexartig verlagerte er das Gewicht mit dem rechten Bein nach vorne – und mit einem lauten Ratschen zerriss die Hose. Auch das noch. Jetzt musste die andere dran glauben. Nagelneu. Erst ein paarmal getragen. Seine letzte Hose. Er stopfte die Fetzen der alten in den Rucksack. Vielleicht fand er jemanden, der sie flicken konnte. Als Roland die neue Hose herauszog, hätte er fast losgeheult. Unten an den Hosenbeinen gingen die Nähte auf. Der Reißverschluss war rostig und klemmte, so dass er sich nicht zuziehen ließ. Der Tag versprach, wieder ein Scheißtag zu werden. Er wusste nicht, wie viele solcher Scheißtage er noch ertragen konnte.

Der Hunger meldete sich. Was stand heute auf dem Speiseplan? Ratte gegrillt? Gedünstet? Gebraten? Das Krankenhaus hatte angeblich vor zwei Wochen noch Vorräte gehabt. Echte Konserven. Von früher. *Aus Der Guten Alten Zeit.* Mit Großbuchstaben, richtig. Das war schon ein feststehender Begriff. Aber was das betraf – von der Perspektive dieser Gegenwart aus war alles Gute Alte Zeit, was länger als einen Wimpernschlag zurücklag. Roland hatte sich als Simulant versucht, um hereinzukommen. Keine Chance. Sein Fehler war gewesen, dass er nicht hineingetragen wurde. Aber vielleicht hatte es dort in Wirklichkeit doch nichts mehr zu Essen gegeben.

Drei Zigaretten. Ganz schön teuer. Konnte man die Viecher nicht selbst fangen? Aber Roland konnte sich nicht erinnern, wann er zuletzt eine Ratte gesehen hatte, lebendig natürlich. Es musste Wochen, vielleicht Monate her sein. In die Metzgerei wurden sie vielleicht vom Blutgeruch gelockt. Taps, taps, zur Türe hinein, zonk – mit dem Beil eins auf die Rübe. Ab und an ein Stückchen Artgenosse als Köder. Schließlich musste man immer wieder mal investieren, damit ein Unternehmen lief.

Er musste wirklich eine ganze Weile verdammt tief geschlafen haben, denn keine zweihundert

Meter von ihm entfernt war im Laufe der Nacht ein Teil der Friedhofsmauer auf die Straße gefallen, ohne dass er davon aufgewacht wäre.

Niemand war außer ihm unterwegs, als Roland den Friedhof verließ. Lediglich am anderen Ende der Goethestraße wurde die Stille durch heiser gebrüllte Befehle gestört. Am Fluss angekommen, sah sich Roland zunächst einmal vorsichtig um, ob irgendwelche Typen mit Messern unterwegs waren. Aber auch hier kein Mensch. Doch – drüben am anderen Flußufer waren ein paar Leute zu sehen. Sie gingen in die entgegengesetzte Richtung.

Das Ladenschild der Metzgerei hatte sich mittlerweile selbständig gemacht und lag auf dem Weg. Ein weiterer Teil des Daches hatte ebenfalls den Empfehlungen der Schwerkraft Folge geleistet, denn am Tag zuvor war der Weg noch frei gewesen. Roland schaute skeptisch nach oben, als er auf die Türe zuging. Mehr schien aber im Moment nicht runterzukommen zu wollen.

„Das gleiche wie gestern.“ bestellte Roland. Der Name des Tieres ging ihm immer noch nicht so recht über die Zunge.

„Fünf Zigaretten.“

„Fünf? Gestern waren’s doch noch drei!“

„Inflation. Außerdem werden die Viecher langsam knapp. Fünf, oder du machst hier ’nen Satz aus dem Laden!“

„Scheiße, Mann, bin ich Krösus?“

„Mir scheißegal. Fünf, oder hau ab.“

Gestern war es noch per Sie gegangen. Intimer wurde die Situation dadurch aber auch nicht. Zwölf minus fünf machte sieben. Bei den derzeitigen Inflationsraten reichten die Zigaretten vermutlich eben noch für eine Mahlzeit.

Frustriert verließ Roland mit seinem Essen den Laden, nicht ohne vor der Tür noch einen misstrauischen Blick nach oben zu werfen. Die nächsten Kunden steuerten bereits die Metzgerei an. Die würden sich wundern. Ohne zu überlegen, bog Roland nach rechts und lief gedankenverloren weiter, bis „seine“ Brücke vor ihm auftauchte. Sie stand noch, leider. Also sollte er hier vermutlich lieber einen großen Bogen darum herum machen. Allerdings war niemand zu sehen. Er blickte um sich. Niemand in Sichtweite. Vielleicht hatte sich der Typ verzogen, weil er fürchtete, Roland könnte mit Verstärkung zurückkehren.

Leise schlich er die Böschung hinab, schaute ein paarmal hinter sich. Er spähte unter das Bauwerk und erschrak fürchterlich. Der Typ war immer noch da. Er lag mit dem Rücken zu Roland da und schlief, und er hatte sogar seine Jacke noch an. Das wäre eine gute Gelegenheit, ihm eine über die Rübe zu geben und die Jacke wieder zu holen, dachte Roland. Gleichzeitig war im aber bewusst, dass er dazu den Mut nicht aufbringen würde, also beschloss er, sich unauffällig zurückzuziehen. Im Umdrehen jedoch hielt er inne. Irgendetwas war komisch. Wieso lag der Kerl eigentlich neben seinem Schlafsack? Er lag nach wie vor in der gleichen Haltung da, die eigentlich ziemlich unbequem sein musste. Seine Sachen lagen um ihn herum verstreut, als hätte ein Kampf stattgefunden. Vielleicht war er aber auch einfach besoffen?

Fünf oder zehn Minuten lang stand Roland da und schaute. Sein Herzschlag beruhigte sich wieder etwas. Der andere rührte sich nicht. Roland kam langsam auf Zehenspitzen näher. Immer noch keine Reaktion. Was hatte der denn da? Eine rote Halskette? Nein, es sah eher wie ein Schnitt aus, der fast um den ganzen Hals herumlief. Jetzt sah Roland das Gesicht. Die Augen waren weit aufgerissen, die Zunge hing heraus.

Kein Zweifel, der Typ würde niemals mehr eine Jacke klauen. Jemand hatte ihn erdrosselt, vermutlich mit einer dünnen Schnur oder dergleichen. Rolands Puls legte wieder einen Gang zu. Es kostete ihn einige Überwindung, sich umzuschauen. Es war niemand da. Aber es war wohl doch am besten, zu verschwinden, auch wenn der Mörder längst über alle Berge war. Am Ende würde man noch ihn verdächtigen, und Roland glaubte nicht, dass er dann noch Gelegenheit bekäme, einen Rechtsanwalt anzurufen. Besser, er verschwand. Aber nicht ohne seine Jacke.

Die Leichenstarre war zwar noch nicht vollständig, aber das Ausziehen der Jacke gestaltete sich doch etwas mühsam. Die Erinnerung daran würde Roland später recht gut von seinem Essen ablenken. Als Anhaltspunkt für den Todeszeitpunkt war die Leichenstarre nicht mehr tauglich, ebensowenig wie der Verwesungszustand. Manche zerfielen einfach, ohne im eigentlichen Sinne zu verwesen,

vielleicht, weil es an den notwendigen Bakterien mangelte oder etwas in der Art. Andere jedoch sahen nach zwei Tagen wie wochenalte Wasserleichen aus.

Der Räuber sah hingegen noch recht frisch aus, er konnte nicht länger als ein paar Stunden tot sein. Vermutlich würde er nicht vor dem Abend zu stinken beginnen, aber nichtsdestotrotz zog Roland seine Jacke nicht an, sondern hängte sie zum Auslüften mit nach außen gedrehtem Futter an den Rucksack.

Er stieg die Böschung hoch. Niemand zu sehen. Und dort hinten? Er kniff die Augen zusammen. Nein, die Luft war rein. Ohne übertriebene Eile ging er in Richtung der Bonner Allee, der ehemaligen Einkaufsmeile der Stadt. Hier standen die meisten Gebäude noch, es handelte sich überwiegend um vor wenigen Jahren von Grund auf modernisierte Gebäude oder komplette Neubauten. Bis vor drei Wochen hatte man in einigen der Geschäfte sogar noch einkaufen können, allerdings zu täglich steigenden Preisen. Die Folge waren spontane Plünderungen gewesen, an denen gut und gerne zweihundert Leute beteiligt gewesen waren.

Wow, die gesamte Bevölkerung ist auf den Beinen, hatte Roland gedacht und sich mitten hinein gestürzt. *Partytime.* Er hatte Lebensmittel an sich gerafft, so viele er tragen konnte. Er wollte sie zwei Straßen weiter verstecken und dann noch einmal zurückkommen, um mehr zu holen. Als er eben um die Ecke gebogen war, donnerte ein Panzer an ihm vorbei. Dann ertönten Schüsse und Schreie aus der Bonner Allee. Aus der Rheinstraße kamen ebenfalls Motorengeräusche. Roland rannte, so schnell es die Konservendosen erlaubten. In der Kölner Straße wagte er es, sich umzusehen, er blickte die Querverbindung, die Adenauerstraße hinunter. Zwei Panzer preschten nebeneinander die Bonner Allee entlang. Wer nicht zur Seite springen konnte, wurde von den Ketten zerquetscht. Steine flogen. Dann etwas Helles, das in der Sonne kurz aufblitzte. Als es auf den Panzer aufschlug, loderte eine Flamme hoch. Noch zweimal das Blitzen in der Sonne, Feuer, das sich über den Fahrzeugen ausbreitete, dichter, schwarzer Qualm. Molotowcocktails. Dann eine Bewegung seitlich an den Panzern vorbei. Jemand rannte. Rannte ein Stück die Adenauerstraße hinauf. Eine Frau, konnte Roland erkennen. Hinter ihr spritzen Asphaltbrocken hoch, dann erst, Sekundenbruchteile später, hörte Roland das Knallen von Schüssen. Die Frau sprang – von ihm aus gesehen – unvermittelt nach rechts, steuerte ein Trümmergrundstück an, kletterte, verschwand zwischen Steinen und Mauerresten. Roland war wie gebannt stehengeblieben, und er begann erst wieder zu reagieren, als Kugeln in seine Richtung flogen. Er rannte wieder. Aber er sah nicht die vorbeihuschenden Fassaden, die leeren Fensterhöhlen, die zu Wracks verkommenen Autos. Er sah nur die Frau vor sich, die nach ihrer Attacke gegen die Panzer um ihr Leben gerannt war. Marion.

Trotz der relativ intakten Gebäudezeile war die Bonner Allee nur schwer begehbar, weil die Straße von den Panzerketten regelrecht aufgepflügt war. Einer der Tanks war tatsächlich ausgebrannt auf der Strecke geblieben. Da war das brennende Benzin wohl durch eine Belüftung ins Innere gekommen. Millionenteure Technik, und alles, was man brauchte, war eine leere Bierflasche und etwas Benzin aus einem Autowrack. Zum Fahren taugte das Zeug nicht mehr viel, aber immerhin brannte es noch. Die Turmluke stand offen, also war die Besatzung wohl nach rausgekommen. Ob sie dann aber in der wütenden Menge überlebt hatte, war fraglich.

Trotz der Erschwernisse durch die zerstörte Strasse war es einfacher, von der Bonner Allee aus zur Autobahn zu kommen. Außer Roland waren noch drei oder vier Leute hier unterwegs, abgerissene, ausgemergelte Gestalten.

Ob ich auch so aussehe? ging es Roland durch den Kopf. Zwei Monate war er jetzt auf der Straße. Zuerst hatte man noch Konserven oder gefriergetrocknete Fertiggerichte bekommen. Als diese weniger wurden, hatte sich Roland eine Zeitlang tagsüber auf dem Land herumgetrieben. Dort gab es aber auch immer weniger zu holen, zu schnorren oder zu klauen. Der Boden gab nichts mehr her. Die Obstbäume waren kahl wie im Januar. In der Nähe von Gortzweiler hatte ihm ein Bauer fast eine Ladung Schrot verpasst. Glücklicherweise hatte die Waffe versagt.

Essen war jedenfalls ein Luxus geworden, zumal für einen Städter, der keinen Fliegenpilz von einer Erdbeere unterscheiden konnte. Das wenige Essbare, das man mit viel Glück in der freien Natur noch hätte finden können, trug leider keine Etiketten.

Roland hatte gut zwölf Kilo abgenommen. Der Bauchansatz, den er seit seinem dreißigsten

Lebensjahr mit sich herumgeschleppt hatte, war spurlos verschwunden. Ein struppiger Vollbart breitete sich über seine Wangen aus, zum Ausgleich fielen die Kopfhaare aus. In zwei Monaten war er um Jahre gealtert. Bei seinem Anblick wäre vor ein paar Jahren jeder Landstreicher vor ihm geflüchtet, dabei sah er mit der neuen Hose, trotz des offenen Hosenstalls, sogar gepflegter aus als die meisten Leute in der Stadt.

Roland bog von der Bonner Allee ab in Richtung der Parallelstraße, der Hebelstraße, die sich durch die halbe Stadt wand und weitgehend frei war. Roland folgte ihr aber nur ein Stück weit. Sein Ziel war die nächste Querstraße. Ein alter Mann – er musste über fünfzig sein – hinkte über die Straße. Bei Rolands Anblick begann er zu lamentieren: „Es ist alles zu Ende! Das ist die Strafe für unsere Sünden!“ Er kam auf Roland zu und versperrte ihm den Weg. Ein runzliges, zahnloses Gesicht. Der Mann stank bestialisch, seine Kleidung schien ihm geradewegs am Körper zu vermodern.

„Hast du deinen Frieden mit Gott gemacht?“

„Es gibt keinen Gott. Und wenn es einen gegeben hat, existiert er nicht mehr!“ Roland stieß den Mann zur Seite. Was sollte er für Sünden bereuen? Er fühlte sich nicht als Sünder.

„Scheiße!“ fluchte er, als er an der Querstraße angekommen war. Die Parkstraße war dicht, das zweite Haus rechts war zusammengebrochen. Es war ein fünf- oder sechsstöckiges Gebäude gewesen. Anstelle brav in sich zusammenzusinken, war es nach vorne zur Straße hin umgekippt, vermutlich schon in der vorletzten Nacht, denn es war bereits in den Trümmern gegraben worden. Angehörige oder Plünderer? Egal, der Weg war blockiert, und für Roland stellte sich die Frage „drüber oder außenherum?“. Seine Beine schmerzten immer noch, was gegen das Klettern sprach. Erst mal eine rauchen. Vielleicht fiel ihm ja noch etwas anderes ein. Er setzte sich auf den Bordstein.

Der Tabak schwand mit erschreckender Geschwindigkeit. Das Papier wurde allmählich gelb, obwohl es holzfrei war. Das Feuerzeug gab erst nach vier oder fünf Versuchen eine Flamme von sich. Eine Frau auf der anderen Straßenseite schaute gierig auf die Rauchwolken, die Roland in den trüben Morgenhimmel blies.

Ein ungesundes, knatterndes Geräusch eines Dieselmotors kündigte das Näherkommen eines Autos an. Ein Mercedes. Der Mercedes. Roland stand auf und betrachtete das näherkommende Fahrzeug. Kein Zweifel – derselbe Mann am Steuer. Er sah zu Roland. Roland schaute zurück. Der Mann starrte Roland an. Ungläubiges Staunen in seinen Zügen. Er fuhr an Roland vorbei, drehte den Kopf, starrte weiter. Fast wäre er auf den Gehweg gefahren, im letzten Moment riss er das Steuer herum. Das linke Bremslicht leuchtete auf.

Eindeutig. Der Typ wollte etwas von Roland. Die Sache begann, unheimlich zu werden. Der Weg über den Trümmerhaufen machte plötzlich gar keinen so beschwerlichen Eindruck mehr. Er begann zu klettern. Hinter ihm erstarb das Motorengeräusch. Roland stieg weiter. Er keuchte. Die Autotür quietschte. Mauersteine rutschten unter den Füßen.

„Heh!“

Roland drehte sich nicht um. Er bekam Seitenstechen.

„Stehenbleiben!“

Das klang nicht nach einer höflichen Aufforderung, sondern nach einem Befehl. Ein Grund mehr, weiterzugehen. Der Abstieg erwies sich als gefährlich. Roland löste eine regelrechte Lawine aus. Er strauchelte, schwankte, ruderte mit den Armen. Seine Füße entglitten ihm. Er knallte schmerzhaft auf den Hintern. Der rechte Gurt des Rucksacks riss. Roland packte ihn und warf sein ganzes Gewicht nach vorne. Er kam wieder hoch und stolperte den Rest des Abhangs hinunter. Sein Steißbein schmerzte. Er hoffte, dass er sich nichts gebrochen hatte. Man brach sich inzwischen so leicht seine Knochen.

Das hätte schiefgehen können, dachte Roland. Vielleicht war alles ganz harmlos, und er litt unter Paranoia? Schöne Scheiße, wenn man sich das Genick brach, nur weil man hinter jeder Bagatelle Unrat witterte.

Trotzdem. Die Sache war komisch. Roland machte für alle Fälle noch ein paar Umwege. Der andere schien ihm nicht zu folgen. Unterwegs verknotete er die Enden des Rucksackgurtes. Nach gut einer Stunde kam er an seinem Platz an der Autobahnbrücke an. Hier würde ihn niemand aufstöbern. Hoffte er.

Die Ratte brachte er hinter sich. Wie hieß das Sprichwort? Hunger ist der beste Koch. Na also.

Roland lehnte sich zurück und dachte nach.

Da kommt ein Typ und will ihn partout im Auto mitnehmen, obwohl er gar nicht weiß, wo Roland überhaupt hinmöchte. Dann steht er beim Wohnwagen seiner Eltern auf der Matte, schien zu warten. Auf Roland? Dann sieht er ihn wieder. Als er Roland sieht, brettert der Typ mit seinem Daimler fast in ein Schaufenster, steigt aus und brüllt ihm hinterher.

Meine Güte, was war nur los in den letzten Tagen? Und dann noch der Kerl, der ihm die gute Motorradjacke geklaut hatte und der heute morgen gekillt unter der Brücke lag…

Roland bekam plötzlich Gänsehaut.

Nochmal von vorne: Ein Mann ist offensichtlich hinter ihm her. Und dann wird einer in Rolands Jacke umgebracht, ein Typ der an dem Platz übernachtet, der gut zwei Wochen lang Rolands Stammplatz war. Bei der nächsten Begegnung schaut er Roland an, als hätte er ein Gespenst gesehen. Das brachte es auf den Punkt: Er hatte jemanden gesehen, der eigentlich tot sein sollte.

Nacht, bewölkter Himmel. Eine schemenhafte Gestalt, ungefähr Rolands Größe und Figur. Eine Motorradjacke. Richtet sich vielleicht gerade den Schlafplatz her. Und dann von hinten…

Aber weshalb nur? Weshalb? Ein Psychopath? Das war im Augenblick die einzig logische Erklärung.

Roland begann, sich unsicher zu fühlen an diesem Platz, seinem geheimen Zufluchtsort seit seiner frühen Jugend, an dem er stets allein gewesen war. Der Mann im Mercedes hatte seinen Schlafplatz ausfindig gemacht. Was konnte ihn daran hindern, ihn hier ausfindig zu machen? Roland hatte seine festen Gewohnheiten, manche von ihnen hatten sogar einen durchaus den Charakter von Ritualen. Sicher, nach Connys Tod war er eine Zeitlang ziellos umhergezogen, hatte mal hier, mal dort übernachtet, immer fernab der Menschen, die er gekannt hatte. Bis dann nach einigen Wochen der Wunsch nach Beständigkeit wieder die Oberhand gewann und er bestimmte Plätze häufiger frequentierte. Eine gefährliche Angewohnheit, wie es schien.

Andererseits, was hatte er denn zu verlieren? Hatte er nicht schon alles verloren? Etwas zu verlieren hatte stets auch die Möglichkeit offengelassen, das Verlorene wieder zu erlangen. Die Menschen hatten das Paradies verloren, aber es gab immer noch die Möglichkeit, es beim Jüngsten Gericht zurückzuerhalten – vorausgesetzt, man stand dann auf der richtigen Seite. Die Medizin hatte Totgeglaubte wiederbelebt. Für die verlorene Brieftasche gab es das Fundbüro.

Was das Paradies betraf, machte sich Roland keine Illusionen. Die Hölle konnte ihm in Anbetracht der diesseitigen Situation auch keine rechte Angst einflößen.

Aber die Dinge wurden endgültiger. Tod. Zerfall. Untergang. Die Zeit der Hoffnung war vorbei. Roland war 37, ein alter Mann in einer untergehenden Welt.

Die Wiederkehr des Vergangenen – zentrales Thema in der Literatur von der Bibel bis *Jurassic Park* und *Lost World* – war stets ein wesentlicher Punkt in Rolands Leben gewesen, das erkannte er jetzt nur zu deutlich. Aber die verlorene Welt war nicht das Paradies, nicht die Epoche der Riesenechsen, ja, nicht einmal dieser Planet: Es war seine Jugend.

Dennoch wollte er leben, um des Lebens willen. Nachdem er sich 37 Jahre lang hatte treiben lassen, bis Entscheidungen unumgänglich wurden, aber durch seine Passivität nur zu oft bloß noch eine einzige Alternative blieb, wollte er jetzt zumindest über den Zeitpunkt seines Ablebens mitentscheiden.

Es war an der Zeit, zu den Menschen zurückzukehren, denen er vertraute. Zuerst zu seinen Eltern. Dann musste er Bernd suchen. Falls das Haus noch stand, war er bestimmt bei Sabine.

Marion. Er schluckte.

Er hatte oft von ihr geträumt und war dann mit einem Schuldgefühl aufgewacht. Ein immer wiederkehrendes Bild war, dass sie nackt vor dem Panzer in der Bonner Allee davonlief. Wenn er dann mit einer Erektion erwachte, war das Schuldgefühl noch stärker. Er wollte sie wiedersehen, aber gleichzeitig fühlte er sich schlecht bei diesem Gedanken.

Aber jetzt hatte er ein Ziel vor Augen, und das riss ihn ein wenig aus seiner Lethargie. Als er sich dann noch eine Zigarette anbrannte – sein Tabakvorrat würde allenfalls noch wenige Tage reichen, wenn er so weiterqualmte –, genoss er das leichte Schwindelgefühl und wurde regelrecht euphorisch.

Schließlich stand er auf und packte seine Sachen zusammen. Sein Steißbein schmerzte immer noch, aber der Schaden, der beim Sturz entstanden war, beschränkte sich auf ein paar blaue Flecken und eine abgerissene Hosentasche.

Roland machte sich auf den Weg. Die Brücke zu seiner Linken hing heute in der Mitte noch ein Stück weiter durch als gestern. Ein hoher Lkw würde schon nicht mehr durchkommen. Auf der Gegenfahrbahn war die Teerdecke der Überholspur auf mehreren Metern Länge und etwa zwei Dritteln der Breite abgesackt und bildete eine Vertiefung von fünfzehn oder zwanzig Zentimetern. Die Ränder bröckelten.

Als er den Gipfel des gegenüberliegenden Hügels erreicht hatte, war Roland völlig außer Puste. Tags zuvor war es noch leichter gewesen. Er hätte es wissen müssen. Vielleicht hätte er die Zigarette nicht rauchen sollen. Dieses Scheißzeug machte alles noch schlimmer. Nach einer halben Stunde erneuter Rast nahm er Kurs auf den Mooshorst.

In der Mannheimer Straße sah er sich zaghaft um. Das steinewerfende Kind war nicht zu sehen. Der Gedanke daran hatte Roland aus einem unerfindlichen Grunde geängstigt. Weshalb nur? Ob er vielleicht doch an Paranoia litt?

Für den Anstieg zum Mooshorst ließ er sich Zeit, so dass er schließlich ohne Herzrasen und Atemnot oberhalb des Wohnwagenstandplatzes ankam. Dort ging er zunächst einmal in Deckung und peilte die Lage. Es war niemand zu sehen. Vor dem Wohnwagen lagen ein paar Aluminiumkochtöpfe. Roland konnte sich nicht daran erinnern, dass sie tags zuvor schon dagelegen hatten. Freude durchfuhr ihn. Der Wohnwagen war bewohnt, seine Eltern waren noch hier. Er spähte nach links. Der Mercedes war nicht zu sehen. Na endlich. Die Dinge schienen sich doch zum Besseren zu wenden. Roland entspannte sich. Eine alte Beatles-Nummer ging ihm durch den Kopf: *Got to admit it‘s getting better, a little better all the time*… Er hätte es am liebsten laut gesungen. …*getting so much better all the time.*

Das laute Krachen eines dürren brechenden Astes. Roland erschrak zu Tode und fuhr herum. Sein Herz arbeitete wieder mit Vollgas. Raschelndes Laub. Schritte, die näherkamen. Das Messer. Wo war das Messer? Ein Griff zur rechten Gesäßtasche. Roland starrte entsetzt auf den abgerissenen Fetzen der Tasche in seiner Hand. Das Rascheln wurde lauter. Nein, natürlich nicht in der Hosentasche. Immer noch im Rucksack. Er war auf den Knien, streifte die Rucksackgurte ab. Der verknotete blieb an der Jacke hängen. Er zerrte, geriet in Panik. Endlich, er war frei. Rascheln. Knacken. Der Verschluss, der verdammte Verschluss! Roland hätte am liebsten geschrien. Er zog an den Nylonschnüren. Die Schlaufe wurde kleiner – und blieb hängen. Ein Knoten. *Scheiße! Warum habe ich Arsch das Messer nicht in die Jacke gesteckt?* Er riss an der Schnur, der Knoten wurde fester. Eine Gestalt tauchte hinter dem Gebüsch auf, blieb vor Roland stehen. Er sah an ihr hinauf. Sein Mund öffnete sich, aber er brachte keinen Ton hervor. Seine Hände umklammerten immer noch die Schnüre des Rucksacks, die Knöchel weiß vor Anstrengung. Fast wäre er nach hinten gefallen, aber das Gewicht des Rucksacks vor ihm hielt ihn aufrecht. Mit Mühe fand er seine Stimme wieder, und krächzend presste er ein Wort heraus: „Marion!“

Sie saßen rauchend nebeneinander. Roland saß der Schrecken immer noch in den Knochen. Aber nicht nur das. Ein ganzer Wust von Gefühlen war in ihm hochgekommen. Trauer. Scham. Leere. Aber auch Hoffnung. Er hatte eine ganze Weile gebraucht, bis er wieder einen klaren Gedanken fassen konnte.

„Nein, es war nicht übermäßig schwer, dich zu finden, Roland. Du bist ein Mensch mit festen Gewohnheiten und leicht zu durchschauenden Eigenschaften. Man muss dich nur genau genug beobachten. Vor einer Woche habe ich damit angefangen, dich zu suchen.“

„Weshalb?“

„Nostalgie? Nö, quatsch. Ich mag dich. Und ich glaube, dass du mir helfen könntest.“

„Wobei? Wie?“

„Langsam. Du erfährst alles noch.“

„Ok. Aber vielleicht verrätst du mir, wie du mich gefunden hast. Ich habe da so ein blödes Gefühl, dass es noch mehr Leute gibt, die etwas von mir wollen.“

„Ich weiß. Norbert Seifert. Fünfunddreißig. Einsachtundsiebzig groß. Leutnant bei der Bundeswehr. Nahkampf-Spezialausbildung.“

„Und was will der von mir? Und woher weißt du das alles?“ Roland wurde die Szene immer unheimlicher.

„Erstens, er will dich umbringen. Zweitens, mich will er ebenfalls umbringen. Allerdings habe ich nicht alles selbst in Erfahrung gebracht. Es gibt da noch Leute, mit denen ich zeitweilig Kontakt hatte. Mach den Mund wieder zu. Du willst wissen, weshalb das alles. Richtig?“

Roland nickte mechanisch.

„Du erinnerst dich an die Nacht auf der Baustelle?“

„Und ob.“ Roland schaute an Marion vorbei und fixierte einen Baum.

„Ja… und abgesehen davon… wir haben ein paar Leute beobachtet, die in dieser Nacht lieber ohne Zeugen ihre Arbeit gemacht hätten.“

„Scheiße, ja… diese durchgeknallten Helmträger!“

„Genau die.“

Roland hatte den störrischen Knoten des Rucksackverschlusses endlich gelöst und wühlte mit der rechten Hand zwischen seinen Habseligkeiten. Er brachte eine grünspanüberzogene Patronenhülse zum Vorschein. Er schüttelte den Kopf: „Aber verdammt, wen interessiert denn das noch? Mir hat einer erzählt, dass die Typen jetzt am Ruder sind. Dabei gibt es doch allenfalls noch ein paar Ruinen zu regieren.“

„Norbert Seifert ist die menschliche Ausgabe eines Kampfhundes. Wenn er sich an etwas festgebissen hat, lässt er nicht mehr los. Wahrscheinlich gibt es inzwischen niemanden mehr, von dem er Befehle entgegennehmen könnte. Es haben höchstens eine Handvoll Leute von uns gewusst. Vielleicht sind die tot, und Seifert verrichtet seinen Job wie eine Maschine, die man vergessen hat, abzustellen.“

Unmengen von Fragen kreisten in Rolands Kopf. Er sortierte. „Was ist mit Bernd?“

Diesmal war es an Marion, an Roland vorbeizusehen. „Er ist verschwunden. Ich vermute, dass er bereits von Seifert umgebracht wurde. Aber das ist wirklich nur eine Vermutung.“

„Hör mal, ich muss wissen…“

„Jetzt nicht, Roland. Ich würde dir gerne noch jemanden vorstellen. Dann erfährst du alles, was du wissen musst.“

„Ok, ja. Aber hör zu, ich will jetzt erst mal da runter. Nach meinen Eltern sehen.“

Marions Blick schweifte wieder ab. „Sie sind nicht da, Roland.“

„Was soll das heißen?“

„Ich weiß es nicht. Als ich zum ersten Mal hier war, stand der Wohnwagen leer. Ich hatte gehofft, dass du jetzt darin wohnst. Ich bin ein paarmal hiergewesen. Ich dachte, du seist nur kurzfristig unterwegs. Dann kam Seifert. Von diesem Platz aus habe ich ihn beobachtet.“

„Was, verdammt, ist mit meinen Eltern?“

„Roland, ich weiß es nicht! Ich vermute – vielmehr, ich fürchte –, sie sind tot.“

„Hat dieses Schwein von Seifert…“

„Nein, Roland. Er hat damit nichts zu tun. Wie alt sind… waren deine Eltern? Sechzig? Älter? Roland, es gibt niemanden mehr, der so alt ist!“

„Ich… ich muss da runter… nachsehen…“

„Bleib hier. Ich weiß nicht, ob die Typen, die jetzt im Wohnwagen sind, zur gemütlichen Sorte gehören. Außerdem könnte Seifert auftauchen.“

„Scheiße, ja, Seifert könnte auftauchen. Ich könnte einen Herzinfarkt bekommen und tot umfallen. Oder diese ganze Scheiß-Welt könnte endgültig zusammenbrechen. Ich gehe jetzt da runter.“

„Roland, sei doch vernünftig!“

„War ich viel zu oft. Hat mir aber nie etwas genützt. Bis gleich.“

Vorsichtig machte sich Roland auf den Weg nach unten. Obwohl der Weg nicht übermäßig steil war, hielt er sich am dürren Gebüsch fest. Das Gras war feucht, trotz der zunehmenden Wärme, und er hatte keine Lust, wieder auf dem Arsch zu landen. Schließlich war er unten.

Von oben hatte der Tabbert noch recht gut ausgesehen, aus der Nähe bot er allerdings einen traurigen Anblick. Beide Reifen waren platt, die Stützen waren verrostet und zusammengebrochen, so dass der Wohnwagen nach vorne auf die Deichsel gekippt war. Das Stützrad hatte das Gewicht ebenfalls nicht mehr halten können, so dass der Anhänger in einem grotesken Winkel geneigt auf der Wiese stand. Die Fenster waren milchig-trüb und gestatteten keinen Blick nach innen. Der gepflegte Stolz seiner Eltern, Schmuckstück auf etlichen Campingplätzen, war ein Wrack.

Roland war sichtlich erschüttert. Er hatte sich immer ein wenig über den Wohnwagen als „rollendes

Wohnzimmer“ lustig gemacht. Zuviel Komfort für einen Zeltplatz. Aber dieser Anblick war einfach deprimierend.

Unschlüssig hob er die Hand, als er vor der Tür stand. Klopfen? Einfach öffnen? Scheiße – wenn seine Eltern tot waren, dann war das doch sein Wohnwagen, oder? Die Hand sank wieder nach unten, verharrte einen Augenblick in der Höhe des Drehgriffs, ging wieder einige Zentimeter nach oben, sank wieder.

Die Tür öffnete sich unvermittelt einen Spaltbreit; Roland, der nicht damit gerechnet hatte, trat erschrocken einen Schritt zurück und wäre fast gestolpert.

„Verpiss dich da draußen!“ Eine brüchige Stimme, nicht männlich, nicht weiblich, undefinierbar, zugleich alterslos.

„Scheiße, das ist mein Wohnwagen!“

Ein Gesicht erschien im Türspalt, stoppelbärtig, zerfurcht.

„Dann zeig mir doch mal den Fahrzeugbrief!“

„Der hat meinen Eltern gehört!“

„Na klar doch. Mensch, hau ab. Ich hab ’ne Knarre hier. Also, hau ab!“

Das mit der Knarre schreckte Roland nicht übermäßig. Wer mit einer Schusswaffe hantierte, riskierte im Zweifelsfall eher die eigene Gesundheit. Vermutlich besaß er auch gar keine. Aber vielleicht war der Mann nicht allein. Die Türe klappte zu. Es war ein Geräusch, das besagte, dass es keinen Besitz, keine Ansprüche mehr gab in dieser Welt. Roland fühlte, dass er endgültig heimatlos geworden war.

Die Wahrheit: Seine Eltern waren tot, verschwunden. Roland starrte auf die Tür, die Hände kraftlos sinken lassend. Keine Trauer eigentlich, nur große Leere. Ein schlechtes Gewissen, hervorgerufen durch zu viele Wenns. Wenn er früher gekommen wäre. Wenn er…

Zu viele Wenns. Ein ganzes Leben hindurch. Zu viele verpasste Chancen.

Wenn.

Er sah nach oben zum Hügel, zum Gebüsch, wo Marion sitzen musste.

Wenn.

Ein Motorengeräusch riss ihn aus seinen Gedanken. Er drehte sich um. Niemand zu sehen. Das Geräusch wurde lauter. Roland rannte los, den Hügel hinauf, klammerte sich an dürren Sträuchern fest, keuchend, von Seitenstechen gepeinigt.

Immerhin erschien ihm selbst sein Leben voller Wenns noch wertvoll genug, um es zu retten.

Roland erwachte. Sein Kopf schmerzte, seine Beine – im Grunde tat ihm alles weh. Er öffnete die Augen, blinzelte. Er lag in einem Bett, das bei jeder seiner vorsichtigen Bewegungen knarrte. Er konnte sich nicht erinnern, wie er in das Bett gekommen war. *Déjà vu*, war sein erster Gedanke. Auf diese Weise war er schon einmal nach einem mörderischen Besäufnis zu sich gekommen. Eine eklige Situation. Was war geschehen?

Bruchstücke kehrten zurück. Der Mann mit dem Mercedes. Marion. Der Wohnwagen seiner Eltern. Einen Augenblick dachte er, er läge in einem Bett des Wohnwagens.

Nein, das Bett stand in einem Zimmer. Ein trübes Fenster ohne Vorhänge, durch das sich das Sonnenlicht nur mühsam seinen Weg bahnte. Raufasertapeten, die sich von den Wänden lösten. Ein Schrank, dessen Türen schief in den Angeln hingen. Ein Stuhl, über dessen Lehne Kleider hingen, die Roland als die seinen identifizierte. Die obligatorischen Risse an der Decke.

Seine Eltern? Verschwunden, vermutlich tot. Er lauschte auf einen inneren Schmerz, auf Trauer, aber offensichtlich war er momentan dazu nicht in der Lage.

Eine weitere Erinnerung: Das näher kommende Motorengeräusch. Leise Panik stieg in Roland auf. Er schob die fadenscheinige Bettdecke von sich herunter und stellte seine Füße auf den ausgetretenen, faltigen Teppich, der einen Teil des Parketts bedeckte. Er horchte. Kein Geräusch. Mühsam stieg er in die Hose. Dann griff er nach seinem Sweatshirt, streifte es sich über den Kopf. Die Turnschuhe. Sein Rücken protestierte, als er sie zuband. Er angelte nach seiner Jacke. Das Messer fiel aus der Tasche und knallte laut wie ein Schuss auf das Parkett. Roland hielt den Atem an. Schritte. Die Tür öffnete sich quietschend.

„Hallo Roland. Ausgeschlafen?“ Roland kam sich etwas dämlich vor, als er Marion in der Tür stehen

sah. Wenn ihn Seifert erwischt hätte, hätte er ihm zuallererst das Messer abgenommen, und natürlich hätte er ihm keine solche komfortable Schlafgelegenheit zukommen lassen.

„Äh, ja, aber…“ er sah sich hilflos um. „ich habe keinen blassen Dunst mehr, was los war. Oder ist. Wo sind wir hier?“

„Bei einem guten Freund.“

Das gab Roland einen leichten Stich, von seiner Panik abgesehen die erste emotionale Regung. Marion kam herein und schwang sich rittlings auf den Stuhl. Offensichtlich hatte sie die bessere Kondition, so wie sie sich bewegte.

„Wir sind wohl ziemlich viel gelaufen gestern?“ fragte Roland.

„Vorgestern. Du hast einen ganzen Tag verschlafen.“

„Oh.“ Kein sehr angenehmer Gedanke, dass Teile seines Lebens an einem vorbeizogen, ohne dass man davon etwas mitbekam. „Das Auto… Seifert?“

„Seifert? Ach so… gut möglich, dass er es war. Ich weiß es nicht. Wir sind abgehauen.“

„Zu deinem guten Freund.“ Keine Frage, eine Feststellung.

„Zu Stefan, ja.“

„Und wo sind wir hier?“

„In Hohenbrück. Zehn Häuser, eine Kirche. Zumindest früher mal.“

„Ja, kenne ich. Das sind geschätzte zwölf Kilometer Fußmarsch.“

„Dürfte hinkommen. Ich habe unterwegs ein paarmal gemeint, du klappst zusammen. Bist aber tapfer durchmarschiert. Als wir hier ankamen, haben wir dich allerdings gleich ins Bett verfrachtet.“

„Es war ja hoffentlich nicht deines, auf das du verzichten musstest.“ *Oh Gott, ich Arsch.* Roland hätte die Frage am liebsten zurückgeholt. Marion schien den Sinn der Frage nicht zu erfassen, jedenfalls lachte sie. „Es ist tatsächlich meines. Aber Stefan war so nett und hat mir seins überlassen. Er hat zwischenzeitlich auf der Couch genächtigt. Bedank dich also bei ihm.“

„Werd ich gleich tun… Scheiße!“ Roland hatte versucht, vom Bett aufzustehen, dabei war es ihm für einen Moment schwarz vor den Augen geworden.

„Ich glaube, du brauchst zunächst mal ein anständiges Frühstück, das dich wieder auf die Beine bringt.“

„Gerne. Einen starken Kaffee, wenn‘s recht wäre. Dazu zwei Eier, nicht zu hart gekocht…“

„Und vielleicht noch Croissants? Na ja, ganz so können wir dich nicht verwöhnen. Aber lass dich mal überraschen.“

„Solange es keine… hm, vergiß es. Ich nehme alles.“

Ein Mann erschien in der Tür. Graue, in der Stirn gelichtete Haare, grauer Vollbart, aber allerhöchstens Ende Dreißig. Groß, etwas über einsachtzig, und trotz seiner zerlumpten Kleidung schaffte er es, einen gepflegten Eindruck zu machen. „Na, Angelika, ist unser Gast wieder unter den Lebenden?“

„Angelika?“

„Roland kennt mich nur als Marion. Ich schätze, wir müssen dir einiges erzählen. Also, das ist Stefan, wie du wohl schon vermutet hast. Stefan Schmidt. Aber ich denke, wir sollten zunächst einmal frühstücken, bevor Roland noch ganz vom Fleisch fällt.“ Die beiden nahmen Roland in die Mitte, für den Fall, dass er wieder einen Schwächeanfall bekam, und führten ihn in die Küche, wo sie ihn auf der Eckbank Platz nehmen ließen.

„Also, Roland,“ sagte Marion – Angelika? – „das mit dem Überraschenlassen beim Frühstück war ernst gemeint. Wir wissen selbst erst, was es gibt, wenn die Dosen auf sind.“

„Dosen? Ihr habt hier Konserven? Aber wie halten die?“

„Wir legen die Dosen in Öl, dadurch vermeiden wir, dass sie schnell durchrosten. Manchmal haben wir Pech und der Inhalt ist trotzdem verdorben, aber meistens haben wir Glück. Bisher haben wir keine bessere Methode gefunden.“

Stefan stellte zwei öltriefende Dosen ohne Etiketten auf den Tisch und bearbeitete sie mit einem Dosenöffner, von dem ebenfalls das Öl tropfte. „Ravioli! Na, wann hattet ihr zuletzt so ein gutes Frühstück?“ verkündete er. Er roch am Inhalt der Dose, steckte dann einen Finger in die Tomatensoße und leckte ihn ab. „Scheint ok zu sein. Mal sehen, was in der anderen ist.“ Er setzte den Dosenöffner an. „Leider haben sich die Etiketten abgelöst. Wollen wir hoffen, dass etwas Passendes dabei ist.

Gestern hatten wir Sauerkraut mit eingelegten Pfirsichen. Hah! Nochmal Ravioli!“ Er schnüffelte wieder, leckte am Finger. „Ebenfalls gut. Heute scheint ein echter Glückstag zu sein!“

Stefan stellte die Dosen direkt auf einen Campingkocher. „Wir haben nicht mehr viel Gas, trotz dass wir sehr sparsam sind.“ Er drehte die Regler auf, aber die Flammen blieben klein. Roland lief das Wasser im Mund zusammen.

Schließlich war das Essen fertig. Die drei aßen schweigend, obwohl Roland etliche Fragen auf der Zunge lagen. Er und Marion – Angelika? – zündeten sich anschließend Zigaretten an. Stefan rauchte nicht. Er holte eine Kanne voll Wasser am Bach. Als er wieder hereinkam, fiel Roland auf, dass Stefan einen etwas staksigen Gang hatte. Sein rechtes Knie schien steif zu sein.

Angelika – er würde sich nicht so schnell daran gewöhnen – begann zu erzählen: „Also, Roland, ich heiße tatsächlich Angelika. Angelika Waldow. Unter diesem Namen stehe ich auch in den Fahndungslisten des Bundeskriminalamts.“

„Fahndung? Aber…“

„Pass auf. Ich erzähle dir jetzt meine Geschichte. Wenn du dann noch Fragen hast, stell sie. Aber es ist, denke ich, einfacher, wenn ich dir alles erst mal erzähle.“

„Ok.“

„Ich war schon zu meiner Schulzeit politisch recht engagiert. Diverse linke Gruppen, was halt auf dem Gymnasium so angesagt war. Es gab beispielsweise den KBW – den Kommunistischen Bund Westdeutschland – und noch eine Menge anderer Gruppierungen, die ich mittlerweile nicht mehr namentlich zusammenkriege. Es gab auch noch ein paar DKPler, wobei sich mein Kontakt mit denen allerdings eher darauf beschränkte, sie als Revisionisten zu bezeichnen. Frag mich nicht, wieso – damals wusste ich es jedenfalls noch nicht.

Es war zu der Zeit, als in Italien Aldo Moro ermordet wurde. In einem Artikel in der Schülerzeitung hatte irgend jemand darüber gewitzelt, dass einige Schüler einen Tabak namens Moro rauchten, diese aber mit der Sache vermutlich nichts zu tun hätten. Darauf wurde die betreffende Ausgabe von der Schulleitung verboten.

Es war auch die Zeit dessen, was man später als den Deutschen Herbst bezeichnete. Du wirst dich erinnern. Schleyer wurde damals entführt, man fand seine Leiche einige Zeit später in Mulhouse im Kofferraum eines Autos.

Für mich, wie für einige andere, war dieser Staat auf dem Weg in den Faschismus. Immerhin, Schleyer war ja nicht irgendeine Figur in diesem Staat, also irgendein unwichtiger Hinterbänkler im Bundestag oder ein drittklassiger Gewerkschaftsbonze, sondern immerhin Arbeitgeberpräsident. Der Chefausbeuter der Ausbeuterchefs, gewissermaßen.

Da er ein hohes Tier bei der SS gewesen war, war mein einziger Gedanke damals ‚na ja, wieder eins von diesen Schweinen weniger‘. Nicht sehr differenziert, zugegeben. Allerdings war ich damals auch erst sechzehn. Na ja, und von diesem Standpunkt aus gesehen, hätte es natürlich noch eine Menge anderer umzulegen gegeben. Filbinger zum Beispiel, der als Marinerichter noch in den letzten Kriegstagen Todesurteile über Deserteure gefällt hatte. Als die Sache später, als er Ministerpräsident von Baden-Württemberg war, herauskam, wollte er von nichts mehr wissen. Und als er sich schließlich nicht mehr herausreden konnte, meinte er ‚was damals Recht war, kann heute nicht Unrecht sein‘. Das war für mich der Gipfel des Zynismus.

Aber ich habe damals nicht mehr gemacht, als mit ein paar Leuten abzuhängen, die eine Menge heißer Luft produzierten, so in der Art von ‚jetzt lasst uns mal die Revolution planen‘. Ich habe Flugblätter verteilt und mich an Demo-Aufrufen beteiligt, das Übliche also, was damals fast jeder machte. Die Namen könntest du vermutlich in diversen Akten vom Verfassungsschutz finden – oder bei der Stasi, was das betrifft.

‚Wie stellst du dir die Revolution eigentlich vor?‘ habe ich mal jemanden gefragt. ‚Mit vorgehaltener Waffe den Bundestag stürmen?‘ Er sagte: ‚Ich bin Pazifist. Aber wenn die auf uns schießen, werden wir natürlich nicht untätig zusehen.‘

‚Und du meinst, es wird einen entsprechenden Rückhalt in der Bevölkerung geben?‘ Weißt du, was er sagte? ‚Manchmal muss man halt die Leute zu ihrem Glück zwingen.‘ Und ich habe ganz cool dazu genickt. Scheiße.

Es war allerdings doch recht erstaunlich, dass solche Gruppen wie die RAF aber doch eine Art

klammheimlicher Freude in der Bevölkerung auszulösen schienen. Offiziell verurteilte man so etwas natürlich. Aber so im kleinen Kreis, meist nach ein paar Bieren, hieß es dann: ‚Um die Typen, die die umgelegt haben, ist es ja nicht schade. Aber dass da Unschuldige wie Fahrer oder der Personenschutz mit dran glauben müssen, ist schon eine Sauerei.'"

„Das ist richtig," warf Roland ein. „Ich erinnere mich, wie mein Vater einmal sagte, ‚für solche Typen bräuchte man nochmal die RAF', als er sich über einen Politiker im Fernsehen aufregte. Aber entschuldige, ich wollte dich nicht unterbrechen."

„Richtig, da gab es durchaus entsprechende Stimmungen.

Jedenfalls habe ich nach dem Abitur mit dem Studium angefangen. Germanistik. Ich wollte Journalistin werden, so in Robin-Hood-Manier, wie die Jungs damals in den USA, die den Watergate-Skandal aufdeckten und damit den Sessel von Richard Nixon angesägt hatten. *I am not a crook*, hatte er damals gesagt. Er war halt ein schlechter Lügner.

Das Studium lief solala, die Materie war doch etwas trockener, als ich ursprünglich gedacht hatte. Obwohl ich damals eine Menge gelesen hatte, das ich nicht missen möchte.

Ich lernte dann ein paar Leute kennen, die es ‚denen da oben mal richtig zeigen' wollten. Die RAF agierte ja nicht mehr im großen Stil, und es gab einige, die daran zweifelten, dass sie überhaupt noch existierte.

Bei den Typen von den K-Gruppen, wie man das so schön nannte, mit denen ich in der Schule rumhing, gab es nur eine Menge leeres Gerede. Mal 'ne Demo oder ein paar Flugblätter, dann war das gesellschaftliche Gewissen wieder beruhigt. Aber diese Typen von der Uni wollten Ernst machen. Störaktionen gegen staatliche Einrichtungen. Das klang einigermaßen harmlos, so ein bißchen nach kreativer Unruhe. Nichts, wo jemand dabei zu Schaden kommen konnte. Wir planten zum Beispiel, eine Autobahn zu blockieren.

Eines Abends meinte einer, wir würden mit solchen Kinkerlitzchen nicht weiterkommen. Sagt dir der Name Kurt Rehbein etwas?"

„Ja, da läutet irgendwo eine Glocke. Hilf mir mal auf die Sprünge."

„Der Sprengstoffanschlag auf den Neubau des Kreiswehrersatzamts in Karlsruhe."

„Richtig, ich erinnere mich. Das muss aber schon einige Jahre her sein. 85, 86?"

„87. Dritter September 87, um genau zu sein. Das mit den Kinkerlitzchen stammte von Kurt, und an jenem Abend brachte er auch den Vorschlag, das Kreiswehrersatzamt in die Luft zu jagen. Ich war einigermaßen erschrocken, denn das fand ich nun doch eine Nummer zu groß. Eine Autobahn blockieren, das war eine Sache. Aber ein Gebäude zu sprengen – das war ja nun doch schon regelrecht kriminell. Ich habe mir nichts anmerken lassen, vielleicht dachte ich auch noch, dass ja nichts so heiß gegessen wird, wie es gekocht wird.

Wir trafen uns etwa eine Woche später wieder. Kurt hatte einen befreundeten Chemiestudenten mitgebracht. Er hieß Simon Heise."

„Oh ja, dessen Gesicht konnte man auch öfter auf dem Steckbrief im Postamt bewundern."

„Ja. Von mir hingen da glücklicherweise nie Fotos. Aber mein Name stand da freilich immer mit drunter.

Simon hatte die Angelegenheit stets von einem rein technischen Standpunkt aus betrachtet. Der politische Anteil an der Sache interessierte ihn, würde ich heute mal sagen, so gut wie nicht. Er war Techniker, nicht mehr, nicht weniger. Es war nur der Job als solcher, der ihn faszinierte. Die Konsequenzen waren ihm ziemlich egal. Er erging sich eine halbe Stunde in technischen Details, zudem hatte er auch ein bißchen Ahnung von Gebäudestatik. Nicht genug, um einem Architekten gegenüber angeben zu können, aber immerhin soviel, um ein Gebäude flachzulegen. Er hatte berufsbedingt auch die Möglichkeit, um an die benötigten Chemikalien zu kommen. Das meiste war wohl, für sich betrachtet, recht harmlos, aber die richtige Mischung würde das Zeug zur Bombe machen. Er machte auf einem Notizzettel Skizzen, wie er sich die Zündung vorstellte, und als er den Zettel anschließend im Aschenbecher verbrannte, wurde mir klar, dass es nun wirklich brenzlig wurde. Das war kein Geschwafel mehr, keine hohlen Phrasen.

War es nicht genau das, wonach ich nach all dem Geschwätz gesucht hatte? Offenbar nicht, den mir ging nun die Muffe. Am nächsten Abend bin ich nicht mehr erschienen, ich bin auch allen Beteiligten gründlich aus dem Wege gegangen.

Du fragst dich vielleicht, weshalb ich trotzdem auf der Fahndungsliste stehe und weshalb ich unter falschem Namen gelebt hatte.

Das Kreiswehrersatzamt lag nach dem großen Knall nicht in Schutt und Asche, wie es ursprünglich geplant war. Ich weiß nicht, wie gut du dich erinnerst, aber die Schäden am Gebäude waren geringfügig, das meiste war nach zwei, drei Tagen behoben. Lediglich eine oder zwei Trennwände aus Gipsplatten musste neu eingezogen werden.

An jenem Abend, als Simon uns die Details des Anschlags präsentierte, hatte er noch einen Bekannten dabei, der mit uns zusammenarbeiten wollte. Er stellte sich als Bernhard vor, und offenbar kannten Simon und Bernhard sich noch nicht allzu lang. Bernhard hatte irgendein Augenleiden, jedenfalls trug er ständig eine getönte Brille.

Später, als der offizielle Teil beendet war, versuchte Bernhard, mich anzubaggern. Ich muss zugeben, dass er mir nicht sehr sympathisch war, weswegen ich ihm eine ziemlich deutliche Abfuhr erteilte. Den Rest des Abends lag seine Laune daher nur unwesentlich über dem Gefrierpunkt.

Er war auch derjenige, der dafür sorgte, dass der Anschlag – zumindest von Simons Standpunkt aus – in die Hose ging. Er hatte wohl noch mehr Ahnung vom Bombenbasteln als Simon. Übrigens hieß Bernhard auch nicht Bernhard."

Roland spürte ein Frösteln. „Norbert Seifert. Richtig?"

„Volltreffer. Es war Norbert Seifert. Der Mann von der anderen Seite. Dummerweise war er aber nicht der einzige Grund, dass ich untertauchen musste. Die anderen Jungs hatten mich im Verdacht, dass ich meine Finger im Spiel hatte, als die Sache schiefging. Ich saß also zwischen allen Stühlen. Es war ausgerechnet Uli Borkamp, der mir aus der Klemme half."

Roland pfiff leise durch die Zähne. Uli Borkamp, nicht gerade Staatsfeind Nummer Eins, aber geistiger Kopf der Antiimperialistischen Widerstandsgruppe, später der Chef der Gruppe Roter Juni. Keiner der ganz Großen, aber immerhin hing in den Postämtern ein eigenes Konterfei von ihm. Ende der Achtziger war er angeblich untergetaucht; der Verfassungsschutz vermutete ihn in Libyen.

„Uli lebte in der DDR." fuhr Angelika fort. „Er hat den Jungs von der Stasi vermutlich einen Bluterguss ans Trommelfell geredet. Jedenfalls war ich dadurch in der Lage, den umgekehrten Weg zu gehen. Die meisten DDRler wollten in den Westen, ich bin in den Osten rüber. Nicht, dass ich von den Verhältnissen begeistert gewesen wäre, aber immer noch besser, als in der BRD in die Mühlen der Justiz zu geraten – oder in die meiner ehemaligen Kampfgenossen.

Na ja, der Rest war halt so richtig krimimäßig, neue Identität, neue Frisur und in der Straße, in der ich wohnte, standen immer irgendwelche Volvos mit Typen drin, die den ganzen Tag Zeitung lasen. Aber im großen und ganzen hatte ich meine Ruhe, auch wenn ich manchmal überlegte, ob die Jungs einmal noch mein gebrauchtes Klopapier aus der Kanalisation fischen würden. Immerhin – ich besaß wenigstens Klopapier…

Ich hatte ja erst mal Schiss, dass die mir mit 'ner Gesichtsoperation oder so kommen würden. Aber die hielten ihren Staat wohl für so sicher, dass sie das nicht für notwendig hielten.

Als die DDR ihren Geist aufgab, sind etliche Leute aufgeflogen. Nicht alle allerdings. Sowohl Uli als auch ich sind unbehelligt wieder in den Westen gekommen. Ich denke, Uli war eine ausreichend große Nummer, der konnte seine Verbindungen ausspielen. Soviel ich weiß, ist er eine Weile in Südamerika untergetaucht. Ich hingegen war wohl ein zu kleines Licht; ich bin durch die Maschen von Grenz-, Verfassungs- und sonstigem Schutz gefallen."

„Ich dachte immer, Südamerika sei nur für irgendwelche Altnazis attraktiv. Bormann und Konsorten."

„Tja, mag sein. Ich habe mich letztlich für den Schwarzwald anstelle des Urwalds entschieden und an verschiedenen Orten unter verschiedenen Namen gelebt, bis ich schließlich deine Nachbarin wurde."

„Und was wurde aus Uli? Haust der immer noch im Urwald?"

„Dazu wollte ich noch kommen. Ich habe herausgefunden, dass er hier in der Nähe lebt. Nachdem ich wieder hierhergekommen war, war er der Ansicht gewesen, es sei sicherer, wenn wir uns nicht mehr sehen würden. So hatten wir uns aus den Augen verloren.

Du kennst doch das alte Observatorium auf dem Großen Tann?"

„Ja. Da bin ich aber seit Jahren nicht mehr gewesen. Als ich ein Kind war, gab's da noch Vorführungen. Aber dann ist denen wohl das Geld ausgegangen."

„Ja, möglich. Jedenfalls ist dort in der Nähe ein kleines Haus, eine ehemalige Waldarbeiterunterkunft. Dort wohnt Uli. Womit wir also beim Thema wären."

„Aha." meinte Roland, der immer noch nicht wusste, worauf das alles hinauslaufen sollte. Angelika schwieg. Sie schien nachzudenken. Stefan blickte zwischen den beiden hin und her. Roland stand auf und schaute aus dem Fenster. Hohenbrück bot einen fast schon surrealistischen Anblick. Roland drehte sich ob des deprimierenden Anblicks wieder um und holte seinen Tabak hervor. Eigentlich wollte er etwas sparsamer sein, aber schließlich hatte er gestern den ganzen Tag nicht geraucht, und außerdem wusste er dann wenigstens, wo er seine Hände lassen sollte.

Stefan schien sich ganz heraushalten zu wollen.

„Dir ist klar, was da draußen vor sich geht?" fuhr Angelika unvermittelt fort.

„Äh, ich denke schon." erwiderte Roland einigermaßen verblüfft. „Die Scheiße zerfällt uns unterm Arsch."

„Das hast du sehr schön ausgedrückt. Aber ich meinte eigentlich etwas anderes. Das ganze Militär, das hier herumrennt. Diese Mordaktion nachts auf der Baustelle."

Das war Rolands wunder Punkt. Er war ziemlich abgestumpft, das glaubte er zumindest. Er hatte in den letzten paar Monaten mehr gesehen als in seinem ganzen Leben zuvor. Aber jene Nacht versuchte er zu verdrängen. Er drehte sich wieder zum Fenster, ohne die Ruinen draußen tatsächlich wahrzunehmen.

„Wir müssen etwas tun!"

Roland drehte sich wieder um und versuchte, gedanklich zu folgen.

„Ich meine, wenn es einen Zeitpunkt zum Kämpfen gegeben hat, dann jetzt. Gegen die militärische Willkür. Gegen den bewaffneten Terror gegen die Bevölkerung. Das Militär muss Nahrungsmittelreserven haben, die der Bevölkerung zustehen!" Angelika geriet fast außer Atem.

Roland starrte sie fassungslos an: „Ist das dein Ernst?"

Jetzt war es an Angelika, fassungslos dreinzublicken.

Roland suchte nach Worten: „Ich meine… also… wo waren wir denn die letzten zehn, fünfzehn Jahre?"

„Was meinst du?"

„Schau dich doch um. Alles geht den Bach runter. Alles ist im Arsch. Die Städte, die gesamte Infrastruktur. Die Natur. Auch wir Menschen. Scheiße, ich meine, wir sind Mitte dreißig und keuchen durch die Gegend wie Siebzigjährige. Die Leute verrecken wie die Fliegen. Und du willst hier einen Kampf anzetteln, weil hier ein paar abgerissene Uniformierte mit Lkw-Wracks durch die Gegend fahren? Die Waffen haben, die ihnen bei der erstbesten Gelegenheit selbst um die Ohren fliegen?

Vor ein paar Monaten, ok, da hätte das vielleicht noch Sinn gemacht. Aber sei doch mal ehrlich: Wie willst du kämpfen? Und gegen wen? Willst du die Laster mit Steinen bewerfen? Wer sitzt denn überhaupt am Ruder? Gibt es denn noch so etwas wie eine Befehlsgewalt? Entschuldige, aber ich habe den Eindruck, dass die Jungs in den letzten Wochen nur noch ziellos mit ihren rostigen Eimern durch die Landschaft fahren!"

„Bist du blind? Hast du die Kämpfe in der Stadt nicht mitbekommen? Verdammt, ich war dabei! Hast du überhaupt eine Ahnung, was so ein Molotow-Cocktail gegen einen Panzer ausrichten kann?"

„Ich weiß. Ich habe dich sogar dabei gesehen. Aber ist dir eigentlich nicht aufgefallen, dass sich die Welt praktisch täglich ändert? Dass nichts, aber auch gar nichts Bestand hat? Ja, vor ein paar Wochen hatten sie noch einige fahrtüchtige Panzer. Weißt du, wie die Situation heute aussieht?

Ich gehe sogar noch einen Schritt weiter: Bevor die Kacke endgültig zu dampfen anfing, hatten wir einiges am Hals. Millionen Arbeitslose. Geheimdienste, die völlig unverfroren berichteten, wie sie die Bevölkerung überwachten – von Omas Telefon bis zum Internet. Die zunehmende Monopolisierung von Medien und Technologien. Kürzungen von Mitteln im Sozial- und Bildungsbereich. Eine medizinische Versorgung, die immer stärker vom Einkommen abhängig wurde – kein Geld, keine Gesundheit. Großkonzerne, die trotz gigantischer Gewinne völlig legal keine Steuern zahlten, weil sie mal eine Zeitlang Verluste eingefahren hatten.

Scheiße, ich kannte mal einen Handwerksmeister, dem es zwei Jahre lang ziemlich übel ging und der Schulden bis zum Abwinken machen musste. Als es bei dem wieder einigermaßen lief, glaubst du, das Finanzamt hätte dem gesagt, ‚na, guter Mann, zahlen sie halt mal ein paar Jährchen keine

Steuern‘? Pustekuchen! Hätte der nicht ein Drittel seiner Aufträge schwarz abgewickelt, wäre er pleite gegangen!

Zunehmende Gewalt. Obdachlosigkeit. Ausländerhass. Umweltverschmutzung. Personenkontrollen ohne begründeten Verdacht auf Flughäfen und Bahnhöfen wie in einem Polizeistaat. Maschinenlesbare Autokennzeichen. Bewegungsprofile von Handy-Nutzern.

Jahrelang wurden mit Wissen von Regierungsstellen verstrahlte Brennstoffbehälter von Atomkraftwerken durch unser Land gefahren. *Alles vollkommen harmlos*, hieß es dann, wie üblich, wenn so etwas dann doch einmal herauskommt. Auch Tschernobyl war anfangs *vollkommen harmlos*. Ha!

Der Brandt, der Schmidt, der Wehner – denen magst du einiges vorwerfen können, aber nicht, dass sie nicht noch ein Minimum an Anstand, an Stil besessen hätten. Aber spätestens seit Barschels Ehrenworterklärung musste doch dem Letzten klargeworden sein, wie wir alle über den Tisch gezogen wurden!

Und die globale Situation? Klimaveränderung. Kriege – selbst hier, mitten in Europa! Milliarden von Menschen – weißt du, wie viele von denen vor Hunger krepiert sind? Und zwar, bevor die Kacke hier losging!

Jedes Jahr siebzig oder achtzig Millionen Menschen mehr – und ein alter Mann im Vatikan sieht die lieber verrecken, als dass er Verhütungsmittel dulden will!

Wo Geschäfte gemacht werden konnten, wurde großzügig übersehen, wie Menschenrechte mit Füßen getreten wurden. Geltungssüchtige Länder der dritten Welt protzten mit ihren Atombomben. Wo man auch hinsah, hätte einen das kalte Grausen packen müssen! Weißt du, wie viele Kinder in den vergangenen Jahren von Minen verstümmelt wurden?

Und? Was haben wir getan? Haben wir gekämpft? Sind wir gegen das Unrecht und die Gewalt auf die Straße gegangen?

Ich sage dir, was wir getan haben, wir alle zusammen: Wir sind auf unseren Ärschen gesessen und haben uns im Kabelfernsehen den ganzen Mist in den Nachrichten angeschaut. Und in den Werbepausen haben wir die Köpfe geschüttelt und gesagt ‚Nein, was für ein Elend!‘ Wir, die wir unseren Alten immer vorgeworfen haben, sie bekämen den Arsch nicht hoch! Wo waren denn unsere Ideale? Wo war denn die bessere Welt, die wir schaffen wollten?

Oh, freilich, wir hatten ein gutes Gewissen, wir hatten ja auch immer brav *Imagine* gesungen, wenn wir in den Achtzigern mal am Wochenende auf eine Friedensdemo gingen, nicht wahr? Wir, die Gutmenschen, die wir stolz darauf waren, in einem demokratischen Land nicht als Faschisten aufgewachsen zu sein; wir, die wir uns für besser hielten als unsere Eltern und Großeltern!

Oh, und als die Neunziger angingen, war leider immer unser Terminkalender zu voll, um uns zu engagieren. Aber immerhin waren wir ja echt sowas von betroffen, nicht wahr?

Und jetzt, jetzt, da alles am Verrecken ist, willst du die große Revolution anzetteln?“ Nun war Roland außer Atem geraten.

Stefan fixierte einen imaginären Punkt in der Zimmerecke.

Angelika holte zum Gegenschlag aus: „Und du? Willst du einfach darauf warten, bis du selbst tot umfällst? Ja? Weißt du was? Dann bist du bereits tot! Ich für meinen Teil werde jedenfalls noch etwas Sinnvolles tun!“

„Anders ausgedrückt: Es geht dir eigentlich gar nicht um irgendeine Mission, sondern darum, dem Rest deines Lebens noch so etwas wie einen Sinn zu verpassen!“

Angelikas Augen wurden zu Schlitzen. Roland ging zur Tür. „Entschuldige mich, ich gehe mal eben raus. Ich brauche frische Luft.“

Natürlich war die Luft draußen nicht besser, aber Roland war wenigstens für einen Moment allein.

Gegen einen funktionierenden Staat zu kämpfen, war ein Risiko gewesen. Egal, ob es sich um einen totalitären oder einen demokratischen Staat gehandelt hatte. Dazu hatte Angelika nie wirklich den Mut besessen. Jetzt, da sie nichts mehr zu verlieren hatte, fiel ein solcher Entschluss natürlich erheblich leichter. Rein rational musste ihr klar sein, dass sie ja letztlich auch nichts zu gewinnen hatte. Andererseits…

Stefan trat ebenfalls ins Freie. „Wenn ich dich störe…“

„Nein, nein, schon ok.“

„Weißt du, ich denke, du hast recht.“
„Schön.“
„Angelika hätte mich ja auch gerne eingespannt. Ich habe natürlich abgelehnt. Aber aus einem anderen Grund, als du vielleicht denkst. Vor elf Jahren habe ich bei einem Motorradunfall das rechte Bein knapp unterhalb des Knies verloren. Ich lernte wieder zu gehen, und glaub mir, wer mich nicht kannte, hat nicht mitgekriegt, dass ich eine Prothese habe. Aber das Teil hier“ – er klopfte mit der flachen Hand auf sein rechtes Bein – „taugt nichts mehr. Ich bin froh, wenn ich mich noch halbwegs ums Haus bewegen kann.“
„Wenn ich ehrlich bin, mir kam da eben so ein Gedanke…“
„Sprich dich aus. Ich vermute mal, dass ich dich sehr gut verstehen kann.“
„Sich Angelika anzuschließen, liefe vermutlich nur darauf hinaus, so zu tun, als täte man etwas Sinnvolles.“
„Möglicherweise. Und die Alternative erscheint dir vermutlich weniger verlockend?“
„Ist es wirklich sinnlos, gegen Unrecht zu kämpfen? Auch wenn die Erkenntnis, zugegebenermaßen, etwas spät kommt? Aber egal, sparen wir uns die Ausreden. Wie lange würdest du uns noch geben? Ein paar Monate?“
„Vielleicht. Im günstigsten Fall.“
„Angenommen, vor zehn Jahren hätte dir dein Arzt erzählt, du hättest Krebs und nur noch ein paar Monate zu leben. Was hättest du getan? Dich hingesetzt und gewartet, bis der Sensemann anklopft?“
„Na, ich schätze, ich hätte nochmal so richtig abgelebt. Gereist, einen losgemacht, ein paar Frauen flachgelegt… so in der Richtung.“
„Eben. Und aus der Perspektive ist die Sache ja vielleicht gar nicht so abwegig. Erinnerst du dich an Bungee-Jumping?“
„Ja, sicher. Der ideale Sport für Leute, die keine Herausforderung im Leben mehr spürten.“
„Genau. Und die haben sie sich dann künstlich geschaffen. Sind mit Schlauchbooten Skipisten runtergebrettert und all so Zeug.“
„Ja, und mit Turnschuhen auf Himalaja-Expedition…“
„… und Weltrekorde im Rückwärtslaufen. Das Guinness-Buch der Rekorde ist ja zur reinen Dokumentation solchen Schwachsinns verkommen.“
„Und auf Mallorca haben sie Sangria aus Eimern gesoffen.“
„Lach nicht so dreckig. Ich war da mal dabei!“
„Ballermann forever! Ok, lass uns wieder reingehen. Wenn ich zu lange stehe, schmerzt der Stumpf.“
Roland zog die Tür hinter sich zu und sagte: „Hätte ich nicht gedacht, dass ich auf meine alten Tage noch als Terrorist enden würde.“ Stefan runzelte die Stirn: „Lass das nicht Angelika hören. Offiziell heißt das Freiheitskämpfer.“

Norbert Seifert setzte die Brille ab und rieb sich seine ermüdeten Augen. Sie wurden immer schwächer, und er hatte keine Möglichkeit, sich stärkere Gläser zu beschaffen. Das Tageslicht schien auch täglich greller zu werden, aber er hatte keine Ahnung, ob dies mit der Sonne zusammenhing, von der er den Eindruck hatte, dass sie sich jeden Tag auszudehnen schien, oder ob es an seinen empfindlicher werdenden Augen lag.

Ohnehin schien alles schiefzulaufen. Er hatte einen verdammten Fehler begangen, und in seinem Job waren Fehler unverzeihlich. Er hatte keinen Kontakt mehr zu seinen Vorgesetzten, was unter anderem hieß, dass er von jeglichen Informationen abgeschnitten war. Alles, was er besaß, waren verblasste Aktennotizen auf brüchigem Papier, das dazu neigte, ihm unter den Fingern zu zerfallen. Unschlüssig drehte er die Lupe in den Händen herum.

Dass er es nicht geschafft hatte, diesen Typen umzulegen, war sein Fehler gewesen, eine Verkettung von ärgerlichen Zufällen; diese Angelika hingegen schien ihm stets einen Schritt voraus zu sein. Offensichtlich war sie cleverer, als er zunächst vermutet hatte. Seit damals, bei der Sache mit dem Kreiswehrersatzamt, schien sie sich tatsächlich etwas weiterentwickelt zu haben.

Verdammt, er hätte ja nur zu gerne ein Rohr bei ihr verlegt, aber dieses prüde Stück hatte ihn ja nicht ranlassen wollen. Nun, vielleicht ergab sich ja nur allzubald eine neue Gelegenheit. Diesesmal würde sie sich nicht weigern. Er würde ihr einen netten kleinen Abschiedsfick verpassen, bevor er sie abservierte.

Der Gedanke daran motivierte ihn. Er setzte die Brille wieder auf und zog vorsichtig die Papiere zu sich her. Angelika Waldow hatte noch einen Bekannten gehabt. Leider gab die entsprechende Aktennotiz nicht mehr viel her, das Blatt bestand nur noch aus Bruchstücken, die Seifert wie ein Puzzle zusammengesetzt hatte. Leider fehlte immer noch der größte Teil. Er hatte eine Glasplatte auf die Fragmente gelegt, die jedoch die unangenehme Eigenschaft besaß, zu reflektieren, was die Sache nicht erleichterte. Das meiste, was er den Resten des Dokuments entnommen hatte, waren nebensächliche Details. Allerdings hatte sich der Vorname herauskristallisiert; es musste sich um einen gewissen Stefan handeln. Der Nachname endete auf idt. Schmidt? Vermutlich, wenn es ein deutscher Nachname war. Aber wo lebte der Kerl? Der Ortsname begann mit Ho. Grandios! Im Umkreis von fünfzig Kilometern – das war vermutlich der Raum, in dem er zu suchen hatte – gab es bestimmt ein halbes Dutzend Orte, die mit Ho begannen. Stefan – Schmidt? – war in einer Gastwirtschaft namens Rebstock observiert worden. Vielleicht ließ sich damit etwas anfangen.

Früher hatte man eine Adressbuch-CD in den Computer geschoben, dann wäre die Sache mit ein paar Mausklicks erledigt gewesen. Jetzt hieß es, modrige Adressbücher zu wälzen, aus denen beim Aufschlagen Schimmelwolken aufstiegen. Vermutlich hatten die Schimmelpilze schon das Besteck abgegeben, da sie ihr Werk nicht vollendet hatten. Nicht einmal auf den Verfall war mehr Verlaß.

Seifert musste bei seiner Recherche öfter pausieren, damit sich seine Augen wieder erholten. Zudem begann es zu dämmern, so dass er schließlich aufhören musste. Immerhin, einen *Rebstock* in Hochheim hatte er schon gefunden.

Roland lag wach in seinem Bett und lauschte den Geräuschen des Hauses. Zum einen war es trotz der Daunendecke recht kühl – er trug nur eine Unterhose, beziehungsweise das, was noch davon übrig war –, zum anderen gingen seine Gedanken ständig auf Wanderschaft.

Was für eine verrückte Zeit! Freiheitskämpfer! Das hätte gut geklungen in einer Zeit, als es tatsächlich ein Risiko gewesen wäre, für irgendwelche Ziele in den Untergrund zu gehen. Der Widerstand zwischen 1933 und 1945 beispielsweise. Im Nachhinein war damals natürlich jeder gegen Hitler gewesen. Roland fragte sich, wie es unter diesen Umständen möglich war, dass Hitler in der letzten freien Wahl rund ein Drittel der Stimmen auf sich vereinigen konnte und woher die NSDAP ihre fünfzehn Millionen Mitglieder gehabt hatte.

Selbst die RAF und ähnliche Gruppierungen, mit deren Zielen sich Roland nun wirklich nicht identifizieren konnte, waren hohe Risiken eingegangen. Angelika hatte vor der letzten Konsequenz zurückgeschreckt, was an und für sich löblich war. Die Ursache lag allerdings wohl weniger darin, dass sie grundsätzlich den bewaffneten Kampf gegen die Bundesrepublik abgelehnt hatte, sondern aus Furcht vor dem persönlichen Risiko. Jetzt, wo sie nichts mehr zu verlieren hatte und auch die Gefahr eher gering war, Konsequenzen erleiden zu müssen, kramte sie die alten Parolen wieder vor.

Wer war denn der Gegner? Eine immer kleiner werdende Anzahl Soldaten mit einer Bewaffnung, die täglich mehr zum Witz wurde und die scheinbar ziellos mit einem schrumpfenden Bestand an Fahrzeugen über Straßen holperten, gegen die jeder Feldweg eine Autobahn war?

Eine Führung, von der niemand wusste, ob sie noch bestand und die praktisch keine Kommunikationsmittel mehr besaß?

Womit wollte Angelika den Kampf führen? Vor ein paar Wochen hätte man noch Benzin für Molotow-Cocktails auftreiben können, aber jetzt hatte man möglicherweise schon Probleme damit, leere Flaschen aufzutreiben. Sollte man die Mannschaftswagen mit Steinen bewerfen?

Nein, dieses Problem – falls es überhaupt noch eines war – würde sich von allein lösen. In drei, vier Wochen würden die Straßen so desolat sein, dass ein Lkw kaum noch durchkommen würde, falls dann überhaupt noch einer fahrtüchtig wäre. Um die Handvoll Panzer, die es bis dahin noch schaffen mochten, brauchte man sich dann auch keine Gedanken mehr zu machen. Vielleicht ging ihnen auch der Treibstoff aus, bevor die Fahrzeuge endgültig zusammenbrachen.

So gesehen, machte sich Roland keine Sorgen darum, ob es überhaupt zu irgendeinem Einsatz käme. *Wie wäre es mit Sabotage?* fuhr es Roland durch den Kopf, und er hätte fast laut losgelacht.

Nein, die ganze Geschichte war eine wunderbare Beschäftigungstherapie, die einen davon abhielt, zuviel über den Tod nachzudenken. Und abgesehen davon: Die letzten Monate hatten zwar ihre Spuren bei Angelika hinterlassen, aber nichtsdestotrotz war sie immer noch eine attraktive Frau. Und da wohl zwischen ihr und Stefan nichts lief… Himmel nochmal, trotz allem war ihm schließlich nicht der Schwanz abgefallen.

Ja, die Sache war wirklich besser, als sich irgendwo hinzusetzen und zu warten, bis man tot umfiel.

Die Decke hielt ihn nun ein wenig warm. Die Augenlider wurden schwer. Die Gedanken fielen auseinander, verwickelten sich aufs neue, bildeten absonderliche Knäuel, gebaren wirre Assoziationen.

Beim Knarren der Tür war er aber wieder schlagartig hellwach. Er öffnete die Augen, aber die Dunkelheit war nahezu vollkommen. Schritte tapsten zu seinem Bett, die Decke wurde gehoben und Angelika kuschelte sich zu ihm. Sie war nackt, was Roland mit Herzklopfen feststellte. Er nahm sie in den Arm. Sie fühlte sich anders an, Roland konnte ihre Rippen spüren. Sie hatten beide etliche Kilo abgenommen. Roland streifte den Fetzen seiner Unterhose herunter.

Beide waren weder besonders sauber, noch rochen sie besonders gut, aber es spielte keine Rolle. Ohnehin gehörten sie noch einer Generation an, für die Sex keine klinische, sterile Angelegenheit war.

Rolands Hand glitt über ihren Bauch nach unten zu ihrem dichten Busch. Sein Mittelfinger schob sich zwischen ihre Schamlippen und massierte ihre Klitoris. Das Bett, für solche Belastungen nicht mehr tauglich, knarrte unheilverkündend. Angelika spreizte ihre Beine, und Roland legte sich zwischen sie. Sanft drang er in sie ein, und in diesem Moment existierte nichts mehr außer ihnen beiden. Die Erde starb in einem anderen Universum.

Norbert Seiferts Augen brannten. Mühsam stand er auf und wankte zum Fenster. Es war erst Vormittag, aber die Sonne knallte riesig und heiß vom Himmel. Zu groß. Viel zu groß.

Unten, auf dem Hof der Kaserne kümmerten sich zwei Soldaten um Seiferts Mercedes. Sie mussten inzwischen bereits das halbe Fahrzeug durch Ersatzteile ausgewechselt haben. Aber der Sieger dieses Kampfes stand schon fest: die Zeit. Für jedes sorgfältig in Motorenöl konservierte Teil verreckten im Laufe des Tages zwei andere, egal, wie weit Seifert fuhr. Und heute gedachte er weit zu fahren, weswegen die Inspektion noch sorgfältiger als sonst ausfiel.

Zwei dutzend Soldaten lebten noch in der Kaserne, der ranghöchste war ein junger Leutnant, der Mitte Zwanzig war. Hohläugige, bleiche Gestalten, deren Lumpen nur noch wenig Ähnlichkeit mit Uniformen aufwies. Zweitausend Mann hatte die Garnison einst umfasst. Die meisten waren entweder tot oder desertiert. Der Leutnant machte den Eindruck, als sei ihm das alles egal. Um Seifert machte er einen Bogen. Er hielt ihn für wahnsinnig, und mit dieser Einschätzung war er möglicherweise gar nicht weit von der Wahrheit entfernt. Nichtsdestotrotz war er Seifert unterstellt, so zumindest hatte der letzte Befehl gelautet. Es war tatsächlich der letzte Befehl gewesen, den er erhalten hatte. Seither waren alle Verbindungen zu anderen Dienststellen und Vorgesetzten abgeschnitten gewesen.

Der verbliebene funktionsfähige Fuhrpark der Garnison umfasste zwei 28-Tonnen-Lkws, drei Panzer sowie drei oder vier Geländewagen. Der Rest lagerte, nachdem man die wenigen noch funktionstüchtigen Teile ausgebaut hatte, in einer Ecke des weiträumigen Kasernengeländes und zerfiel. Gelegentlich fuhren ein paar Mann Streife in den Trümmern der Stadt, aber auch diese Patrouillenfahrten wurden weniger; einerseits fehlte es zunehmend an der Notwendigkeit dazu, weil es kaum noch eine zu überwachende Bevölkerung gab, andererseits wurde auch der Sprit immer knapper, und Seifert beanspruchte einen stets vollen Tank für seinen Mercedes.

Hochheim.

Hohenfelde.

Hohenbrück.

Seifert drehte den Zündschlüssel in Vorglühstellung. Die Lampe brannte nicht. Er zählte bis zehn und drehte dann den Schlüssel weiter. Die Batterie, die über Nacht geladen worden war, drehte den Anlasser unwillig. Schließlich sprang der Motor an und ließ die beiden Soldaten, die hinter dem Fahrzeug gestanden hatten, in einer schwarzen Rußwolke verschwinden. Es war nicht nur das übliche Leerlaufnageln eines kalten Diesels, das den Kasernenhof erfüllte, sondern auch das Klappern von Ventilen, deren Spiel sich nicht mehr vernünftig einstellen ließ. Es war das Geräusch eines Motors mit einer Laufleistung von einer halben Million Kilometern, tatsächlich hatte er gerade einmal fünftausend Kilometer drauf. Knirschend schob Seifert den Schalthebel in den ersten Gang. Nicht mehr lange, und er würde im zweiten anfahren müssen, weil die Zahnräder dann endgültig verschlissen waren.

In zwei Orten hatte er Stefan Schmidts gefunden, in Hohenfelde einen S. Schmidt. Hochheim lag mit fünf Kilometern Entfernung am nächsten. Dann würde er Hohenbrück anfahren und schließlich Hohenfelde, das etwa dreißig Kilometer entfernt lag.

Seifert benötigte fast zwanzig Minuten, bis er aus der Stadt heraus war. Neuerliche Einstürze von Häusern hatten die Ausfallstraße blockiert und nötigten ihm einen Umweg auf. Auch die Landstraße nach Hochheim war voller Hindernisse. Nicht nur Autowracks, die den Weg säumten; die Straße selbst war in einem Zustand, der nicht mehr als dreißig Stundenkilometer zuließ.

Endlich tauchte das Ortsschild von Hochheim auf. Es bestand nur noch aus einem Aluminiumrohr, an dem der Überrest eines Blechschilds hing. Aber Seifert kannte sich hier in der Gegend aus. Vor einem Haus saß ein Junge auf der Türschwelle, vielleicht sechzehn oder siebzehn Jahre alt. Seifert hielt an, ließ den Motor laufen und stieg aus. Der Junge sah nicht einmal auf.

„Heh, du!“ Der Junge sah weiter zu Boden und ließ nur ein Brummen als Zeichen, dass er Seiferts Anwesenheit zur Kenntnis genommen hatte, hören. „Ich suche einen alten Kumpel. Stefan Schmidt. Wo wohnt der denn?“

„Tot.“

„Nein, der war doch noch so jung! Gerade 38!“

Wieder die tonlose Stimme des Jungen: „Alter Mann. Ende Vierzig.“

Fehlanzeige. Na gut. Von hier konnte er auf direktem Weg nach Hohenbrück fahren. Sieben oder

acht Kilometer. Vielleicht hatte er da mehr Glück. Seifert setzte sich wieder in den Wagen und fuhr die ruinengesäumte Hauptstraße entlang zur entgegengesetzten Ortsausfahrt. Nach anderthalb Kilometern bog er nach rechts in die Nebenstraße, die den Komfort einer Schotterpiste aufwies. Links und rechts brachliegende Felder mit verkümmerten Gewächsen. Der Himmel war zum ersten Mal seit langem wolkenlos, und die aufgeblähte Sonne brannte unbarmherzig auf die letzten lebenden Pflanzen herunter.

Seifert machte sich keine Gedanken über die Sonne. Er hatte ein Ziel vor Augen.

Der Wald begann und mit ihm das Hohenbrücker Gemeindegebiet. Seifert hatte auch keinen Blick für die toten, kahlen Bäume. Die Straße war immer wenig befahren gewesen, daher gab es hier keine Autowracks. Vorsichtig beschleunigte er auf vierzig und hielt das Tempo dann konstant.

Stefan, Angelika und Roland hatten sich um den Tisch versammelt. „Also, schieß los.“ begann Roland. „Was hast du vor?“

Angelika nickte. „Zuerst werden wir Uli aufsuchen.“ So etwas hatte Roland schon befürchtet. Sie brauchte also ihren Guru, der ihr den Weg wies.

„Du hast erzählt, er wohnt auf dem Großen Tann. Das sind rund zwanzig Kilometer von hier. Der Gipfel liegt etwa vierzehnhundert Meter hoch, die Straße hat stellenweise dreizehn Prozent Steigung. Wie gedenkst du, dahinzukommen?“

„Ich bin da früher regelmäßig mit dem Motorrad hochgefahren.“ warf Stefan ein. „Stellenweise musste man da die Gänge voll ausfahren, um einigermaßen zügig hochzukommen.“

„Im Schuppen stehen zwei Mountainbikes, nagelneu, die Metallteile sorgfältig eingefettet. Die Rahmen bestehen aus Karbonfaser. Superleicht. Vierundzwanzig Gänge.“ Roland staunte. Hatte er Angelika vielleicht doch unterschätzt?

„Deine Mountainbikes in allen Ehren, aber glaubst du im Ernst, dass wir es konditionsmäßig auf den Großen Tann schaffen? Selbst in den niedrigsten Gängen werden wir da am Rudern sein wie die Galeerensträflinge!“

„Wir werden es schaffen. Schaffen müssen. Der Anstieg ist zunächst recht sanft…“

„… und ab sieben- oder achthundert Metern beginnen die Steigungen. Nicht zu vergessen, dass dort oben der Sauerstoffgehalt niedriger ist als hier in der Ebene. Der Kalorienverbrauch. Ist dir aufgefallen, wie heiß es geworden ist?“

„Ja.“ sagte Stefan. „Die Sonne. Sie ist größer geworden. Vermutlich ist der nukleare Zerfall oder so aus dem Gleichgewicht. Sie bläht sich auf.“

Angelika war unbeirrt. „Wir besitzen noch zwei Dosen mit Nahrungsmittelkonzentrat. Ein Esslöffel verpasst dir volle tausend Kalorien. Mit diesem Zeug hat man früher Magersüchtige aufgepäppelt. Schmeckt zum Kotzen, aber wirkt.“ Roland seufzte innerlich. Er hatte sie wohl wirklich unterschätzt.

„Wir nehmen Wasser in Plastikflaschen mit. Allzuviel werden wir aber nicht als Wegzehrung benötigen. Wir können in höchstens vier Stunden oben sein, Umwege eingerechnet.“

„Auf dem Weg hierher bin ich fast zusammengeklappt.“ Es war ein Rückzugsgefecht, nicht mehr.

„Du hattest schon ewig nichts Vernünftiges zu Essen gehabt und viel zu wenig getrunken. Mann, du warst schon fertig, als ich dich aufgegabelt hatte! So gut wie jetzt hast du doch bestimmt schon seit Wochen nicht mehr ausgesehen.“ Roland wusste, dass sie recht hatte. Aber hier hatte er ein Dach über dem Kopf – jedenfalls solange es hielt. Er hatte gehofft, hier einen Ruhepunkt zu finden. Nicht zu vergessen die letzte Nacht. Nicht nur Sex, sondern die Nähe eines Menschen, die Möglichkeit, sich einfach fallen zu lassen.

„Wann willst du los?“

„Gleich. Ich packe noch das Notwendigste in einen leichten Rucksack. Oben wird uns Uli weiterhelfen.“

„Sicher?“ War da ein leichtes Zögern, bevor Angelika antwortete?

„Aber natürlich!“ Diese Sicherheit in ihrer Stimme. Vielleicht sah er Gespenster. Er wandte sich an Stefan: „Was ist mit dir?“

„Ich bleibe hier. Ich bin ja schon froh, wenn ich mit der Prothese aufs Scheißhaus komme. Abgesehen davon sind auch nur zwei Fahrräder da. Kommt mich doch einfach mal besuchen. Bergab seid ihr schneller.“ Der Versuch, lustig zu klingen, scheiterte.

„Also gut, Angelika. Pack deinen Krempel. *I went through the desert on a horse with no name*… kennt das noch einer?“

Grinsend klopfte sich Stefan auf die Prothese: „Wie wäre es mit *Born to be wild*?“

Seifert fluchte. Kaum hatte er das Hohenbrücker Gemeindegebiet erreicht, fing der Wagen an zu spinnen. Der Kühlwasserthermometer funktionierte nicht, aber er hätte blind sein müssen, um die Dampfwolken zu übersehen, die durch die Rostlöcher der Haube krochen.

Seifert hielt an, drehte die Heizung auf und ließ den Motor im Leerlauf weiterlaufen. Falls da was am Kühler durchgerostet war, würden Köpfe rollen, das schwor er sich. Der Kühler war, wie so viele andere Teile des Mercedes auch, neu; eines der Teile des rapide schrumpfenden Ersatzteillagers der Kaserne. Er hatte bis zu seinem Einsatz in einem Ölbad gelegen und war daher nahezu rostfrei eingebaut worden. Seifert hatte darauf bestanden, dass der Kühler mit Korrosionsschutzmittel anstelle von purem Wasser befüllt wurde.

Er angelte auf dem Rücksitz nach einer etwa einen Meter langen, mit Holzschutzmittel imprägnierten Dachlatte und stieg aus, um die Haube zu öffnen. Der Dampf verzog sich. Seifert arretierte die Haube mit der Latte und sah sich im Motorraum um. Es war ein kleiner Riss am Schlauch, nichts Dramatisches im Grunde, da er Flickzeug dabei hatte, aber, wie er gleich darauf feststellen konnte, hatte der Kühler schon eine Menge Wasser verloren. Seifert stellte den Motor ab und holte einen Lappen und Isolierband aus dem Kofferraum. Er wischte den Kühlwasserschlauch sorgfältig trocken und begann, ihn mit dem Isolierband zu umwickeln. Der Kleber taugte natürlich nicht mehr viel, aber Seifert hoffte, dass eine größere Anzahl Lagen den Schlauch abdichten würde. Nun musste er noch Wasser nachfüllen. Der Gedanke, den Korrosionsschutz zu verdünnen, behagte ihm nicht, war aber die einzige Möglichkeit.

Im Kofferraum fand sich noch eine leere Colaflasche, die aber nur einen Liter fasste. Vor etwa einem Kilometer war Seifert an einem Bach vorbeigekommen. Er schätzte, dass etwa drei Liter fehlten. Das bedeutete insgesamt etwa sechs Kilometer Fußmarsch, also eine gute Stunde. Vermutlich hätten ein oder zwei Liter schon ausgereicht, um zum Bach zu fahren und dort den Rest nachzufüllen, aber die Technik war inzwischen so empfindlich, dass Seifert kein Risiko eingehen wollte. Dass es aber auch ausgerechnet heute so heiß sein musste!

Als er mit der dritten Fuhre zurückkam, erlitt er einen leichten Schwächeanfall und ließ sich erst einmal in den Fahrersitz sinken. *Scheißhitze, verdammte! Und die Kondition ist auch nicht mehr das, was sie einmal war.* Seifert nahm die Brille ab und wischte sich den Schweiß von der Stirn. Er brauchte fast eine halbe Stunde, bis die Kräfte zurückgekehrt waren und er das restliche Wasser in den Kühler füllen konnte. Er beschloss dann, noch einmal zum Bach zurückzufahren und die Flasche noch einmal zu befüllen, als Reserve. Außerdem würde ihm ein Schluck Wasser auch ganz gut tun.

Er drehte den Schlüssel nach rechts. Keine Reaktion. Was für ein verdammter Scheißtag! Dabei hat er doch so gut angefangen! Seifert klaubte wieder die Latte vom Rücksitz.

Das Massekabel hatte sich vom Anlasser gelöst und baumelte frei im Motorraum. Seifert holte eine Zange, drückte den Stecker etwas zusammen und schob ihn dann auf die Messingzunge des Kontakts. Eine erneute Schlüsseldrehung: der Motor sprang an. Seifert atmete auf. Er wendete und fuhr zum Bach zurück. Dort trank er erst einmal reichlich Wasser und schüttete es sich über den Kopf. Als es ihm besser ging, füllte er die Colaflasche erneut und machte sich wieder auf den Weg nach Hohenbrück.

Hohenbrück war ein kleines Nest gewesen. Die einzige Straße war die Hauptstraße. Der große Trümmerhaufen, der etwas abseits der Straße lag, war wohl die Kirche gewesen; der kleinere direkt an der Straße mochte das Gasthaus Rebstock gewesen sein. Zwei oder drei Fassaden, die durch eine Laune des Zufalls noch stehengeblieben waren. Eine Handvoll Häuser, die noch der Gravitation trotzten.

Seifert stellte den Mercedes vor dem Ortseingang ab. Eigentlich hatte er von Fußmärschen die Nase voll, aber es erschien ihm sicherer. Der Ort machte einen völlig entvölkerten Eindruck.

Moment – das Haus dort drüben sah nicht uninteressant aus. Verblichene Fetzen als Vorhänge. Es wirkte im Vergleich zu den übrigen Ruinen irgendwie… bewohnt. Seifert schlich sich auf das Grundstück und spähte durch ein zerbrochenes Fenster.

Radfahren verlernt man nie, lautete eine alte Weisheit. Bei Rolands Hintern war dies offenbar doch der Fall, trotz des gepolsterten Sattels. Dennoch kamen sie zügig voran. Er hatte nicht schlecht gestaunt, als Marion die Räder aus dem Schuppen geholt hatte. Er half ihr, die Plastikplane herunterzuziehen, mit denen sie zugedeckt gewesen waren. In jener früheren Welt, die Roland von Tag zu Tag unwirklicher erschien, mussten sie ein Vermögen gekostet haben. Angelika hatte sogar passende Kleidung parat. Mit dem Helm konnte sich Roland anfreunden, die hautengen Kunstfasern ließen ihn hingegen wie einen unterernährten Tour-de-France-Teilnehmer aussehen.

„So kann man doch nicht rumlaufen!" hatte er sich beschwert, aber Angelika hatte sich seelenruhig vor ihm aufgebaut und mit spöttischem Blick gemeint: „Erstens sieht es auch nicht schlimmer aus als deine Lumpen, die dir um die Rippen schlottern, zweitens dürfte es nicht mehr sehr viele Leute interessieren, drittens ist es praktisch. Außerdem sollst du damit auch gar nicht herumlaufen, sondern fahren." Zweifellos hatte sie recht, dennoch fühlte sich Roland etwas unwohl in dem hautengen Radfahrerdress, durch den sich seine Genitalien deutlich abzeichneten. Bei Angelika auch. Ein kleiner Trost, immerhin.

Roland hatte gegen manche Arten von Kleidung eine regelrechte Aversion. Gegen Jogginganzüge zum Beispiel. Nicht bei Joggern natürlich. Oder auf einem Campingplatz. Er hatte selbst öfter zu Hause einen getragen. Aber als Straßenkleidung hatte er das immer fürchterlich gefunden, vor allem, wenn dem Träger deutlich anzusehen war, dass er mit Sport überhaupt nichts am Hut hatte – von einer Fußballübertragung im Fernsehen, die mit reichlich Pils konsumiert wurde, vielleicht abgesehen. Jogginganzüge und Feinrippunterwäsche – brrr!

Das Rad lief enorm leicht, in der Ebene boten die Pedale kaum Widerstand. Natürlich würde sich das auf der Passstraße zum Großen Tann noch ändern, aber im Augenblick war der Kraftaufwand außerordentlich gering. Nur die Sonne brannte brutal vom Himmel. Die hellen Helme schirmten den Kopf glücklicherweise etwas ab, aber Arme und Beine wurden zu bevorzugten Kandidaten für einen Sonnenbrand. An Sonnencreme hatte Angelika leider nicht gedacht, aber Roland fragte sich sowieso, was für ein Schutzfaktor gegen dieses Lichtbombardement helfen würde.

Das saftige Grün, das diese Landschaft im Sommer stets dominiert hatte, war endgültig verschwunden. Gewichen war es aber nicht der alljährlichen bunten Farbenpracht des Herbstes, sondern ungesund aussehenden Brauntönen.

Das Engeltal öffnete sich, und ganz sacht begann die Straße zu steigen. Aber noch schaltete Roland nicht zurück. Noch drei, vier Kilometer, dann würde der erste Anstieg beginnen.

Roland hing seinen Gedanken nach. Angelikas Vortrag über den Aufbau einer Widerstandsgruppe. Das Zellenprinzip. Irgendwann, vor hundert Jahren oder so, hatte Angelika schon einmal davon gesprochen, erinnerte sich Roland. In einem Auto, von dem inzwischen wahrscheinlich nur noch ein großer rotbrauner Haufen existierte. Damals hatte sie noch Marion geheißen. Irgendwie hatte der Name besser zu ihr gepasst.

„Weißt du, wie das mit den Zellen funktioniert?" hatte Angelika gefragt, und Roland lag eine Antwort auf der Zunge im Sinne von „man gründet eine terroristische Vereinigung und landet dann im Knast". Er verkniff sie sich jedoch und beschränkte sich auf ein Nein.

„Also, nehmen wir die Basis: Du, ich und Uli. Drei Leute, die jeweils wieder andere rekrutieren werden und…"

„Woher sollen wir die kriegen? Meinst du nicht, die paar Leute, die da draußen noch vor sich hinvegetieren, haben mit sich selbst genug zu tun?"

„Wir bieten ihnen eine Perspektive. Es gibt Leute, denen das als Motivation genügt." erwiderte Angelika etwas frostig. Eine Perspektive, einen Sinn für das verlöschende Dasein. Wenigstens eine Zeitlang. Ja, das war wirklich besser als nichts.

„Wenn nun jeder von uns drei Leute wirbt," fuhr Angelika fort, „gibt es neun Leute, die theoretisch auch Verräter sein könnten. Wir kennen die alle, aber die anderen kennen jeweils nur einen von uns. Das senkt das Risiko."

„Somit hätten wir vier Zellen. Ich nehme an, dass nun die anderen Zellen auf die gleiche Weise Leute rekrutieren sollen?"

„Mmh, ja, da gibt es dann zwei Möglichkeiten. Kennen die Leute in der ersten Unterzelle die Mitglieder der Unterzellen ihrer Genossen? Das macht Sinn, wenn man eine optimale Nachrichtenüber-

mittlung haben will. Jedoch ist das Risiko im Falle eines Verrats höher. Fassen wir zusammen: Hohe Sicherheit – Gefahr der Kommunikationsunterbrechung über mehrere Kommandoebenen, gute Kommunikation – höheres Sicherheitsrisiko.“

Kaderschulung, dachte Roland. Gleich geht die Tür auf und der Politruk kommt rein. Dann stehen wir auf und singen die Internationale.

„Habe ich eben was Lustiges gesagt?“ fragte Angelika.

„Nein, nein, ich dachte nur an… na ja, war nicht so wichtig.“ Roland hatte Mühe, ernst zu bleiben. Eine Karikatur aus den Siebzigern ging ihm durch den Kopf: Ein martialisches Polizeiaufgebot steht vor einem besetzten Haus. Ein Beamter mit Helm, Schild und Schlagstock pocht an die verbarrikadierte Tür und ruft: „Macht auf, Verdammte dieser Erde!“

Ein peitschenartiger Knall schreckte Roland aus seinen Gedanken. Der Lenker ruckte nach links und rechts. Mit Mühe vermied er einen Sturz. „Scheiße, Reifen geplatzt!“ fluchte er. Angelika wendete und hielt neben ihm. „Zum Glück das Vorderrad. Mit der Kettenschaltung hätte ich nicht so gerne rumhantiert.“ Roland besichtigte den Schaden. Die Lauffläche des Mantels hatte sich von der unteren Schicht gelöst, und das Gewebe darunter hatte dem Schlauch, der bei genauerer Betrachtung ziemlich spröde aussah, natürlich keinen Schutz geboten. Angelika hatte zwar zwei Schläuche als Ersatz eingesteckt, aber nur einen Mantel. Viel durfte nun nicht mehr passieren.

„Da vorne bei dem Baum ist Schatten.“ sagte Roland optimistisch. Jedenfalls hoffte er, dass der Stamm und die kahlen Äste genug Schatten warfen. In der sengenden Sonne wollte er das Rad nicht reparieren. Komisch, dachte er. Wochenlang Wolken, Regen, Kälte. Und seit ein paar Tagen brät es ununterbrochen. Man sollte sich über das schöne Wetter freuen, aber die Sonne sieht irgendwie unheimlich aus.

„Wir haben hier einen Helden, wie es scheint?“ Seiferts Stimme war sehr ruhig und freundlich. „Leck mich am Arsch!“ entgegnete Stefan. Den Kontrast zu Seiferts Stimme bildete ein Klappmesser, das er sorgfältig aus einem ölgetränkten Lappen wickelte, Edelstahl mit kleinen braunen Flecken; Stefans bemühter Coolness hingegen widersprach sein zittriger und angestrengter Tonfall.

Seifert begann mit einer recht umständlichen Maniküre, mit der Messerspitze entfernte er imaginären Schmutz unter seinen Fingernägeln. Stefan schluckte. Seifert hatte ihn überrumpelt wie einen Anfänger. Logischerweise. Er war Anfänger. Dieser Aspekt war Angelika wohl entgangen.

Stefan hatte die Tür nur einen winzigen Spalt geöffnet und hinausgespäht. Im selben Moment war ihm die Tür auch schon gegen den Schädel geknallt, den zweiten Schlag, den ihm Seifert dann persönlich verpasste, hatte er schon gar nicht mehr richtig mitgekriegt. Er musste eine Weile weggewesen sein, lange genug, damit sich Seifert in Ruhe umsehen konnte. Dabei war er auf ein Nylonwäscheseil gestoßen und hatte mit unfehlbarem Instinkt den stabilsten Stuhl im Haus aufgetrieben, einen Freischwinger mit Stahlrohrgestell. Natürlich war das Rohr schon angerostet, aber noch nicht im entferntesten mit bloßer Körperkraft zu verbiegen oder gar zu brechen. Als Seifert die Fesselung beendet hatte, war die lederne Sitzfläche durchgerissen. Das Ergebnis war, dass Stefan, von den Fesseln am Rahmen gehalten, mit dem Hintern frei in der Luft hing. Die Arme, die den größten Teil seines Gewichts halten mussten, schmerzten höllisch, da die dünne Wäscheleine tief in die Haut einschnitt.

„Also, mein Lieber,“ – wieder die freundliche, fast schmeichelnde Stimme – „wo sind sie?“

„Ich weiß es nicht, Herrgott nochmal!“ Der Fluch war fast in ein Stöhnen umgekippt. Es fiel Stefan immer schwerer, sich zu beherrschen.

„Ja, ja, ich kenne das. Amnesie.“ Seifert war voller Anteilnahme. Sein Tonfall änderte sich kein bisschen, als er näherkam und den Reißverschluss von Stefans Hose aufzog. „Mal sehen, ob es deinem Gedächtnis weiterhilft, wenn ich dir deine Eier als Dekoration an die Ohren hänge.“

Es war eine Art Trance. Die Beine bewegten sich von ganz allein. Auf und ab, auf und ab. Das dumpfe Pochen seines Herzens. Das monotone Surren der Kette. Das Brennen in der Lunge, das sich fast, aber eben nicht ganz, zum Hustenreiz zu entwickeln drohte. Die Augen erfassten ein winziges Stück Asphalt unmittelbar vor dem Vorderrad. Kleine Steine krochen vorbei, quälend langsam. Der Daumen drückte den rechten Schalthebel. Federnder Widerstand. Vergeblich wartete Roland auf das Klackern der Kette, die sich auf das nächstgrößere Ritzel schob. Er drückte noch einmal. Scheiße. Er hatte bereits ganz heruntergeschaltet.

Die Steigung war unbarmherzig. Dreizehn Prozent. Dreizehn Meter Anstieg pro hundert Meter Wegstrecke.

Glücklicherweise lag die Straße momentan auf der Schattenseite. In der Sonne, da war sich Roland sicher, wäre er spätestens nach ein paar Kilometern mit einem Kreislaufkollaps vom Sattel gefallen.

Ebensowenig wie Roland wollte Angelika Schwäche zeigen. Ihre Versuche, das laute Keuchen ihres Atems zu unterdrücken, strengten sie noch mehr an. Auch sie hatte bereits ganz heruntergeschaltet.

Roland hob sich vom Sattel, um etwas mehr Kraft auf die Pedale zu bekommen. Eine Weile ging es gut, dann monierte ein Stechen in den Oberschenkeln die unbequeme Haltung. Roland ließ sich wieder sinken. Erleichterung für die Beine – wenn auch nur eine geringfügige –, eine Marter allerdings für den Hintern, der nach einem längeren Stadium der Gefühllosigkeit wieder aufgewacht war und nun den Sattel übelnahm.

Besonders übel waren die Spitzkehren. Das Tempo war auf Schrittgeschwindigkeit zurückgegangen. Angelika überlegte, ob es sinnvoller war, abzusteigen und die Räder den Rest des Wegs bis zum Gipfel zu schieben. Offenbar litt sie bereits an Irritationen: Sie bildete sich ein, ihr Rad fühle sich weich, irgendwie elastisch an.

Der größte Teil war geschafft, aber das hier war das schlimmste Stück. Die Straße hier war nie in besonders gutem Zustand gewesen, auch früher nicht. Die langen, harten Winter in dieser Höhe setzten dem Belag zu, im Frühjahr wurde der Unterbau häufig von abfließendem Schmelzwasser unterspült. Es folgte Schlagloch auf Schlagloch, und sowohl bei Roland als auch bei Angelika ließ die Konzentration und die Kraft nach, um auszuweichen.

Angelika wollte noch einen Schlenker machen, aber da holperte das Vorderrad schon über die bröckelige Asphaltkante des Lochs und hoppelte auf der anderen Seite wieder auf den glatten Teerbelag zurück. Das Hinterrad folgte mit harten Schlägen. Angelika schaffte es erst beim zweiten Loch, den Hintern vom Sattel zu bekommen. *Schwein gehabt, die Reifen haben's überlebt!* fuhr es ihr durch den Kopf.

Mit ungläubigem Staunen, ohne zu einer Reaktion fähig zu sein, sah Angelika, wie sich die Gabel samt Lenker vom Rahmen löste. Das Fahrrad schlug einen abrupten Haken. Angelika fiel zu Boden, wobei ihr Glück war, dass ihr Rucksack, den sie nur recht lose über den Schultern hängen hatte, zur Seite rutschte, so dass sie auf ihn fiel.

Roland zog beide Bremshebel. Mit einem Knall riss der Bowdenzug der Vorderradbremse, aber er kam dennoch sicher zum Stehen.

„Was passiert?“ keuchte er. Angelika schüttelte den Kopf. Sie sah etwas verwirrt aus. Als sie aufstand, bemerkte sie eine leichte Abschürfung am rechten Unterschenkel und am rechten Unterarm. Ein paar druckempfindliche Stellen verrieten, dass sie am nächsten Tag in leuchtenden Farben zu schillern gedachten. Sonst schien alles in Ordnung zu sein.

Roland untersuchte die Stelle, wo der Rahmen gebrochen war. Klassische Materialermüdung. Das Schlagloch hatte dem Haarriss, der sich im Laufe der Fahrt gebildet und vergrößert hatte, nur noch den Rest gegeben.

„Na gut, dann halt den Rest zu Fuß. Ich hatte ohnehin gerade drüber nachgedacht, ob es nicht sinnvoller wäre, abzusteigen.“

„Erst Radfahren, dann Wandern. Der reinste Biathlon.“

„Magst du 'ne Zigarette, bevor‘s weitergeht?“

„O Gott, bloß nicht. Ich glaube, die würde mir jetzt die Schädeldecke sprengen, von der Lunge ganz zu schweigen. Ein Schluck Wasser wäre gut. Wie weit ist's denn noch?“

„So etwa zwei Kilometer bis zur Paßhöhe.“

Roland nickte und nahm einen Schluck aus der Plastikflasche. Er war immer noch etwas kurzatmig.

Seine Beine fühlten sich an wie Gummi. Zwei Kilometer. Für ihn klang das im Augenblick wie zwanzig.

„Dein Fahrrad nehmen wir mit.“ sagte Angelika.

Auch das noch. Er verspürte eigentlich keinerlei Bedürfnis, den Drahtesel zum Gipfel zu schieben. Möglicherweise lauerten ohnehin schon diverse Schwachstellen darauf, bei passender (oder unpassender) Gelegenheit endgültig den Geist aufzugeben.

Schweigend gingen sie weiter. Das einzige Geräusch, das zu hören war, war das Klickern des Kugellagers von Rolands Fahrrad. Es begleitete sie bis zum Gipfel.

Norbert Seifert war wütend. Als er diesen Schmidt eine Weile bearbeitet hatte, war die Messerklinge abgebrochen. Es war ein verdammt gutes Messer gewesen, und es hatte verdammt viel Geld gekostet. Er hatte dann in einer Schublade eines gefunden, so ein billiges Teil mit Plastikgriff, und es war stumpf und rostig gewesen. Eine vernünftige Präzisionsarbeit war damit natürlich nicht zu machen.

Vor allem machte jetzt aber der Mercedes Mucken. Seifert hatte beim Gedanken an die Steigungen schon das Gesicht verzogen, als Schmidt endlich ausgespuckt hatte, dass die beiden auf den Großen Tann wollten. Seifert hatte ein untrügliches Gespür dafür, wenn jemand log. Das war Schmidts Pech. Der Kerl wollte ihn natürlich erst mal in die entgegengesetzte Richtung schicken, aber das war ja klar gewesen. Als er dann wissen wollte, was die beiden da oben zu tun hätten, war dieser Schmidt auf einmal krepiert. Wie gesagt: Präzisionsarbeit mit einem stumpfen Küchenmesser ging halt nicht.

Es war zu erwarten gewesen, dass das Kühlwasser heiß werden würde, aber das war nicht das größte Problem. Die Motorleistung ließ erheblich nach, und da halfen auch Zwischenstopps, um die Maschine abkühlen zu lassen, nichts. Auf ebener Strecke oder im Leerlauf nahm der Motor das Gas einwandfrei an, an den Steigungen rutschte die Drehzahl aber immer weiter in den Keller. Es half auch nichts, dass Seifert zwischendurch die Kupplung trat, kräftig Gas gab und die Kupplung dann schleifen ließ. Die Drehzahl stieg kurz an und sackte sofort wieder ab.

Nach der Waidmannstal-Kehre folgte ein kurzes Stück mit nur geringer Steigung, dann kam der erste Anstieg mit über zehn Prozent. Seifert nutzte das fast ebene Stück, um mit Vollgas im zweiten Gang Anlauf zu nehmen.

Dreitausendfünfhundert Umdrehungen.

Dreitausend Umdrehungen.

Zweitausendfünfhundert.

Zweitausend.

Fünfzehnhundert.

Seifert drosch mit Zwischengas den ersten Gang rein. Die Synchronringe krachten. Die Maschine heulte auf. Dreitausend Umdrehungen.

Zweitausendfünfhundert.

Zweitausend. Dampf kroch aus den Ritzen der Kühlerhaube. Seifert drehte wieder die Heizung auf, um den Kühler zu entlasten.

Siebzehnhundert. Das Gaspedal war voll am Anschlag.

Fünfzehnhundert.

Zwölfhundert.

Tausend. Knapp über der Leerlaufdrehzahl. Der Wagen kroch mühsam. Seifert empfand fast so etwas wie körperlichen Schmerz angesichts des Motors, der an seiner äußersten Belastungsgrenze arbeitete.

Neunhundert. Als Seifert schon geglaubt hatte, der Wagen würde nun endgültig stehenbleiben, war die Steigung überwunden. Stotternd und ruckelnd, Fahrzeug und Fahrer durchschüttelnd, stieg die Drehzahl wieder an, kam aber nicht mehr über zweitausend.

Seifert begann sich darüber im Klaren zu werden, dass er den Gipfel nicht mit dem Auto erreichen würde. Er hatte eben einmal die ersten Steigungen genommen. Weiter oben gab es keine ebenen Stellen mehr, dort würde die Straße permanent ansteigen – und zwar zwischen fünf und dreizehn Prozent. Dazu kam der sinkende Sauerstoffgehalt der Luft mit jedem Höhenmeter, den er noch irgendwie zurücklegen konnte. Bei tausend Metern würde der Motor nur noch neunzig Prozent seiner Leistung bringen – aber das war natürlich nur ein theoretischer Wert. Die Daten, die im Fahrzeugschein standen, hatten mit der Realität nichts mehr zu tun.

Die Kühlwassertemperatur begann sich zu normalisieren. Dafür machte die Hitze, die den Heizungsdüsen entströmte, den Innenraum endgültig zur Sauna. Die fehlenden hinteren Fenster änderten daran wenig. Seiferts Brille beschlug.

Es widerstrebte ihm, das Fahrzeug zurücklassen zu müssen. Der Wagen, so sehr Karosserie und Technik in den Seilen hingen, gab ihm ein Gefühl der Sicherheit. Aber selbst wenn er es schaffen würde, die Passhöhe zu erreichen, hätte er spätestens auf dem Rückweg ein Problem. Möglicherweise würde das Gefälle genügen, um die Bremsbeläge zu verschleißen, bevor er das Tal erreichen

würde – oder sie würden überhitzen. Die Bäume machten durchaus noch den Eindruck, als könnten sie es mit der Karosserie des Mercedes aufnehmen, ohne selbst viel abzubekommen – vom Abgrund, der hinter den brüchigen Überresten der Leitplanke lag, ganz abgesehen.

Dort hinten begann der Bannwald. Eine Linkskurve, ein leichter Anstieg, dann eine Spitzkehre. Neun Prozent. Bis zur Kehre mochte es zu schaffen sein, aber spätestens dann war Feierabend. Vielleicht schaffte er es zum Forstweg, der links in die Kurve mündete. Dort konnte er das Auto wenigstens vernünftig abstellen und…

Ein Hoffnungsschimmer leuchtete in Seifert auf.

Der Forstweg .

Es handelte sich um die alte Passstraße. Sie war ziemlich flach, weshalb der Weg zum Gipfel entsprechend lang war. Zudem führte sie über weite Strecken am Nordhang entlang, aus diesem Grunde war sie im Winter stets verschneit und nur unter Mühe zu räumen gewesen. Wenn dann im Frühjahr das Tauwetter einsetzte, gab es sogar Lawinen. Aber erst die Nazis gaben die jahrhundertealte Trassenführung auf, weil sie in der Lage der Straße mögliche strategische Nachteile zu erkennen glaubten. 1935 und 36 wurde dann die neue Straße gebaut und von Goebbels persönlich eingeweiht.

Natürlich war der Teerbelag der alten Straße längst einer Forstmischung gewichen, aber die Straße war stets in sehr gutem, befahrbarem Zustand gewesen. Schlechter als die Teerstraße konnte der Weg inzwischen wohl kaum sein. Seifert gab Gas.

Die Nadel des Drehzahlmessers pendelte um zweitausend Umdrehungen, wobei die Nadel zuweilen bei konstanter Drehzahl in beiden Richtungen bis zum Anschlag schwang. Dabei erwies sie sich als zuverlässiger als der Tacho, der entweder gar nichts oder hundertzwanzig Stundenkilometer anzeigte. Der Wegstreckenzähler klackte zwar alle hundert Meter, aber die Walzen mit den Zahlen bewegten sich nicht mehr.

Langsam, aber unaufhaltsam begann die Drehzahl zu sinken. Noch fünfzig Meter, verdammte, lausige fünfzig Meter!

Die Spitzkehre kam in Sicht. Geradeaus die alte Passstraße.

Fünfzehnhundert Umdrehungen. Seifert schwitzte stärker. Er beugte sich nach vorn, drückte gegen das Lenkrad, als könne er dem Motor helfen, das Auto bergauf zu schieben. Sein rechter Fuß verkrampfte sich auf dem durchgetretenen Gaspedal.

Zwölfhundert Umdrehungen. Noch zwanzig Meter. Der Motor ruckelte. Seifert umklammerte das Lenkrad fester. Zehn Meter. Das Auto bockte wie ein wildgewordener Esel. Seifert hielt den Atem an. Fünf Meter. Die alte Passstraße. Der Weg wurde eben, der Motor beruhigte sich wieder.

Die nächsten vier- oder fünfhundert Meter wiesen ein leichtes Gefälle auf, wodurch der Wagen wieder an Fahrt gewann. Seifert entspannte sich.

„Hallo? Ist da jemand?“ Angelika hatte die Hände zu einem Trichter geformt. Roland fragte sich, wo sie nur die Luft zum Rufen hernahm. Er hatte sich auf sein Fahrrad gelehnt und schnaufte.

Das Gipfelplateau des Großen Tann war nahezu unbewaldet, so dass die Sonne ungehindert herunterbrannte. Das Observatorium war teilweise eingestürzt, nur der Turm mit seiner Kuppel ragte fast unbeschädigt über die Trümmer.

Unweit davon stand ein Holzhaus. „Mal reingehen?“ schlug Roland vor und hustete. Angelika nickte.

Beim Näherkommen erwies sich das Haus ebenfalls als Ruine, wenn auch in geringfügig besserem Zustand als das Observatorium. Das Holz war morsch, die Fensterläden verfault. Manche hingen noch aus reiner Gewohnheit in ihren rostigen Angeln, die meisten waren aber heruntergefallen und moderten nun auf der Erde weiter.

Roland pochte an die Tür und hoffte, er würde dabei nicht das ganze Gebäude zum Einsturz bringen. Keine Reaktion.

„Gehen wir halt mal rein.“ schlug Angelika vor. Roland drückte die Türklinke, die daraufhin abbrach. Er lehnte sich gegen die Tür, die Widerstand leistete, weil sie völlig verzogen war und am Fußboden streifte. Schließlich klemmte sie endgültig fest, aber die Öffnung war groß genug, um sich hindurchzuschlängeln.

„Hallo!“ rief Roland, ohne eine Antwort zu erhalten. Angelika versuchte es erneut: „Uli, bist du da?“ Roland öffnete aufs Geratewohl eine Tür. „Die Küche. Meinst du, da finden wir etwas Essbares?“

„Erst möchte ich Uli finden. Versuchen wir’s hier.“ Sie öffnete die gegenüberliegende Tür.

„Der strahlende Held der Arbeiterklasse! Meinst du, wir kriegen ihn wach?“ Roland grinste, als er die Gestalt auf der Matratze sah. Den leeren Flaschen nach zu urteilen, schlief der gefürchtete Terrorist – Verzeihung, Freiheitskämpfer – eben einen granatenmäßigen Rausch aus. Dem Gestank nach hatte er kotzen müssen, aber den Weg auf die Toilette nicht mehr gefunden. Angelika hielt sich eine Hand vor den Mund. „Versuch mal, ob du das Fenster aufkriegst. Das ist ja hier nicht auszuhalten!“ Roland schaffte es, das Fenster zu öffnen, ohne dass es dabei im Garten landete. Inzwischen begann Angelika mit den Wiederbelebungsversuchen. Nach einigen Minuten hatte sie Erfolg. „Uli, ich bin’s, Angelika!“

„Scheiße, lasst mich in Ruhe sterben.“ lautete die genuschelte Antwort. Ein Auge öffnete sich unter einer wirren Haarsträhne. Er versuchte, den Kopf zu heben, sank aber unter einem Stöhnen wieder zurück.

„Uli, verdammt, wach auf!“ Dieses Mal öffnete er beide Augen. „Scheiße, ich muss gleich…“ Roland schaute demonstrativ zum Fenster hinaus, als er hinter sich erst ein Würgen und dann ein Platschen hörte. Er hasste es, anderen Leuten beim Kotzen zuzusehen. Schon das Geräusch drehte ihm den Magen herum. Angelika hatte entweder die stärkeren Nerven oder sie schaffte es, ihren Geruchssinn vollständig zu ignorieren. Sie zog Uli in eine aufrechte Haltung. Mit einiger Mühe schaffte er es, seine Augen scharfzustellen und Angelika zu fixieren. Er starrte sie eine Weile an und grinste schließlich: „Meine Fresse – dass ich das noch erleben darf!“ Dann fiel er wieder auf die Matratze zurück.

Seifert kam recht gut voran. Die Motortemperatur war gesunken, die Drehzahlen kamen sogar wieder in den Bereich von dreitausend – darüber allerdings nicht mehr. Der Weg war tatsächlich noch in ordentlichem Zustand, allerdings von Unmengen Laub bedeckt. Bald würden Nadeln hinzukommen. Die Tannen waren im Gegensatz zu den Laubbäumen zwar noch nicht kahl, aber bereits braun verfärbt. *Wenn die Sonne so weiterknallt, ist es eine Frage von höchstens einer Woche, bis die letzten Bäume über dem Jordan sind,* dachte Seifert. Das gab ihm das Stichwort.

Er hatte sich noch gar keine Gedanken darüber gemacht, wie er den Typen und die Muschi erledigen wollte. Den einen Typen hatte er alleine erwischt. Bei zwei Leuten wäre eine Schusswaffe zweifellos das Sicherste. Unter dem Beifahrersitz lag in einer ölgefüllten Blechdose eine zerlegte Walther. Die Waffe war in Ordnung – zumindest war sie es bis zum Vortag gewesen –, aber Seifert traute der Munition nicht mehr so recht. Die Patronenhülsen zeigten Spuren von Grünspan. Wenn er nur wüsste, was die beiden auf dem Großen Tann wollten. Er hätte es herausgefunden, wenn sich dieser Schmidt noch fünf Minuten Zeit gelassen hätte mit dem Abkratzen.

Mit konstanter Geschwindigkeit pflügte sich der Wagen durch das Laub. Die alte Passstraße war nicht nur einfacher zu befahren gewesen – abgesehen vielleicht vom letzten Abschnitt direkt unterhalb des Gipfels, wo der Weg dann noch einmal anstieg, wenn auch nicht so stark wie die neue Straße –, auch landschaftlich hatte sie mehr zu bieten gehabt.

Jetzt allerdings war die Aussicht nicht mehr so erfreulich. Der Schwarzwald trug seinen Namen inzwischen völlig zu Unrecht, da die dunklen, satten Grüntöne verschiedenen Abstufungen eines kränklichen Braun gewichen waren. Die romantischen Orte unten im Engeltal waren zu Ruinenfeldern geworden, in denen ein paar Menschen einen letzten Überlebenskampf führten.

Seifert nahm den Fuß vom Gas. Schöne Scheiße – gerade war es noch so gut gelaufen, und jetzt das: Ein Baum war umgeknickt. Der Stamm lehnte mit der Krone nach unten an der Böschung und blockierte einen Teil des Weges. Seifert hielt an und stieg aus. Seine abschätzenden Blicke gingen zwischen dem freien Teil der Straße und seinem Wagen hin und her. Verflucht knapp war das! Links fiel der Abgrund in steilem Winkel ab. Wenn er da runterdonnerte, dann aber gute Nacht… Wenigstens war der Abgrund auf der linken Seite, da sah er wenigstens, ob es noch reichte. Wenn er so weit wie möglich rechts fuhr… die kleineren Äste würden brechen, vielleicht auch ein paar der größeren. Das würde reichen. Gerade so.

Seifert stieg ein, legte den ersten Gang ein und ließ langsam die Kupplung kommen. Leicht ruckelnd schob sich der Mercedes vorwärts. Kratzende Geräusche an den Überresten des rechten Kotflügels. Das Krachen dürrer Äste. Die Nadel des Drehzahlmessers tanzte. Die Vorderräder begruben den oberen Teil der Baumkrone unter sich. Der Wagen rutschte etwas nach links. Seifert spähte zum Fenster hinaus. Die linken Räder befanden sich bereits außerhalb des Wegs. Er klammerte das Lenkrad fest. Konstante Drehzahl – dem Geräusch, nicht dem Drehzahlmesser nach.

Das Auto grub sich durch den Baum. Krachen. Splittern. Seifert fürchtete um die Reifen. Ein Ast, der noch nicht seine gesamte Elastizität verloren hatte, wurde vom rechten Vorderrad heruntergedrückt und schnellte anschließend wieder hoch. Er durchschlug den Unterboden auf der Beifahrerseite und zerriss den Teppichboden im Fußraum. Eine Rostwolke stob auf. Das Auto ruckte kurz. Mehr mürbes Blech zerbröselte, dann jedoch erwies sich der Ast als schwächer und brach.

Von dem Hindernis plötzlich befreit, rutschte das Heck des Fahrzeugs unvermittelt nach links. Das linke Hinterrad rutschte durch, das rechte blieb stehen. Seifert gab Gas. Das linke Rad bekam wieder Halt und das Heck rutschte unter Bersten und Krachen in den Baumwipfel. Dafür hing nun das linke Vorderrad in der Luft, und Seifert bemühte sich nach Kräften, gegenzulenken. Ein letztes Schlingern, ein Holpern – der Mercedes stand wieder auf dem Weg.

Seifert seufzte. Sein Herz raste. Mit weichen Knien stieg er aus dem Auto und musste sich erst einmal anlehnen.

Es deprimierte ihn, als er die rechte Wagenseite sah. Das rechte Vorderrad lag nun endgültig frei; der Kotflügel hatte sich mitsamt des Scheinwerfers komplett verabschiedet. Die Beifahrertür war aufgeschlitzt und zeigte ihr Innenleben. Die linke Fondtüre war eingedrückt. Der Kofferraumdeckel war aus dem Schloss gesprungen und rastete nicht mehr ein.

Ein wahrhaft trauriger Anblick. Das Auto war für ihn auch ein Symbol gewesen. Möglicherweise war es jetzt erst recht eines.

Roland war eingenickt, während sich Angelika darum bemühte, Uli wieder unter die Lebenden zurückzubringen. Er saß auf einer Bank im Schatten des Hauses, deren Stabilität ihm ausreichend erschien, sein Gewicht zu tragen. Es waren nur ein paar Minuten Schlaf gewesen; genug, um zu träumen.

Er war wieder ein Kind, und er war krank. Kranksein bedeutete zum einen natürlich Schmerz und Hilflosigkeit, das Nichtverstehen des eigenen körperlichen Zustands; andererseits wurde man umsorgt, es wurden einem alle Wünsche erfüllt – kurz, es war auch ein Zustand, während dem man jegliche Verantwortung abgeben, jegliche Last in die Hände anderer legen konnte.

Als Roland aufwachte, war er etwas verwirrt und benötigte einige Sekunden, bis er die stinkende, leicht schwankende Person identifizieren konnte, die sich vor ihm aufgebaut hatte. Uli brummte etwas, das ein Gruß sein mochte und ließ sich dann unter Stöhnen neben Roland auf der Bank nieder. Roland rückte unwillkürlich etwas zur Seite, als ihn die ersten Gestankwolken erreichten.

„Ihr habt Probleme?" nuschelte Uli, der Mühe hatte, seine Zungenbewegungen zu koordinieren. Sein Atem schickte weiteren Gestank in Rolands Richtung, der inzwischen das Ende der Bank erreicht hatte.

„Abgesehen von allem anderen" – Roland machte eine halbkreisförmige Handbewegung, die die ganze Welt umfasste – „eigentlich nur eines. Seifert ist dir ja ein Begriff. Ach so, und Angelika hätte gerne deine Unterstützung, um die Menschheit vor der Tyrannei zu retten."

„Oh ja, glaub ich. Weiße was? Ich hab die Schnauze voll. Werd langsam nüchtern, und das gefällt mir nicht.

Menschheit retten. Mi'm vermoderten Kommu… Kommunistischn Manifest inner Hand?" Er schüttelte den Kopf. „Der Kampf issu Ende. Wie alles andere auch. Vorbei.

Die, die noch leben, wollen was zu Fressen. Die scheißen auf Marx. Hasse gehört? Die scheißen drauf. Marx ist tot, und wenn man an ein Leben nachm Tod glauben könnte, könnte man ja drauf spekulieren, dass wir ihm demnächst begegnen." Er lachte bitter. „Nö. Kein Gott, kein Teufel, kein Marx."

Angelika hatte sich neben der Bank postiert. Ihre Augen waren Schlitze, ihre Lippen waren verkrampft. „Hör nicht auf ihn. Er ist noch stockbesoffen." Rolands Blicke gingen zwischen den beiden hin und her. Er grinste.

„Besoffen? Weil ich das S-Sakrileg begehe, den Kampf für beendet zu erklären?" Uli rülpste vernehmlich. „Oder bist du enttäuscht, weil dein Hohepriester vom Glauben abgefallen ist? Nein – ich bin nur konsequent. Ich habe mich immer als Atheisten bezeichnet. Aber jetzt – erst jetzt! – glaube ich konsequent an gar nichts mehr!" Uli wurde zusehends nüchterner, Angelika sah aus, als hätte man sie geohrfeigt.

Roland war fasziniert: Er erlebte soeben die Dämmerung der Atheistengötter.

Angelika öffnete den Mund und schloss ihn wieder, ohne etwas zu sagen. Uli schlug die Hände vor die Augen, seine Schultern zuckten. Roland dachte, er würde losheulen, aber Uli brach in schallendes Gelächter aus. Es dauerte eine Weile, bis er sich wieder beruhigte. Angelika stand immer noch steif wie eine Statue vor ihm, als er schließlich – etwas nüchterner – fortfuhr: „Wir haben jahrelang unter einem enormen Druck gelebt. Ich spreche dabei nicht einmal von der Verfolgung durch die Bullen oder von der ständigen Bespitzelung durch die Stasi, als wir in der DDR untergetaucht waren – und das war schon schlimm genug, das kannst du mir glauben. Ich rede von dem Druck, den wir uns selbst gemacht haben. Wir wollten unser Land davor bewahren, wieder in die Abgründe des Faschismus zurückzufallen, und wenn du den Faschismus als Gegner vor dir siehst, glaubst du, dass jedes Mittel recht ist, ihn zu bekämpfen, denn du gehst davon aus, dass es ja nichts Schlimmeres geben kann. Das mag tatsächlich der Fall sein, darüber haben jedenfalls andere schon spekuliert, in dem sie die Toten gegeneinander aufrechneten. Aber du glaubst gar nicht, wie schnell du dich auf eine Stufe mit ihm stellen kannst.

Nun, es gab in der Regierung der BRD zweifellos Faschisten – über den Begriff ‚ehemalige' lässt sich wohl ebenso streiten –, aber wie wäre es weitergegangen, wenn wir die tatsächlich eliminiert hätten? Hätten wir dann die Staatsmacht gestellt? Wie hätten wir regiert? Und wie hätte das Ausland reagiert, wenn wir tatsächlich die Revolution geschafft hätten? Hätten wir uns auf einen Krieg eingelassen? Das sind Fragen, auf die sich kaum einer ernsthaft eingelassen hat – ganz abgesehen von der zentralen Frage, ob wir überhaupt so etwas wie eine Chance gehabt hätten.

Aber freilich, wir wollten besser sein als jene, die die Faschisten an die Macht gebracht hatten. Aber auf die Idee, den Faschismus ernsthaft zu analysieren, kamen die Wenigsten. Es wurde tabuisiert auf Teufel komm raus.

Die Psyche revoltierte. Und das in einem Land, in dem sich jeder schuldig fühlen sollte, egal, ob er damals eine aktive Rolle gespielt hatte oder ob er erst nach 1945 geboren wurde.

Hast du jemals auf einer Beerdigung das Bedürfnis gehabt, laut loszulachen? Wolltest du noch nie gegen Tabus verstoßen? In einer Schweigeminute laut reden? Dir in einer Kirche einen runterholen? Oder…“

„…auf offener Straße laut ‚Heil Hitler‘ brüllen.“ ergänzte Roland.

„Siehst du. Genau das ist passiert.“

Angelika stand immer noch genauso da wie am Anfang. Über ihre Wangen liefen Tränen.

Unter dem Beifahrersitz lag eine ölgefüllte Zinkblechkiste. Seifert öffnete sie ohne Rücksicht auf die Flecken, die sich auf seiner Hose und dem Fahrersitz bildeten. Er entnahm ihr einen Lappen, den er kurz abtropfen ließ und breitete ihn auf dem Beifahrersitz aus. Das Auto war ohnehin schon ruiniert. Im Lappen waren mehrere Metallgegenstände, die er argwöhnisch untersuchte. Lauf. Magazin. Diverse Federn in verschiedenen Größen. Schlagbolzen. Sorgfältig setzte er die Teile, nachdem er sie mit einem trockenen Lappen gereinigt hatte, zu einer Pistole zusammen. Der Grünspan an den Patronen gefiel ihm nicht, aber es waren die einzigen, die er noch besaß. Acht Stück, die er nacheinander im Magazin einschnappen ließ. Das Magazin rastete im Griff ein. Schließlich steckte er die Waffe, gespannt und gesichert, in den Hosenbund.

Seifert gab Gas. Der Mercedes gehorchte erstaunlich willig. Der Weg war tatsächlich in einem guten Zustand. Überwuchert war er schon aus dem Grunde nicht, weil seit langem nichts mehr wuchs. Weitere Hindernisse gab es keine, wenngleich die meisten Bäume danach aussahen, als würden sie jenem, der die Straße blockiert hatte, bald folgen. So kam Seifert eine Weile recht gut voran.

Allmählich näherte sich aber der Gipfel, der Weg wurde wieder steiler. Etwa zweihundert Höhenmeter unterhalb des Gipfels war dann Schluss. Seifert beschloss, den restlichen Weg zu Fuß zurückzulegen und wendete den Wagen. Nach einigem Nachdenken stellte er den Motor ab. Möglich, dass die Batterie später streikte, aber er konnte den Wagen ja bergab anrollen lassen.

Etwas mißmutig machte er sich auf den Weg. Nach einer Weile besserte sich seine Laune, als er an Angelika dachte, die er sich zum Schluss vornehmen wollte. Diesesmal würde sie sich nicht mehr weigern, ihre Beine breitzumachen – selbst wenn er ihr vorher eine Kugel verpassen musste.

Uli hatte sich wieder hingelegt. Angelika hatte ihn nicht daran gehindert.

Sie und Roland saßen vor dem Haus, rauchten und schwiegen sich an. Roland horchte plötzlich auf. „Ich bin mir nicht sicher, aber ich glaube, ich habe einen Motor gehört. Aus der Richtung da drüben."

„Quatsch. Die Straße ist doch dort hinten."

„Ich mag mich ja in der Richtung täuschen. Aber irgendwas habe ich gehört."

Angelika lauschte ebenfalls. „Hm… ich weiß nicht… ein Brummen?"

„Ja. Die Bäume da unten dämpfen das Geräusch, aber es dürfte nicht sehr weit weg sein. Ein paar hundert Meter vielleicht."

„Jetzt hört man nichts mehr."

„Hm." Roland stand auf und spitzte die Ohren. Die Ruhe, die er seit der Ankunft auf dem Gipfel verspürt hatte, verschwand. Er hatte in den letzten Tagen eine gewisse Abneigung gegen Motorengeräusche entwickelt. „Lass uns mal zur Straße vorgehen." schlug er vor. Sie standen auf, Angelika weit weniger mühsam als Roland, dessen Beine fürchterlich wehtaten von der ungewohnten Belastung der letzten Stunden. Angelika war nichts anzumerken, was vielleicht auch auf ihre Selbstbeherrschung zurückzuführen war. Roland hingegen humpelte.

Auf der Straße war die Sonne wieder doppelt unerträglich. Ihre Kraft hatte weiter zugenommen, und Roland argwöhnte, dass dies nicht nur an ihrem Stand lag. Das helle Grau des Teerbelags reflektierte Licht und Wärme gleichermaßen; das Licht gab einem das Gefühl, zu erblinden, die Sehnerven leiteten völlig überfordert grelle Blitze weiter; die Hitze drohte dem übrigen Körper mit Brandwunden, Hitzschlag oder Sonnenstich. Roland fühlte sich an einen Roman erinnert, den er in seiner Jugend einmal gelesen hatte. Er handelte von einem Kopfgeldjäger, der einen Mordverdächtigen durch die Gila-Wüste verfolgte. Beide waren in der unmenschlichen Hitze fast umgekommen.

Roland schloss die Lider, der Schmerz in seinen Augen ließ nach.

„Vielleicht ein Flugzeug?" spekulierte Angelika.

„Flugzeug! Ich bitte dich!"

„Also ein Auto. Aber wie soll es hergekommen sein? Meiner Meinung nach kam das Geräusch definitiv nicht von der Straße."

„Weiß ich nicht. Vielleicht gibt es noch einen anderen Weg hier herauf, irgendeinen Waldweg. Interessanter fände ich allerdings die Frage, wer ein Interesse daran hat, hier raufzukommen."

„Seifert?"

„Das ist zu befürchten. Daraus resultiert die Frage, woher er weiß, dass wir hier oben sind."

„Du wirst doch Stefan nicht unterstellen wollen, dass er uns verraten hat!"

„Was heißt verraten. Ich…"

„Er ist ein alter Freund, absolut zuverlässig. Er würde nie…"

„Jetzt hör mal zu! Das ist keine Frage von Freundschaft oder Zuverlässigkeit. Verdammt nochmal, du kennst doch diesen Seifert besser als ich! So, wie du ihn mir beschrieben hast, marschiert der doch nicht zur Türe rein und fragt ‚Entschuldige bitte, lieber Stefan, würdest du mir bitte netterweise verraten, wo deine Freunde stecken? Vielen Dank auch!'. Ich meine, so, wie du diesen Typen beschrieben hast, scheint der doch durchaus in der Lage zu sein, jemanden zu foltern!"

Angelika schaute ihn entsetzt an. Roland verdrehte die Augen. „Herrgott, bist du naiv!" Er ging zum Haus zurück.

„Und wie soll er auf Stefan gekommen sein? Der ist doch ein völlig unbeschriebenes Blatt!" Angelika folgte ihm.

„Weiß ich nicht. Aber ich denke, wer Leute wie dich oder Uli kennt, ist kein unbeschriebenes Blatt, egal, wie harmlos er ist. Für solche Leute wie Seifert nicht."

Uli hatte sich den Disput durch das Fenster mit angehört. Er konnte nicht schlafen. Sein Zustand zwischen Nüchtern- und Trunkenheit hielt ihn wach und seine Gedanken am Kreisen.

Natürlich hatte dieser Roland recht. Angelika war naiv. Eine Möchtegern-Terroristin, ein Klotz am Bein. Nachdem sie in den Akten des BKA gelandet war, wozu sie selbst am wenigsten beigetragen hatte, war es natürlich ein gewisses Risiko gewesen, sie in die DDR rüberzubringen. Und der Stasi war auch nicht unbedingt angetan gewesen; die wussten dort schon, was Angelika für eine taube Nuss war.

Es war indes nicht das erste Risiko, das er für eine Frau eingegangen war. Scheiße, man wollte ja

auch ein bißchen was vom Leben haben. Auch wenn es mit Angelika nicht ganz so gelaufen war, wie er sich das vorgestellt hatte. Sei's drum. Er starrte die Decke an, die Risse, den abgeblätterten Putz und lauschte den Gesprächsfetzen.

Seifert keuchte. Der Schweiß rann ihm in Strömen an Gesicht und Körper herunter. Die Brille beschlug, und jeder Versuch, sie zu reinigen, verschmierte die Gläser nur noch mehr. Er versuchte, möglichst geräuschlos durch den Wald nach oben zu kommen, was nicht ganz einfach war. Zum einen war seine Sicht durch die verschmutzte Brille eingeschränkt, zum anderen war alles, was auf dem Boden lag, strohtrocken und gab unter seinen Schuhsohlen krachende Geräusche von sich. Bis über die Knöchel versank er in Laub und Nadeln. Die meisten Bäume waren zwar kränklich verfärbt, aber noch nicht zur Gänze kahl, so dass sie noch halbwegs Deckung boten.

Immer wieder musste Seifert stehenbleiben und Atem schöpfen. Die Stämme warfen harte Schatten auf den Waldboden. Er zog die Pistole aus dem Hosenbund und rückte sein Hemd zurecht. Die Stille war unheimlich. Keine Vögel, keine Grillen. Nur ein gelegentliches Rascheln von Laub, wenn ein träger, heißer Wind durch die Bäume strich. Die Steigung war hier sehr stark, und stellenweise musste er sich an den Ästen festhalten, um nicht abzurutschen. Gelegentlich brach einer unter Seiferts Gewicht und er fiel auf die Knie. Nach Luft schnappend zog er sich an einem anderen Ast wieder hoch und schleppte sich weiter.

Nach einer Weile wurde das Gelände wieder ebener, das Gipfelplateau und damit der Waldrand war erreicht. Weiter vorne war die Rückseite eines Hauses zu erkennen. Etwas weiter oben, auf der linken Seite, sah Seifert nahe einer kleinen Baumgruppe den Turm des Observatoriums aufragen. Er war erstaunt, dass er noch stand. Davor musste die Straße verlaufen. Zu sehen war sie aus dieser Perspektive allerdings nicht.

Seifert setzte sich und wartete, bis sich Atem und Herzschlag wieder etwas beruhigten. Vergeblich versuchte er noch einmal, seine Brille mit einem Hemdzipfel zu säubern. Dann untersuchte er noch einmal gewissenhaft die Pistole. Mit einem leisen Klicken legte er den Sicherungshebel um. Mit der Waffe in der rechten Hand schlich er sich gebückt an das Gebäude heran. An der Ecke spähte er nach vorne. Zwei Leute – Roland und Angelika.

„Ich habe, verdammt nochmal, kein gutes Gefühl.“

„Ok. Dann lass uns vielleicht mal die Umgebung absuchen, wenn dich das beruhigt.“

Seifert schnellte hinter der Ecke hervor. „Ok, Leute, das war‘s dann!“ Er richtete die Pistole auf Roland. Dieser ließ sich im gleichen Moment fallen – mehr aus Panik denn aus Geistesgegenwart. Keine Zehntelsekunde später drückte Seifert ab. Roland spürte einen heißen Lufthauch über seinem Kopf, die Kugel schlug hinter ihm in der Hauswand ein.

Im selben Moment sprang im Haus Uli mit einer Geschwindigkeit hoch, die man ihm in Anbetracht seines Zustandes kaum zugetraut hätte und riss die Schranktür auf, die ihm polternd entgegenfiel. Im Schrank lehnte ein länglicher Gegenstand, der in einen fettigen Lappen gewickelt war.

Das Poltern drang nach draußen und irritierte Seifert lange genug, um Roland ein zweites Mal zu verfehlen – fast jedenfalls: Die Kugel streifte eben noch seine Schulter, was er aber zunächst einmal vor lauter Angst gar nicht merkte.

Seifert schaute völlig irritiert zum Fenster, in dem sich ein Mann postiert hatte, der ihm vage bekannt vorkam. Der Doppellauf einer Schrotflinte ragte aus dem Fenster. Seifert schwenkte herum. Der Lauf der Flinte zeigte direkt auf Seiferts Kopf. Uli drückte ab.

Klick.

Seifert dachte nicht lange darüber nach, weshalb er noch am Leben war. Er zielte auf Uli und zog den Abzug durch. Die beiden Schüsse vorher hatten wie Peitschenknallen geklungen. Jetzt gab es eine gewaltige Detonation. Uli wurde vom Fenster weggeschleudert.

Seiferts rechte Hand war zerrissen, sämtliche Finger fehlten. Sein rechtes Auge war eine klaffende Höhle, das halbe Gesicht war zerfetzt. Ein Brillenbügel mit einem Glas hing noch an seinem linken Ohr. Er spürte dumpfe Schmerzen und war völlig verwirrt. Wer hatte auf ihn geschossen? Wo war seine Pistole?

Irgendwas war hier völlig danebengegangen.

Weg hier.

Er versuchte, im Weglaufen mit der linken Hand die Brille zurechtzurücken, wobei ihre Reste zu Boden fielen. Seifert rannte auf den Waldrand zu, den er nur unscharf wahrnahm. Er glaubte, eine Stirnwunde zu haben, deren Blut ihm das rechte Auge verklebte. Zweige schlugen ihm ins Gesicht, als er den Wald hinabstolperte.

Roland rappelte sich hoch. Seine linke Schulter schmerzte, als er sich mit dem Arm vom Boden hochdrückte. Angelika kam auf ihn zu. „Bist du in Ordnung?“

„Er hat mich erwischt.“ Roland war fasziniert. Ihm war etwas passiert, das er bislang nur aus dem Fernsehen kannte.

„Sieht nicht so schlimm aus.“ Angelika hatte zwei Kratzer an der Wange, wo sie von Splittern der Waffe getroffen worden war. Sie bluteten aber nur wenig.

„Was ist mit Uli?“ fragte Roland, der allmählich wieder klar denken konnte. Sein Herz raste noch und er spürte ein Ziehen in der Nierengegend, wo das Adrenalin in seinen Kreislauf gepumpt wurde.

Sie hasteten ins Haus. Uli war fast bis zur gegenüberliegenden Wand geschleudert worden. Sein helles T-Shirt triefte vor Blut. Über dem Brustbein war es zerfetzt, aus den Rippen ragte ein Stück Metall, das Angelika als einen Teil des Pistolenlaufs identifizierte. Roland hätte nie vermutet, das ein Mensch so viel Blut verlieren konnte und trotzdem noch lebte. Bei jedem keuchenden Atemzug warf das Blut auf Ulis Brust kleine Blasen, die wieder zerplatzten. Roland versuchte, ihn etwas aufzurichten. Uli versuchte zu sprechen, aber er hustete erst einmal eine Blutfontäne von sich.

„Das musste ja mal passieren, nicht wahr?“ presste er hervor. Sein Kopf sank zurück, sein Brustkorb hob und senkte sich nicht mehr. Angelika fühlte den Puls und schüttelte dann den Kopf. Sehr pragmatisch, dachte Roland angesichts Ulis letzter Worte. Das sollte man ihm auf den Grabstein schreiben. Das könnte man sogar jedem auf den Grabstein schreiben.

Seifert fiel auf den Forstweg und zerriss sein linkes Hosenbein. Er suchte mit seinem zusammengekniffenen verbliebenen Auge den Weg ab. Der helle Fleck etwa zwanzig Meter weiter schien sein Auto zu sein. Wurzeln und Steine übersehend, stolperte er darauf zu.

Es war nicht gut, einen Auftrag unerledigt zurückzulassen. Aber es war wirklich nicht seine Schuld gewesen. Wenn er nur wüsste, woher er den Mann am Fenster kannte…

Seifert taumelte auf sein Auto zu. Er musste sich das Blut aus dem rechten Auge waschen. Dass man so sehr bluten konnte, dass man nichts mehr sah… Endlich – das Auto! Er ließ sich in den Sitz fallen und tastete hinter dem Lenkrad nach dem Zündschlüssel. Weshalb ließ er sich nicht fassen? Er hörte doch das Klappern des Schlüsselbundes? Seifert beugte sich vor, um hinter das Lenkrad zu sehen. Mein Gott – was war nur mit seiner Hand passiert? Fassungslos starrte er auf das zerfetzte Etwas, das er nur unscharf wahrnahm.

Stöhnend drehte Seifert den Zündschlüssel mit der linken Hand, was einige Verrenkungen erforderte. Der Motor sprang nicht an. Der erste Versuch, den Gang einzulegen, mißlang. Seifert zog den Schalthebel mit dem Handgelenk nach hinten und trat die Kupplung. Der Wagen rollte an. Seifert ließ die Kupplung kommen. Der Wagen ruckte, stotternd sprang der Motor an und spuckte dicke, blauschwarze Wolken aus den Fragmenten des Auspuffs.

Seifert hatte immer noch kaum Schmerzen. Seine rechte Gesichtshälfte war völlig taub wie nach einem Zahnarztbesuch. In seiner rechten Hand – oder dem, was noch davon übrig war, spürte er ein Ziehen, wenn er sie bewegte. Der Schock unterdrückte den Schmerz.

Die Kurven tauchten ohne Vorwarnung auf, so dass Seifert ständig scharf bremsen musste. Nicht nur, dass er nur unscharf sah, es war ihm auch nur schwer möglich, mit einem Auge Entfernungen richtig einzuschätzen.

Verschwommene Bäume huschten vorbei. Wenn die Sonne durchdrang, blendete sie Seiferts überempfindliches Auge, das dem Schutz der dunklen Brille beraubt war.

Jetzt schien es ein Stück weit geradeaus zu gehen. Seifert gab Gas. Die Tachonadel taumelte wie irrsinnig. Plötzlich tauchte etwas großes, Graues vor ihm auf der Straße auf. Der Baum! Das musste der verdammte Baum sein!

Seifert trat voll auf das Bremspedal. Der Wagen rutschte auf der abschüssigen, losen Forstmischung nahezu ungehindert weiter.

Er musste den oberen Teil der Krone erwischen, rechts am Wegrand. Mit der Geschwindigkeit hatte er vielleicht eine Chance, durchzukommen. Er löste die Bremse und zog das Steuer leicht nach rechts. Wenn er doch nur besser sehen könnte!

Es gab einen dumpfen Schlag, gefolgt vom Brechen von Ästen. Die Windschutzscheibe splitterte und raubte Seifert den letzten Rest von Sicht. Der Wagen rutschte nach rechts. Das Heck hob sich, der

Motor, von den Antriebsrädern entlastet, heulte auf. Der Mercedes kippte, fiel auf die Seite, überschlug sich und kam wieder auf den Rädern auf. Seifert wurde wie eine Puppe im Wagen herumgeschleudert.

Das Auto rutschte weiter die Böschung hinab, wieder und wieder an Bäume prallend. Dann war die Böschung zu Ende und ging unmittelbar in einen steilen Abhang über. Der Wagen flog durch die Luft – zehn, fünfzehn, zwanzig Meter – und prallte seitlich auf eine Buche.

Der Baum war seit Monaten tot, aber er war immer noch erheblich stabiler als die Karosserie des Mercedes, die sich um den Stamm wickelte. Motor und Getriebe rissen aus ihren Verankerungen und setzten ihren Weg nach unten gemeinsam mit der Aufhängung der Kardanwelle fort. Marode Schweißpunkte platzten auf, Blech knüllte wie eine Getränkedose, die man nach gelöschtem Durst mit der Hand zerdrückte. Dann rutschte das Wrack am Stamm nach unten. Das Lenkrad ragte in groteskem Winkel aus dem Rahmen der Windschutzscheibe. Vereinzelte Glassplitter rasselten über das geschundene Blech. Dann herrschte Stille.

Ein Knall. Eine Rauchwolke, die sich schnell wieder verzog. Aus dem Lenkrad baumelte ein schlaffer, weißer Sack. Der Airbag hatte ausgelöst.

Seifert lag kopfunter im Wrack, eingekeilt zwischen Sitzen, Plastikverkleidungen und rostigem Blech. Er hätte sich keinen Zentimeter bewegen können, selbst wenn er noch dazu in der Lage gewesen wäre. Er war bei Bewusstsein. Er fixierte das Objekt vor sich und kam nach einer Weile zu dem Schluss, dass er seine eigene Fußsohle betrachtete. Schuh und Strumpf hatte er während des Überschlags verloren. Anatomisch wäre diese Ansicht seines Fußes eigentlich gar nicht möglich gewesen, aber er spürte immerhin keine Schmerzen. Genauer gesagt, spürte er unterhalb seines Kinns überhaupt nichts.

So eine verdammte Scheiße. Mir ist noch nie ein Job durch die Lappen gegangen. Wer war nur der Kerl, der auf mich geschossen hat? Dieses Gesicht…

Bald werden die Jungs mit dem Hubschrauber kommen und mich hier rausholen. Die kriegen mich schon wieder hin. Und dann etwas Erholung, irgendwo im Süden. Und anschließend diese Panne wieder ausbügeln.

Seifert merkte nichts davon, dass er nicht mehr atmete.

Sein letzter Gedanke, bevor er starb, war *Wenn man soviel mit dem Auto unterwegs ist, dann muss so etwas ja mal passieren.*

Sie hatten keine Möglichkeit gehabt, Uli richtig zu beerdigen. Auf der Suche nach einer Schaufel waren Roland und Angelika auf einen Holzstiel gestoßen, der an der Wand lehnte. Sein Ende stak in einer braunen, krümeligen Masse. Als Angelika den Stiel berührte, zerfiel er.

Sie trugen Uli hundert Meter weit in den Wald und legten ihn in eine Vertiefung, die sie notdürftig mit Laub und Erde abdeckten. Roland hatte keine Bedenken, dass der Leichnam von Tieren ausgegraben werden würde: „Hier gibt es keine Tiere mehr."

Es war Nacht geworden. Vorsichtig hatten sich Roland und Angelika einen Weg in den Beobachtungsturm des Observatoriums gebahnt. Aus unmittelbarer Nähe erwies sich der Turm als wesentlich baufälliger, als die beiden zunächst gedacht hatten. Die Kuppel war offen. Die Mechanik, die das Teleskop getragen hatte, war ein wirres Knäuel mürben Stahls. Das Teleskop selbst war wohl nach der Schließung der Sternwarte ausgebaut worden.

Die völlig klare Nacht und das Fehlen jeglichen Hintergrundlichts der Städte ließen die Sterne in ungewohnter Brillanz durch das offene Dach leuchten. Abkühlung indes hatte die Nacht kaum mit sich gebracht. Im Norden erkannte man an mehreren Stellen einen hellen Feuerschein, der von Waldbränden stammte, ausgelöst vielleicht durch Selbstentzündung oder die Lagerfeuer anderer Überlebender.

Roland hatte zwei Flaschen Wein aus Ulis Vorräten mit nach oben gebracht. Er war entsetzlich sauer, enthielt aber wenigstens noch genug Alkohol, um den pochenden Schmerz in seiner Schulter zu betäuben und Angelika zu beruhigen, die zeitweise einem Nervenzusammenbruch nahe schien.

Menschen sind manchmal seltsam, dachte Roland. Eigentlich sollte ich derjenige sein, dem die Nerven flattern. Sie hat sich diesen Job ja immerhin ausgesucht.

Obwohl – hatte sie das wirklich?

„Weißt du," sagte Roland und blies eine Rauchwolke in die Nacht, „es ist schon seltsam. Ich glaube, wir haben auf eine gewisse Weise eine ähnliche Lebenserfahrung hinter uns. Ich war ein Mensch, der sich immer durchs Leben hatte treiben lassen. Ich nahm mir so viel vor, habe aber im Grunde kaum etwas richtig auf die Reihe gekriegt. Entscheidungen habe ich immer so lange hinausgezögert, bis mir nur noch eine Möglichkeit zum Handeln blieb. Ich bin nicht geschwommen, ich habe mich treiben lassen. Und wenn ich dann den mir aufgezwungenen Weg gegangen bin und versagt habe, hatte ich dann immer die Ausrede, dass ich ja keine andere Möglichkeit hatte, als eben diesen Weg zu gehen.

Ich hatte einmal einen Job, der mich total ankotzte. Glaubst du, ich hätte gekündigt und einen neuen gesucht? Ich hab das durchgezogen, bis ich schließlich gefeuert wurde. Dann blieb mir gar nichts anderes übrig, als mich nach etwas anderem umzutun. Dann hatte ich aber einen neuen Job so nötig, dass ich nehmen musste, was kam.

Ok, die Sache lief danach nicht so übel, so richtig zufrieden war ich aber eigentlich nie. War natürlich nicht meine Schuld, was war mir denn sonst übriggeblieben, nicht wahr?

Wenn du ehrlich bist, wolltest du doch auch nur dem Establishment ein wenig in den Hintern treten. Oder hast du von vornherein einkalkuliert, deinen Namen auf irgendwelchen Fahndungslisten zu finden?" Angelika antwortete nicht. Sie blickte stumm auf die Glut ihrer Zigarette.

„Ich habe festgestellt, dass es nicht nur mir so geht." fuhr Roland unbeirrt fort. „Ich kenne eine Menge Leute in unserem Alter, die ihr Leben auf diese Weise verbracht haben. Ein Freund von mir hatte Abitur gemacht. Das Studium anschließend hatte ihn so gefrustet, dass er irgendwann den ganzen Krempel hinwarf und sich bei der Müllabfuhr bewarb. Angeblich war er dort zufrieden, weil er seine Ruhe hatte und er sich nicht den Kopf über seine Arbeit zerbrechen musste.

Ich hatte drei Mitschüler – alle aus meiner Klasse! –, die auf harten Drogen hängengeblieben waren. Einer starb mit Ende Zwanzig an einer Überdosis. So richtig voll klischeemäßig im Scheißhaus, nur, dass es nicht im Bahnhof, sondern bei ihm zu Hause war. Einer landete mit Anfang Zwanzig im Knast, keine Ahnung, was später aus ihm wurde. Die letzte, ein Mädchen aus der Klasse, habe ich irgendwann vor ein paar Jahren aus den Augen verloren. Ein Entzug nach dem anderen. War sie wieder draußen, war sie regelmäßig ein paar Monate lang clean, dann begann sie zu saufen, und spätestens nach einem halben Jahr war sie wieder voll auf Heroin.

Ein anderer – der war, glaube ich, eine Klasse über mir – hatte nach dem Abi die Firma seines Vaters übernommen. Wenn ich den getroffen habe, hat der nur gestöhnt, was für ein Scheißjob das

wäre. Netterweise hatte der einen in der Klasse, den ich auch recht gut kannte. Der hätte ebenfalls die Firma seines Alten übernehmen sollen. Ich hab den Typen ein paar Jahre später in einer Diskothek getroffen, wo er Platten auflegte. War wohl auch nicht so prall mit der Karriere.

Na ja, man könnte sagen, das waren nur ein paar Einzelfälle. Immerhin gab es auch ein paar, die haben ihren Doktor gemacht und gut Kohle eingefahren und waren damit glücklich und zufrieden – vielleicht mal abgesehen davon, dass ihnen die Frau weglief oder so was in der Art –, aber vor einigen Jahren bin ich da mal über einen Artikel in einer Zeitschrift gestolpert, der mich dann doch etwas stutzig gemacht hat. ‚Generation X – Die Generation der Versager' oder so ähnlich hieß die Überschrift. Ich hatte diesen Begriff *Generation X* zuvor noch nie gehört. Beim Lesen stellte ich dann fest: Die meinen mich.

Ich – ein Versager? Der Typ, der das verbrochen hat, hat ja wohl den Arsch offen! Das war erst mal so meine Reaktion. Aber je länger ich darüber nachdachte, desto mehr beschlich mich das unangenehme Gefühl, dass da doch was dran sein könnte.

In keiner anderen Altersgruppe, so hieß es da sinngemäß, gäbe es beispielsweise mehr Studienabbrüche. Nun gut, das kann natürlich eine Menge anderer Gründe haben, die auch in den äußeren Bedingungen zu suchen sind. Man darf ja auch nicht vergessen, dass wir zu den geburtenstarken Jahrgängen gehören. Da ist natürlich schon einmal die Konkurrenzsituation wesentlich härter.

Dann bin ich mal die Leute durchgegangen, die ich so kannte und dachte irgendwann: Scheiße – was ist da los?

Wie gesagt, die äußeren Bedingungen waren bei dieser Generation auch nicht immer optimal. Der Start ins Berufsleben während einer Rezession ist natürlich alles andere als toll. Arbeitslose bis zum Abwinken – da musste man als Ausbildungsplatz nehmen, was kam.

Aber: Das ganze wurde später ja noch viel schlimmer. Anfang der Achtziger bekamst du wenigstens noch irgendeine Lehrstelle. Fünfzehn Jahre später hatten wir offiziell vier Millionen Arbeitslose. Da schauten die Schulabgänger erst recht mit dem Arsch auf die Uhr.

Also: Was, zum Teufel, war mit uns los?" Roland löschte sorgsam seine Kippe und gab den restlichen Tabak wieder in den Beutel zurück.

„Ist dir eigentlich mal aufgefallen, dass wir im Grunde die letzte Nachkriegsgeneration sind? Die Nachkriegszeit ist zu Ende, haben unsere Politiker nach der Wiedervereinigung getönt. Ich sage dir was: Die Nachkriegszeit ist dann zu Ende, wenn wir, die Nachkriegsgeneration, tot sind!

Na ja, allzulange dürfte das nicht mehr dauern. Prost." Der Wein zog Rolands Lippen zusammen, aber er schluckte tapfer. Angenehme Wärme breitete sich in seinem Kopf aus.

„Sehen wir's doch mal so: Der zweite Weltkrieg war ein gewaltiger Donnerschlag, und wir haben mit dem Echo gelebt.

Vermutlich hatte ich als Kind vor allem möglichen Angst. Dass jemand unter meinem Bett liegt. Vor einem Gespenst im Kleiderschrank. So genau weiß ich das nicht mehr. Eines weiß ich aber noch ganz sicher: Ich hatte Angst vor dem Krieg. Manchmal hätte ich am liebsten in den Kleidern geschlafen, damit ich angezogen in den Keller flüchten konnte, falls es Alarm geben sollte.

Krieg war überall. Im Fernsehen. Im Radio. Ja, damals hatte man tatsächlich noch ebensoviel Radio gehört wie ferngesehen! In den Gesprächen unserer Eltern. Die bereiteten da nicht nur Selbsterlebtes von damals auf, das war teilweise ganz aktuell, wie '68, als die russischen Panzer in Prag einfuhren.

Bekannte von meinen Eltern kauften sich zu der Zeit ein Haus im Elsass. Meine Eltern hielten das für zu riskant, ein Haus im Ausland zu kaufen – falls es einmal zum Krieg käme. Man muss sich das mal auf der Zunge zergehen lassen: Die hielten es Ende der Sechziger noch für denkbar, dass es zwischen Deutschland und Frankreich noch einmal zu einem Krieg kommen könnte!

Den Begriff *im Schatten der Bombe leben* hast du sicher schon oft genug gehört. Genau das ist der Punkt: Wir haben im Schatten der Bombe gelebt.

Ja, wir haben permanent mit der Möglichkeit gelebt, dass uns am nächsten Tag das Licht ausgeblasen werden könnte. Nun, ich denke, für einige war es keine Wahrscheinlichkeit, sondern Sicherheit.

Die Woodstock-Generation sagte sich: Ok, Freunde, lasst uns einen durchziehen, dann zeigen wir denen da oben mal, wo der Hammer hängt. Wir wollen uns von denen nicht auspusten lassen. Das war sogar noch eine recht kreative Angelegenheit. Was daraus wurde… na ja.

Dann kamen in den Siebzigern wir – die Nachzügler. Auch wir waren davon überzeugt, dass uns jederzeit die Bombe auf den Schädel fallen konnte. Nur, wozu sich den Arsch aufreißen? Gut, wir haben unsere Friedensdemos durchgezogen. Das war ’ne gute Sache, sicher. Aber warum eine Lebensplanung, wenn man doch sowieso früher oder später über den Jordan ging?

Das war bequem, nicht wahr? He, Leute, ich kann nichts dafür, dass ich ein Versager bin! Nixon und Breschnew haben mich bedroht!

Die Punks waren dann sogar noch ein Stück konsequenter: No Future! Nicht nur die Sache mit der Bombe, auch wirtschaftlich ging es allenthalben bergab. Die konservativen Regierungen, die überall an die Macht kamen. Viele der Jungen resignierten. Es ist ja wohl kein Zufall, dass man sowohl für einen psychischen Zustand als auch für eine Wirtschaftskrise das Wort *Depression* verwendet.

Ja, die Zeiten sind härter geworden. Wenn man früher vom Generationenkonflikt sprach, hieß das mehr oder weniger: Die Jungen stehen auf Rock’n’Roll und haben lange Haare, die Alten zetern, weil das Abendland untergeht. Das hat sich schließlich von der ideellen auf die materielle Ebene verschoben: Die Älteren hatten ihre Existenz gesichert, die Jüngeren mussten davon ausgehen, dass sie schuften durften, ohne jemals auf eine Rente hoffen zu können, für die sie Beiträge bezahlten.

Aber soweit ist es ja nun dank dieser Scheiße hier doch nicht gekommen.“

Ein erster rötlicher Schimmer erschien am östlichen Horizont – eigentlich noch viel zu früh. Auch die übliche Morgenkühle blieb aus. Es wurde einfach wieder wärmer.

Rolands Zunge wurde schwerer. „Tja. Dumm, wenn man glaubt, man wäre die allerletzte Generation auf Erden. Hätte ja auch fast geklappt. Sind aber doch noch ein paar Typen nachgekommen. Wäre die erste richtige Nach-Nachkriegsgeneration geworden. Die hätten vielleicht ’ne Chance gehabt, die Kriegsscheiße auf ’ne saubere Art vom Hals zu bekommen. In übertragenem Sinn, mein ich.

Die wär’n auch nicht in ’nem Land aufgewachsen, das es dann auf einmal nich mehr gab. Die hätten auch die ganze Sache anders angepackt als wir. Vielleicht.

Hey, weißt du, was das für’n Land war? Brücken, die so prä-präpariert war’n, dass man sie in die Luft jagen konnte, wenn der Feind kam. Und Autobahnen als Flugzeuglandepisten. Und einmal im Jahr S-Sirenenprobe.

Sch-Scheißkrieg. Hat mir alles versaut.

Hätt ich nur… hätt ich nur…“ Roland dachte darüber nach, was er hätte tun sollen.

„Hättest du doch nur gelebt.“ Es war Angelikas einziger, eisiger Kommentar.

„Der Adolf is schuld.“ grunzte Roland und schlief ein.

Im Osten ging eine gigantisch aufgeblähte Sonne auf, die fast ein Drittel des Horizonts einnahm.

18. 08. 1998